Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

63. Band

Lessings Werke VI

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Lessings Werke

Sechster Teil

Recensionen. Selbständige Schriften

Herausgegeben

von

Dr. R. Boxberger

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Sollen wir dem etwas bunten Inhalt dieses Bandes einen einheitlichen Charakter beilegen, so würden wir diesen herzunehmen haben von dem Charakter derjenigen Publikation, die den größten Raum in diesem Bande einnimmt, den „Schriften". Aber freilich auch deren Inhalt ist bunt genug, ja noch mehr, gerade in ihnen ist die möglichste Mannigfaltigkeit in Ton und Inhalt deutlich erkennbare und ausgesprochene Absicht. Gleichwohl fallen, auch schon wenn man das Inhaltsverzeichnis ansieht, durch den eigentümlichen Titel und durch ihre Zahl besonders auf die „Rettungen". Und wenn ich nun unter diesen besonders die „Rettung des Cardanus" nenne, so sind wir hier schon bei dem Werke angelangt, dessen Idee Lessingen von nun an durch das Leben begleitete, bis er in seinem „Nathan dem Weisen" die schönste seiner „Rettungen" schuf, die Rettung des natürlichen Gefühls guter Menschen vor dem Mißbrauch religiöser Satzungen. Damit ist zugleich der Unterschied des Inhaltes dieses Bandes von dem des vorigen und der Fortschritt in Lessings Geistesentwicklung angedeutet. Der vorige Band enthielt die „Theatralische Bibliothek", bestehend aus Auszügen, Übersetzungen und Ähnlichem, was die Geschichte des Dramas betrifft, also aus Vorstudien zu Lessings eigenen

Dramen, die auch nur als solche für uns noch einigen Wert haben; aber diese Studien haben keinen selbständigen Gehalt. Lessing war eben damals noch in der Lage, wie er den 16. Oktober 1754 an seinen Lehrer und Freund, den Professor Kästner, schrieb, da er auf eigene Kosten nicht studieren konnte, auf Kosten des Publikums zu studieren. Er nennt hier seine „Theatralische Bibliothek“ das Produkt eines Mannes, der den Schriftsteller macht halb aus Neigung, halb aus Zwang. In einer viel anderen Lage war er freilich auch noch nicht, als er die „Schriften“ herausgab; aber er hatte doch während der bisherigen schriftstellerischen Fronarbeit um das tägliche Brot, besonders während der Aufenthalte in Wittenberg und in Potsdam, wo seine publizistische Thätigkeit ruhte, so viel Zeit gefunden, um einerseits, besonders in Wittenberg, sein Wissen und Können inhaltlich zu vermehren und zu vertiefen, und andererseits, besonders in Potsdam, die letzte Hand an seine eigenen Produktionen zu legen, die er nun dem Publikum in diesen „Schriften“ bieten durfte. Daß sich darunter schon „Miß Sarah Sampson“ befand, beweist am besten, welche gewaltigen Fortschritte der junge Dramatiker gemacht hatte. Aber auch die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen suchte er dem Publikum in einer angenehmen, spielenden Form vorzuführen, worauf schon die äußere Einkleidung in „Briefe“, sowie die ganze Ausstattung der sechs kleinen Bände der „Schriften“ hindeutete, die in zierlichem Petitdruck, mit zierlichen Titelvignetten und in Westentaschenformat erschienen, während Lessing sonst gerade für gelehrte Werke großes Format begünstigte und, halb im Scherz, halb im Ernst, zu behaupten pflegte, die echte Gelehrsamkeit sei aus der Welt verschwunden, seit man nicht mehr in Quart drucken zu lassen pflege. Dieses Taschenformat zog ihm den Spott des Dichters Samuel Gotthold Lange zu, und er griff diesen in einer eigenen, in eben diesem Format ausgefertigten Schrift, dem „Vademecum“ an, die wir zwischen die „Schriften“ eingereiht haben, da sie durch dieselben hervorgerufen ward, und andererseits sich Lessing in seinen „Rettungen des Horaz“ auf sie bezieht. Jene Verbindung schöngeistiger Form mit pedantisch gelehrtem Inhalt war nicht neu; sie war besonders bei den Franzosen in Gebrauch, bei denen sie auch im Leben oft geübt wurde. Lessing mag auf sie besonders durch das Studium der Menagiana gekommen sein, von deren fleißiger Benutzung zu Sinngedichten, die er nach dem Zeugnisse seines Bruders besonders in Wittenberg verfaßte, die Anmerkungen in unserm ersten Bande Zeugnis geben. Auch jetzt noch war Lessing durch die Not getrieben, seine gelehrten Studien dem Publikum, und zwar nicht bloß dem gelehrten, denn dieses würde ihn nicht für seine Auslagen schadlos gehalten haben, sondern überhaupt dem gebildeten vorzuführen, und es galt daher den Versuch, sie auch diesem schmackhaft zu machen. Hierzu wählte er, wie noch später in den „Litteraturbriefen“, die Form der Briefe, doch scheint er sich nicht wie bei diesen einen bestimmten Adressaten gedacht zu haben. Dagegen

entspricht die Datierung so ziemlich den Zeiten und Orten (Leipzig, Wittenberg, Berlin), wo sie entstanden sein mögen. Auch frühere Arbeiten, die in der nach Jahresfrist eingegangenen Beilage der Vossischen Zeitung „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" erschienen waren, arbeitete er in diese Form um und veröffentlichte sie hier zum zweitenmale. Das Beispiel seines Vaters und seines Bruders Theophilus, mit dem er in Wittenberg zusammen wohnte, die eigene Neigung und, wohl nicht am wenigsten, der Ort Wittenberg selbst, führten ihn auf das Studium der Reformationsgeschichte, und aus ihm gingen die ersten „Briefe" hervor, in denen Lessing, bezeichnend genug für ihn, sich gegen Luther und Melanchthon, ja wohl auch gegen die damals lebenden Wittenberger Theologen eines verfolgten Dichters annahm, also eine „Rettung", wenn sie diesen Titel auch erst in der Ausgabe seines Bruders erhielt. Es ist der Dichter Simon Lemnius, wie er seinen Namen Lemmchen latinisiert hatte, ein Epigrammatiker, der schon dadurch die Aufmerksamkeit des damals auf seinen Bahnen gehenden Lessing erregte; Lessing glaubte, und wohl mit Recht, gefunden zu haben, daß man ein unschuldiges Epigramm desselben (im 3. „Briefe") „Auf Midas" fälschlich auf den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen gedeutet habe; daher dann die Verfolgungen, die den Dichter in solche Wut versetzten, daß er nun wirklich sich mit den Waffen rächte, die ihm die Natur verliehen hatte, und zotige Satiren auf Luther schrieb. Dieser Umstand gab dann Lessing willkommene Gelegenheit, seiner Vorliebe für seltene Bücher ein kleines Opfer der Eitelkeit zu bringen und den Inhalt eines „Anekdoton", welches ihm der Zufall in die Hand gespielt hatte, wohlgefällig auszukramen. Es ist ein Zeichen menschlicher Schwäche, daß Lessing im 8. Briefe beinahe in denselben Fehler verfällt, den er Luthern zum Vorwurf macht, denn auch die Deutung des Epigramms des Henricus Stephanus „Auf Hornemann" auf Luthers eheliches Verhältnis zu seiner Käthe scheint mir nichts weniger als sicher zu sein. Sollen wir es mit Lessings Epigrammata ebenso machen? Wenigstens gäbe uns dieser Deutungsversuch ein Recht dazu. Doch scheint es uns sicherer und ehrenvoller, wenigstens anständiger, Lessings Beispiel in den „Rettungen des Horaz" zu folgen und seine Sinngedichte eher auf litterarische als auf persönliche Anspielungen zurückzuführen.

Eine „Rettung" in eigentümlicher, nämlich dramatischer Form ist die eines anderen Dichters, eines Zeitgenossen, Samuel Henzi. Aber während es Lemnius geglückt war, sich, wie Alcibiades, mit dem ihn Lessing auch einmal vergleicht, dem blinden Haß und der Verfolgungssucht zu entziehen, war Samuel Henzi der oligarchischen Verwaltung seines Vaterlandes Bern, deren schreiende Mißbräuche er in patriotischem Sinn mit rechtlichen Mitteln zu beseitigen sich bemüht hatte, schließlich, da die Liebe zum Vaterlande ihn nach Ablauf seiner Verbannung in dasselbe zurückgeführt hatte, zum Opfer gefallen. „Es bleibt dabei,"

schloß ich eine frühere Einleitung zu diesem Fragment eines Lessingschen Dramas, „Henzi ist als Patriot und Märtyrer der unerträglichen Zustände in der Regierung seines Vaterlandes gefallen, wie die nunmehr folgenden Berichte der Vossischen Zeitung, als Lessings vorzügliche Quelle, von 1749 ausweisen werden." Ueber die Versuche anderer schweizerischer Patrioten, Dichter und Künstler wie Albrecht von Haller und Fueßli, das Verfahren des Berner Rates zu rechtfertigen, vgl. man jetzt die vortreffliche Ausgabe der Gedichte Hallers von Ludwig Hirzel (Register s. v. Henzi) und über das Leben Henzis und seine Schriften das Werk von Bäbler, Aarau 1880. Jene Berichte aus der Vossischen Zeitung aber, welche die bei Hempel erschienene Ausgabe zuerst brachte, wollen auch wir uns nicht entgehen lassen. Sie lauten:

Colmar, vom 8. Julius 1749. Schon seit einigen Monaten hatte sich ein heimlich Gerücht in der ganzen Schweiz ausgebreitet, daß die Einwohner einiger Kantons, da sie der Ruhe und des Glücks, dessen sie genossen, indem ganz Europa dem Schrecken des Krieges zum Raube ausgesetzet war, müde gewesen, anfingen, sich zu bewegen, in der leeren Einbildung, daß sie sich in glücklichere Umstände setzen wollten. Man nennte sogar diejenigen Städte, wo man sagte, daß das Feuer unter der Asche glimme, und es fehlte nicht viel, daß man nicht auch die Häupter des Komplotts genennet hätte. Da sich aber diese Gerüchte gelegt, sowohl weil einige Regierungen sie nur verachteten oder öffentlich widerlegten, als auch wegen der klugen Maßregeln, die man zu gleicher Zeit ergriff, die verborgenen Feinde des Staats in Unordnung zu bringen, wofern ihrer wirklich da wären, so hätte man nicht, wie es itzo bei Ankunft der letzten Kuriers aus der Schweiz geschiehet, zu vernehmen vermutet, daß Donnerstags den 3. Julius die Regierung der Stadt Bern die Stadtthore hat schließen lassen und sie bei Abgang des letzten Kuriers noch verschlossen gehalten, nachdem sie die Bürgerschaft die Waffen ergreifen heißen; daß sie 22 Personen von verschiedenem Stande in Verhaft nehmen lassen, und daß sie Cirkularschreiben an die übrigen Regierungen des Schweizerbundes geschickt, worinne sie ihnen von denen Entdeckungen Nachricht gegeben, welche sie gezwungen, so verdrießliche Zwangsmittel zu ergreifen. Einige von denen Briefen, welche man mit den letzten beiden Posttagen erhalten hat, versichern ausdrücklich, daß, wenn die Regierung nicht den Aufrührischen beizeiten zuvorgekommen wäre, diese sich in sehr kurzer Zeit hätten imstande befinden können, die Staatsverfassung ihres Vaterlandes umzukehren, und dieses unter dem scheinbaren Vorwande, daß sie den Weg zu allen obrigkeitlichen Ämtern ohne Unterschied allen Einwohnern der Stadt und des Kantons öffnen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Eigenschaften hätten, ob sie gleich weder durch das Blut noch durch einen Bund eine Gemeinschaft mit den Familien hätten, welche im Besitz der Ämter und Würden des Staats sind.

Basel, vom 9. Julius. Wegen des gedrohten Aufruhres in Bern ist der Herr Fouettre nebst 20 bis 21 Bürgern in Verhaft gebracht worden. Am 3. dieses waren die Thore selbiger Stadt noch geschlossen, und man hat ihrer noch täglich mehr gefänglich eingezogen, weil man vernommen, daß über 70 Familien, welche keine Gemeinschaft mit der Regierung haben, in das Komplott verwickelt und willens sind, die Regierung auf denjenigen Fuß zu setzen, auf welchem sie ihrem Vorgeben nach nach den Grundgesetzen des Kantons sein soll. Man nennet unter den gefangenen Personen auch den Herrn Michael Ducret, aus Genf gebürtig, welcher schon öfters wegen Aufruhr, sowohl in Frankreich als in der Schweiz, teils flüchtig werden müssen, teils in Verhaft genommen worden. Er ist von starker Einsicht und hat die Historie und die Gesetze der Schweiz sehr wohl inne. Er hat im Gefängnisse 100 Pfund Eisen an sich.

Bern, vom 9. Julius. Man hat in die hiesige Zeitung folgenden Artikel eingerückt: „Es hatten allhier einige Bürger eine Art einer Zusammenverschwörung gemacht, welche, dem Himmel sei Dank! nicht zum Ausbruch gekommen ist. Die Regierung hat, sobald sie davon Nachricht erhalten, die Schuldigen oder diejenigen, die man dafür hielt, in Verhaft nehmen lassen, deren Anzahl sich auf 20 erstrecket. Die Befehle, sich derselben zu bemächtigen, sind ohne Widersetzung und ohne Aufruhr ausgerichtet worden. Alle redliche Bürger haben durch ihre gute Aufführung zu erkennen gegeben, wie sehr sie ein solches Komplott verabscheuen, und merkliche Zeichen von ihrer Neigung gegen die Regierung von sich gegeben. Man ist eifrig beschäftiget, den Schuldigen den Prozeß zu machen. Man hat einige Miliz von den umliegenden Gegenden in die Stadt rücken lassen, die gute Ordnung zu erhalten und die Bürgerwache zu unterstützen."

Schaffhausen, vom 10. Julius. Man redet hier von nichts als von der Entdeckung des schrecklichen Komplotts, welches zu Bern angesponnen, und welches selbige Stadt, wenn es wäre ausgeführet worden, auf das grausamste hätte verwüsten können. Den ersten Nachrichten zufolge, welche man davon erhalten, war die Absicht der Zusammenverschwornen, sich aller Zugänge zu dem Ort, wo die Regierung ihre Versammlungen hält, zu bemächtigen, alle Glieder der Regierung umzubringen, zu gleicher Zeit die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und sich der allgemeinen Verwirrung zu der Hauptabsicht ihres Komplotts, nämlich zur Veränderung der Regierungsform, zu bedienen.

Bern, vom 12. Julius. Die letztgedachten Zusammenverschwornen haben die abscheuliche Absicht gehabt, den Magistrat und einige von den vornehmsten Bürgern zu ermorden, sich des Schatzes zu bemächtigen und sich hernach zu Herren der Regierung zu machen. Dieser entsetzliche Entwurf sollte in der Nacht zwischen dem 5. und 6. dieses ausgeführet werden. Eins von den Häuptern der Zusammenverschwornen war schon

ausgegangen, in selbiger Nacht 7—800 Bauern, deren sich die Mißvergnügten versichert hatten, in die Stadt zu bringen. Ein Lieutenant, welcher an einem Thore Wache halten sollte, sollte sie hereinführen. Man hatte sich vorgenommen, durch Feuer und Schwert zu seinem Zwecke zu gelangen, aber der Anschlag ward beizeiten entdeckt. Es sind 60 Personen in Verhaft. Einige davon sind schon verurteilet, und man versichert, daß die Rädelsführer auf den 14. dieses werden mit Pferden voneinandergerissen und andere lebendig gerädert werden. Itzo ist übrigens allhier alles ruhig.

Basel, vom 12. Julius. Der Bernische Zufall macht hier viel Aufsehen. Die Mißvergnügten in Bern beklagen sich, daß die Bürger, welche man sonst stets als Patricios beobachtet, sich seit ohngefähr einem halben Jahrhunderte aller Freiheiten und Vorzüge beraubet sähen, welche ihnen, wie sie sagen, als einem freien Volke zugehöreten. Diese Privilegien bestünden unter andern in der Freiheit, den Magistrat zu erwählen, und in der Fähigkeit, bei diesen Wahlen wie auch bei den andern Ämtern, welche offen werden, in Betrachtung gezogen zu werden. Sie sagen, man habe sie nicht eben gerade ganz ausgeschlossen, sondern nur ihnen alle Zugänge verschlossen. Ferner klagen sie, daß wegen des Anwachses der vier Familien, welche, wie sie vorgeben, die Hälfte des Magistrats ausmachen, die alte Regierungsform zu einem solchen Grade der Oligarchie gebracht worden, daß man ohne Einwilligung dieser Familien niemals zu einem Amte gelangen könne, auch nicht einmal zu Kriegsdiensten außer Landes, und daß man aus allem eine Art eines Monopolii mache. Sie beschuldigen die Regierung, daß sie ohne Grund behaupte, es sei eine formelle Akte da, in welcher die Bürgerschaft ihren Vorzügen entsaget hätte. Indessen scheinet es doch, daß sie selbst daran zweifeln, weil sie, wofern sie vorhanden wäre, sich auf die Ungültigkeit einer Akte stützen, welche die Grundgesetze der ganzen Republik umkehrt. Sie gründen sich übrigens darauf, daß die Patricierfamilien bis hieher fähig erkannt worden, erwählet zu werden. Im Jahre 1710 übergaben einige der vornehmsten Bürger dem Magistrat eine Bittschrift, worinne sie ihn baten, diese Beschwerden abzuthun. Eine andere Gesellschaft von Bürgern versuchte eben dieses im Jahre 1744. Aber die Folge von diesem Unternehmen war, daß diejenigen, welche diese Bittschriften unterzeichnet hatten, auf einige Jahre verwiesen wurden. Da die Mißvergnügten vorgeben, daß diese beiden Bittschriften nicht in solchen Ausdrückungen abgefasset gewesen, welche mit Recht ihren Verfassern diesen Unwillen hätten zuziehen können, so haben sie nicht für ratsam gehalten, sich wieder einem solchen Verfahren bloßzustellen, sondern sie haben den Entschluß gefasset, den Gliedern der Regierung ihre Propositionen auf eine Art vorzutragen, welche sie zu einer ungesäumten Entschließung zwingen könnte. Man redet noch ganz unterschiedlich von der Art, wie sie diesen Entschluß auszuführen gesucht haben. Dieses ist gewiß, daß einer aus dem Komplott am

3. dieses die Zusammenverschwörung dem Oberlandvogte entdecket hat. Er nennte ihm zugleich 22 Personen von den vornehmsten des Komplotts. Diese Entdeckung ward zwei bis drei Tage eher gemacht, als die Sache sollte ausgeführet werden. Der Oberlandvogt gab insgeheim den Gliedern der Regierung hiervon Nachricht, worauf beschlossen ward, sich der 22 Häupter der Zusammenverschwörung mit so wenig Aufsehen, als es möglich wäre, und zu gleicher Zeit zu bemächtigen. Damit man von der geschwinden und treulichen Ausführung der genommenen Maßregeln desto besser versichert sein möge, schickte man die jüngsten Glieder der Regierung sehr spät aus, und es gingen ihrer immer zwei und zwei zu den angezeigten Personen, welche sie wegnahmen und ins Gefängnis führten, ausgenommen zwei, welche Mittel gefunden haben, sich davon zu machen.

Basel, vom 15. Julius. Die letzten Briefe von Bern thun immer noch von der Zusammenverschwörung Meldung, wie auch von den Folgen, welche sie bis itzo gehabt, und den Maßregeln, zu welchen sie Gelegenheit gegeben. Diese Nachrichten sagen alle, daß Hr. Michael Ducret in der That eines von den drei Häuptern des gefährlichen Komplotts ist, und daß die zwei andern der Hr. Fouettre, Thorlieutenant, und Hr. Henzi sind. Man hat unter ihren Papieren den ganzen Entwurf des vorgehabten Unternehmens gefunden. Ihro Excellenzen zu Bern fahren fort, alle nötige Maßregeln zu nehmen, und es haben noch 400 Mann die Wache in der Stadt. Die Städte und das Land Vaux und unter anderen Lausanne, Vevay, Morges und Role haben Deputierte von ihren Conseils abgeschickt und der Regierung zu Bern alles dasjenige anbieten lassen, was sie bei diesen Umständen thun können, sie ihrer Treue und Zuneigung zu versichern.

Basel, vom 17. Julius. Man hat Nachricht von Bern, daß die vornehmsten unter den Zusammenverschwornen sind: der Kapitän Henzi und sein Bruder, der Kaufmann Gabriel Fouettre und der Maler eben dieses Namens, der Goldschmied Hug und der Gerber Kühn.

Basel, vom 18. Julius. Am verwichenen Freitag wurden zu Bern drei von den vornehmsten des Komplotts ordentlich und außerordentlich verhöret und den Dienstag darauf verurteilet. Einer, nämlich der Hr. F.., ward dazu verdammet, daß ihm erst die Hand und hernach der Kopf sollte abgehauen werden, die zwei andern, nämlich H.. und W.., sollten auch den Kopf verlieren. Diese Urteile sind vorgestern zu Bern an dem gewöhnlichen Orte vollstrecket worden. Als man sie peinlich verhörte, rührte ein Kreis von Tambours die Trommeln, und bei der Exekution stiegen eben diese Tambours auf das Schaffott und hatten Befehl, zu trommeln, wenn die Delinquenten etwan eine Rede an das Volk halten sollten; es hatte aber keiner keine Lust, noch eine Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Es liegen noch 17 Mitverschworne in Ketten und Banden. Dreißig andere haben Hausarrest und acht sind entwischt. Viere von diesen sind in Solothurn gewesen, und haben bei

dem französischen Ambassadeur um Schutz angehalten. Da aber dieser ihnen gedrohet, daß er sie wolle arretieren lassen, sind sie nach Italien geflüchtet. Der Magistrat zu Bern ergreift alle zur Erhaltung der Ruhe nötigen Maßregeln. Er ließ an dem Tage der Exekution zwei Eskadrons Dragoner und ein starkes Detachement Infanterie zur Wache in die Stadt rücken. Die Kommission, welche den übrigen Mitverschwornen den Prozeß machen soll, setzt ihre Sitzungen sehr fleißig fort. Die Glieder derselben essen zu Mittage und abends auf dem Rathause und gehen erst abends um 10 Uhr aus einander. Man vermutet in kurzem noch mehr Exekutionen. Michaeli Ducret ist noch nicht auf der Tortur gewesen, aber er ist wieder noch enger eingeschlossen worden.

Auszug eines Schreibens von Bern, vom 19. Julius. Von denen Chefs der allhier entdeckten Konspiration ist am Mittwoch der Henzi (welchem ohnlängst Gnade erteilet worden, indem er bannisieret war) enthauptet worden. Ein gleiches ist auch dem Kaufmann Wernier widerfahren, dem Stadtlieutenant Fuetter aber, weil er denen Übelgesinnten außerhalb die Thore hat aufmachen wollen, zuerst die rechte Hand und sodann der Kopf abgehauen worden. Vor diesen armen Sündern marschierte eine Compagnie Dragoner her, darauf auf beiden Seiten die Stadtwacht, hinter ihnen aber eine Compagnie Reuter. Es wird bei denen nicht bleiben, sondern bis Montag wieder Blutgericht gehalten werden. Des hingerichteten Werniers Bruder, der im Spital einen Posten gehabt, hat sich flüchtig gemacht, ist aber wieder erhaschet worden. Des Henzis Bruder hat sich in der Gefangenschaft entleiben wollen. Es sitzet noch ein Fuetter gefangen, ein anderer aber hat sich davon gemacht, auf welchen meine gnädigen Herren tausend Pfund geboten haben. Außer diesem ist auch noch ein Fuetter nebst anderen Bürgern mehr durchgegangen. Viele haben Hausarrest, man glaubet aber, es seien ein und andere unschuldig. Das Examen mit denselben gehet des Morgens um 5 Uhr an und währet oft bis in die Nacht. Die Wohlgesinnten sind aufgewecket, und etliche Compagnieen Landvolk befinden sich in der Stadt. Die ältesten Herren des großen Rats halten Wacht. Unter dem Gefängnisturm läßt man niemand passieren. Die Stückhauptleut samt den Konstablern sind Tag und Nacht auf ihrer Hut. Die Stadtthore werden von den Herren des Rats geschlossen. Abends schlagen 17 bis 18 Tambours um. Die Offiziers sind meistens Herren des großen Rats. Es ziehet alles unter einander, Herr, Bürger und Bauer, auf, welches traurig aussieht. Es sind in der Stadt Zelten für die Bauern aufgeschlagen. Es ist erbaulich, wie sie des Morgens ihr Gebet verrichten und darauf einen Morgengesang singen, ehe sie auf ihre Posten gehen. Das Landvolk ist insgemein willig, aber man gehet auch sehr liebreich mit demselben um. Der Mr. Michaeli (sonst Ducret genannt), welcher hier im Spital war, ist anfangs angeklaget worden, als wenn er den Übelgesinnten alle Anleitung gebe, deswegen er auch stark gefesselt eingestecket worden;

er soll aber nicht viel Anteil daran haben, und glaubet man dahero nicht, daß ihm etwas widerfahren wird. In dem Moment vernehme ich, daß man des hingerichteten Werniers Bruder, den Fuetter und den Rotgerber hierher bringe, welche also dem Tod nicht entgehen dürften.

Bern, vom 26. Julius. Man siehet und höret allhier folgende kurze Apologie der hiesigen Mißvergnügten: „Unsere Bürger, die sonst von ebenso guter Familie sind als unsere Obern, deren Väter oft mehr zum Staat beigetragen als diejenigen, die uns die Last auflegen, und die sonst auch Mitglieder bei Ämtern gewesen, sind schon über 50 Jahre dieses Rechts beraubet und ausgemerzet und dürfen sich nicht einmal als freie Bürger in einer Republik regen. Wir haben vor Zeiten nach unsern Grundgesetzen das Recht gehabt, die Senatoren und höchsten Offizianten durch eine Wahl zu präsentieren, und unser Ausschuß der Bürger hat bei Kollekten und Anlagen für uns reden dürfen. Nun ist es zwar wahr, bei solchen Fällen wird der Ausschuß aufgefordert, aber keiner darf reden, wenn er nicht Gefahr laufen will. Eines jeden Stimme wird vorher durch Geld oder Drohung oder Schmeichelei erzwungen, oder man nimmt wohl gar zu dem Ausschuß Leute, denen ein bißchen Scheinehre mehr gilt als ihr eigenes Interesse. Itzo sind zu Bern vier Familien, die ihre vielen Verbindungen und Heiraten unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehen so weit getrieben, daß unser halber Rat nichts als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schönen Landvogteien und Ämter durch ihre Abstämmlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familien sein will. Es ist so weit gekommen, daß nicht einmal unter unsern Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Offizierstelle erhält, wenn nicht der Eigennutz über ihn die Fahne geschwungen. Schon im Jahre 1710 haben wir unserem Magistrat Vorstellungen gethan und gebeten, unsern Beschwerden abzuhelfen. Im Jahr 1744 hat eine ganze Innung unserer Bürger dieses wiederholet. Aber man hat auf diese Schriftsteller gedrungen, man hat sie ihrer Bedienungen entsetzet und wohl gar nebst denen, die unter den Bürgern die Herzhaftigsten gewesen, ins Exilium gejaget.“ Durch die Aussage der Mitschuldigen, welche man wegen der vorgehabten Empörung in Verhaft gebracht, hat man erfahren, daß wirklich noch 300 Personen und unter diesen Leute von dem besten Ansehen an dieser Zusammenverschwörung haben teilnehmen wollen. Einige, welche geflüchtet sind, hätten etlichemal nach Hause geschrieben und dasjenige entdeckt, was der Rat gern zu ersticken suchte. Es hätten unter denselben einige beim Ausschuß der Bürgerschaft von dem Collegio der Zweihunderten ein sicheres Geleite begehret, sie hätten es aber nicht vom Magistrat erlanget. Die Flüchtigen hätten dem Collegio der Zweihunderten und dem Ausschuß der Bürgerschaft versprochen, nach Erhaltung des sichern Geleites zu eröffnen, was sie bewogen hätte, an dieser Revolte teilzunehmen.

Basel, vom 26. Julius. Unsern letzten Briefen aus Bern zufolge ist daselbst seit dem 16. dieses kein Bürgerblut weiter vergossen worden. Aber das, welches vergossen worden, raucht noch, es erhitzet die Herzen der Anverwandten und Freunde, und drohet ein neues und viel gefährlicheres Feuer wieder anzuzünden, als dasjenige war, welches dieses Blut auslöschen sollte. Man sagt itzo öffentlich, daß die Absicht der Zusammenverschwornen nicht gewesen, das Leben, die Güter oder die Freiheit irgend einer Person anzugreifen; daß sie keinen andern Endzweck gehabt, als Vorstellungen zu thun, und daß dieses sonst so unschuldige Vorhaben dadurch seine Natur nicht verändert habe, daß man bei Verwahrung des Geheimnisses ebenso große Sorgfalt angewendet habe, als man sonst bei Rebellionen und Zusammenverschwörungen anzuwenden pflege; daß das Schicksal der Vorstellungen, welche sie in den Jahren 1744 und 1745 gethan, und derjenigen, welche dieselben zu thun gewagt, sie genötiget hätte, solche Maßregeln zu nehmen, welche, da sie sie sonst in Gefahr gesetzt, ins Elend gejagt zu werden, itzo den Magistrat würden gezwungen haben, ihren Vorstellungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man streuet gedruckte und geschriebene Schriften aus, worinne dieses der Länge nach auseinandergesetzt ist, und dieser Apologie ein desto größeres Gewicht zu geben, fügt man hinzu, der Hr. Steiger, erster Schultheiß, habe in dem Senate den Rat gegeben, den Herren Henzi und Vernier das Leben zu schenken, und drei Ratsherren hätten der Stärke seiner Gründe nachgegeben; da aber die andern auf der Schärfe bestanden wären, so hätten sich die ersten auf ihre Landgüter begeben, von wannen sie sich noch nicht wieder in die Stadt zurückbegeben hätten, und viele der vornehmsten Familien gingen nach und nach aus der Stadt. Die Standhaftigkeit, mit welcher die drei, welche hingerichtet worden, den Tod und die Tortur erlitten, ohne sich und andern etwas zur Last zu legen; die Gelassenheit, mit welcher sie ein Blutgericht über sich ergehen lassen, welches sie nicht verdienet zu haben geglaubt; die Vorsichtigkeit des Rats, mit welcher er ihre Hinrichtung bedecket, und die Unthätigkeit, in welcher er seit demselben Tage in Ansehung der Zusammenverschwornen zu sein scheinet, sind ebensoviel neue Mittel, welche die Apologisten der Zusammenverschwornen anwenden, die Herren Henzi, Vernier und Fouettre als Märtyrer der öffentlichen Freiheit und gemeinen Sache zu betrachten. Man hat unter den Papieren des Herrn Henzi die Rede gefunden, welche er an dem Tage der großen Unternehmung an das Volk hat halten wollen. Selbige kann, wie man sagt, mit den schönsten Philippischen Reden des Demosthenes und Cicero in einem Paare gehen. Herr Henzi hat diese beide große Männer, deren Sprache er so gut wie seine Muttersprache verstund, besonders durchstudieret. Die griechische und römische Historie waren ihm so bekannt als die Historie seines Vaterlandes, und er redete und schrieb mit derjenigen natürlichen Fertigkeit, welche bei den Gelegenheiten, wo es mit einer Sache zum Abbruch kömmt, die Richtigkeit der Verbesserung,

die Schönheit der Ausarbeitung und die Zierlichkeit des Ausdrucks darbietet.

Bern, vom 3. August. Alles ist itzo hier in vollkommener Ruhe, und die Bürgerschaft hat eine Deputation an die Regierung abgeschickt, dieselbe von dem Unwillen zu versichern, mit welchem sie vernommen hat, daß Übelgesinnte ein Gerücht ausstreueten, daß man mit neuen Unruhen bedrohet werde. Man entdecket täglich neue Umstände, welche sowohl das Komplott überhaupt als auch die Art, dasselbe auszuführen, betreffen. Die Absichten der Zusammenverschwornen waren so weit aussehend, daß sie nicht nur den Bernischen Staat, und was davon abhänget, bedroheten, sondern auch einen Einfluß in die Ruhe anderer Kantons würden gehabt haben. Doch hat man Ursache, zu glauben, daß es bei den bisherigen Exekutionen bleiben wird. Was die Mitschuldigen betrifft, welche noch in den Gefängnissen sind, so scheinet es, daß sie bloß mit der Beraubung ihrer Freiheit werden bestraft werden. Der Herr Michaeli Ducret ist auch dazu bestimmet, sein Leben in einer ewigen Gefangenschaft zuzubringen. Da seit vierzehn Tagen allhier einige aufrührische Schriften ausgestreuet worden, so hat man Untersuchungen angestellet, ihren Ursprung zu entdecken. Man hat erkannt, daß diese Schriften außer Landes hereingebracht worden, und daß ihre Verfasser einige Aufrührer sind, welche die Flucht ergriffen haben.

Basel, vom 6. August. Die letzten Nachrichten von Bern, vom 1. dieses, klingen nicht so gut als die vom vorigen Posttage. Es kampieren noch 800 Mann Soldaten, welche man vom Lande in die Stadt hat kommen lassen, auf den öffentlichen Plätzen, und man geht so mit ihnen um, wie es die Treue gegen die Befehle derjenigen verdienet, welche sie gerufen haben. Sechs von den Zusammenverschwornen, welche die Geschicklichkeit gehabt haben, sich davonzumachen, sind durch öffentlichen Ausruf citieret worden. Fünfe von denjenigen, welche in Ketten und Banden liegen, sind verurteilet worden, und wenn die Vollziehung des Urtels aufgeschoben worden, so ist es bloß aus Achtung gegen Ihro Excellenzen in Zürich geschehen, welche beschlossen haben, eine Deputation an ihre Bundesgenossen abzuschicken, welche eine Fürbitte für die Verbrecher thun soll, damit den übeln Folgen vorgebeuget werde, welche das schon vergossene Blut nach sich ziehen kann, und zwar dadurch, daß man kein Blut mehr vergieße. Alle Kantons sind aufmerksam auf den Erfolg dieser Deputation. Übrigens macht man nichts von dem Verbrechen der Zusammenverschwornen bekannt, woraus man ersehen könnte, worinnen es eigentlich bestanden hat. Die Herren Burnabi und de la Calmette, Minister der Seemächte bei dem Schweizerbunde, wissen hiervon nichts mehr als das Publikum. Es ist wahr, man hat ihnen ein Memorial übergeben, aber man läßt sich darinnen in keine besonderen Umstände ein, und besonders redet man auch darinne nichts von dem Vorsatze, einige Häupter der Regierung umzubringen, noch von dem Vorhaben, die

Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Man sagt nur, daß die Zusammenverschwornen ein gefährliches Komplott wider den Rat gemacht hätten.

Basel, vom 8. August. Die Bernische Sache, welche man auf verschiedene Art erzählet hat, und von welcher man noch auf unterschiedenere Art redet und denket, ist stets der Gegenstand der meisten Gespräche. Hier ist ein Auszug aus einem Briefe, welchen eine Magistratsperson in Bern an eine hiesige Magistratsperson vom 9. vorigen Monats geschrieben hat.

„Mittwochs, den 2. dieses, erhielt ein Glied des Rats Nachricht, daß etwas angesponnen werde, und daß einer von den Wachtlieutenants mit unter dem Komplott sei. Da diese Nachricht noch allzu unbestimmt war, so begnügte sich dieser Herr daran, in Begleitung einiger vertrauten Freunde in den Mittwochs- und Donnerstagsnächten eine Art einer Patrouille zu thun. Diese umgehende Patrouille einiger Glieder der Regierung gab wahrscheinlicherweise dem Lieutenant zum Argwohn Gelegenheit, weil man Freitags früh hörte, daß die Zusammenverschwörung in der folgenden Nacht zum Ausbruch kommen sollte. Die Zweihunderter versammelten sich diesen Tag wie gewöhnlich, und der geheime Rat, welcher nicht wußte, auf wen er sich unter der gemeinen Bürgerschaft verlassen könnte, erwählte 30 Personen aus den Gliedern des großen Rats, welche selbst einige von denen, die man angegeben hatte, in Verhaft nehmen mußten. Diese 30 Personen teilten sich in vier Haufen. Sie bewaffneten sich mit Pistolen, weil man wußte, daß die Zusammenverschwornen auch auf diese Art bewaffnet waren, und fingen an, vier von den Zusammenverschwornen bei den Köpfen zu nehmen. Sie werden leicht erachten, daß man mit dem Wachtlieutenant, welcher Fuetter heißt, den Anfang gemacht. Als man zu ihm kam, hatte er sich vor den Spiegel gepflanzt und legte seine Halskrause in die Falten. Als er im Spiegel sah, daß man die Thüre aufmachte, und daß Glieder der Regierung ins Zimmer traten, nahm er zwei Pistolen vom Tische und schoß sie los, doch ohne jemanden zu verwunden, worüber man sich seiner bemächtigte. Die andern Haufen bemächtigten sich des Fuetter, des ältesten Bruders der beiden Kaufleute dieses Namens, des Rotgießers Muessin und des Kaufmanns Wernier. Michaeli Ducret, dieser Genfische Rebelle, ward aus unserm Hospital in einen Turm außerhalb der Stadt gebracht. Man fuhr diesen ganzen Tag und den Sonnabend über fort, sich der Zusammenverschwornen und ihrer Papiere zu bemächtigen, in welchen letztern man das Verzeichnis ihrer Brüderschaft gefunden hat. Es sind derselben itzo 22 in unsern Gefängnissen. Fünfe sind bei dem Aufsuchen davongekommen, und 30 haben Hausarrest. Sie werden sich leicht vorstellen können, in was für eine allgemeine Bestürzung die ganze Stadt und besonders die Regierung ist gesetzt worden. Aber durch die Gnade des Allmächtigen und durch die Unerschrockenheit und Munterkeit des Magistrats, welcher größtenteils aus Offiziers bestehet, hat man so gute Maßregeln ergriffen, daß man die Ruhe wieder hergestellet und nichts mehr zu befürchten hat. Mein

größtes Vergnügen war, als ich das Haupt der Aufrührer, Henzi, bringen sah. Er war Freitags früh nach Bertou geritten; als er aber abends, ohne etwas zu mutmaßen, zurückkam, ward er in dem Grauholze gefangen genommen. Es ist dieses ein Wald, welcher eine Meile von Bern liegt und wegen der darinne begangenen Straßenräubereien und Ermordungen berüchtiget ist. Es würde schwer gewesen sein, seine Mitverschwornen hart zu bestrafen, wenn man ihn nicht ertappet hätte, da er schon einmal, nachdem er Pardon bekommen, entwischet. Man beschäftiget sich itzo mit Verhören und Konfrontieren, und man wird die Sache zu Ende bringen, sobald es möglich ist. Aber es ist viel dabei zu bedenken. Dergleichen ist unserer Stadt, seitdem sie gegründet worden, nicht widerfahren. Es ist betrübt, daß unsere gegenwärtigen Jahrbücher dazu verdammt sind, diesen Schandfleck in sich zu fassen."

Man sieht allhier auch einen andern Brief von einem andern Orte in der Schweiz, vom 1. dieses, dessen Verfasser bei dieser Materie ganz anders denket. Hier sind einige Fragmente davon:

„Niemanden als der Stadt allein kömmt die Souveränität zu. Ihr huldiget man, und ihr schwöret man die Treue, und nicht den Zweihunderten. Das große Siegel, welches den Akten des Rats die Gültigkeit giebt, ist das Siegel der Stadt, obgleich die Regierung die Aufschrift desselben verändert hat; welches ein Artikel unter den Beschwerden im Jahr 1710 gewesen ist. Dieses ist in Bern und im ganzen Kanton ein Grundsatz: Die Souveränität hat ihren Sitz in der Stadt Bern. Die Zweihunderter üben sie nur als Mandatarii aus, und wenn sie die Gesetze übertreten, so muß die Stadt Bern selbst drein sehen .... Man hat Mittel gefunden, den Grund der Regierung, welcher sonst aus 250 Familien bestund, auf 40 bis 45 herunterzusetzen. Man hat einen sehr ansehnlichen Schatz gesammlet, welchen man von den der Stadt gehörigen Gütern gezogen. Man nimmt sich die Freiheit, davon von Zeit zu Zeit große Summen zu ziehen, die Ämter damit zu verbessern und das Gehalt der Ehrenstellen zu vermehren, welche der Magistrat als sein Erbteil betrachtet, indem er die ganze Bürgerschaft von allem Anspruche daran ausschließt.

„Die Verwaltung der Summen, welche die Stadt Bern in England hat, war sonst eine Wohlthat für einen Bürger und Kaufmann. Seit 20 Jahren hat man daraus ein Amt zum Nutzen der Zweihunderter gemacht. Nach angestellter Rechnung findet man, daß die jährliche Einnahme der Regierung gegenwärtig eine Million Bernische Livres zu schätzen ist, dahingegen die Einnahme von den andern Ämtern, welche denen Familien übergeben worden, die von der Regierung auszuschließen man Mittel gefunden hat, sich nicht einmal, wenn man es auch so hoch rechnet, als es möglich ist, auf 30,000 erstrecket. Die Handlung, welche Basel, Zürich und Genf reich macht, ist aus Bern verbannet, und alle Freiheiten der Abgaben und alle Zünfte sind unmerklich abgeschaffet worden. Seit fünf bis sechs Jahren haben die Zweihunderter ein Gesetz

gemacht, durch welches allen Bürgern zu Bern bei Strafe der Landesverweisung verboten wird, sich unter andere als unter die ordentlichen Bernischen Regimenter zu begeben, und wenn man eine Offizierstelle darunter erlangen will, so muß man entweder ein Mitglied der Zweihunderter sein oder nahe Anverwandten darunter haben oder von einem Mächtigen unterstützet werden. Die schönen Wissenschaften und besonders die Rechtsgelehrsamkeit werden in Bern verabsäumet . . . Alles dieses hat die Bürger, welche nicht zur Regierung gehören, dahin gebracht, seit ohngefähr 50 Jahren unaufhörlich zu verlangen, ʻdaß die Stadt Bern, in welcher unwidersprechlich das Recht der Souveränität wohnet, sich einmal versammle und untersuche, ob ihre Mandatarii, die Herren Zweihunderter, sowohl die Bürgerschaft als die Stadt nach denen Gesetzen regieren, welche ihnen von eben dieser Stadt Bern vorgeschrieben worden, und welchen sie sich alle Jahr durch einen Eid unterwerfen, indem sie zugleich Treue und Gesetzmäßigkeit eidlich angeloben, und dieses nicht ihrem Orden, sondern der Stadt Bern, deren Souveränität sie als Mandatarii haben, doch unter der Bedingung, daß sie die Gesetze der ersten Stiftung beobachten müssen.' . . . Daher kam die Landesverweisung unterschiedener Personen, welche im Jahr 1710 eine Zusammenberufung der Bürgerschaft, damit die Grundgesetze wieder in Gang gebracht würden, verlangten. Daher kam die Landesverweisung derer Personen, welche im Jahr 1744 sich einschränkten, bloß durch eine demütige Bittschrift zu begehren, daß das Elend, womit die Bürgerschaft überhäufet war, etwas gemildert werde. Daher kam das tragische Ende derjenigen, welche itzo die Zusammenberufung mit dem Entschlusse, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen, wofern man sie würde hindern wollen, ihr Vorhaben auszuführen, haben bewirken wollen. Wenn die letztern so strafbar gewesen wären, als man vorgegeben hat, so hätte der Magistrat in dem kleinen Memorial, welches er den Herren Burnabi und de la Calmette, englischen und holländischen Ministern, hat übergeben lassen, etwas davon erwähnet; man würde nicht ein unerforschliches Geheimnis aus ihren Geständnissen machen, und man würde ihre Papiere bekannt machen, deren man sich bemächtiget hat, und in welchen der ganze Entwurf des Unternehmens enthalten sein muß. Einer von diesen Unglücklichen, wider den die Regierung am meisten erbittert zu sein schien, Samuel Henzi, war vordem Sekretär der Salzkammer und hat mit dem bekannten Bankier Herrn Zaslin von Basel in Gesellschaft gestanden. Hernachmals ist er in Diensten des Herzogs von Modena unter dem Regimente Garde, welches Herr Cornabe kommandierte, Hauptmann gewesen. Er war eines Priesters Sohn. Er wurde ohne Vermögen geboren und unter den Negotien der Schatzkammer, wobei ihn sein Vetter im 14. Jahre als einen bloßen Schreiber anbrachte, erzogen. Gleichwohl gelangte er durch seine außerordentliche Anwendung und durch die Stärke seines Geistes zu einer so weitläuftigen Erkenntnis des Handels, der schönen Wissenschaften und der

Weltweisheit, daß man wenig Exempel davon finden wird. Die unendliche Arbeit, die er mit dem Schreiben bei der Salzkammer hatte, hinderte ihn nicht, seine Studien höher zu treiben, als er es vonnöten gehabt hätte, sich mit Ehren in der gelehrten Republik zeigen zu können. Er brach die Zeit seines Schlafs ab, verlor keinen Augenblick, weder bei Tische noch in Gesellschaft, und machte sich alle kleine Zwischenräume von Viertelstunden, die ihm seine ordentlichen Geschäfte dann und wann ließen, zu Nutzen. Auf diese Art war er zu so einer weiten Gelehrsamkeit in den schönen Wissenschaften gekommen, als man sie kaum bei den Gelehrtesten antrifft. Er verstund nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf ihren Reisen in ganz Europa keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb gemeiniglich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die sie verstunden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. Er hatte die Schriften des Demosthenes und Cicero wie aller andern großen Schriftsteller, des Homers, Pindars, Virgils, Horazens, Miltons und Popens, nebst allen guten französischen Schriftstellern im Gedächtnisse, daß er, was bei dem ersten Aufschlagen des Buches am ersten in die Hände fiel, auswendig sagen konnte. Man wird sich weniger darüber verwundern, wenn man die Mühe weiß, die er sich, ein von Natur eisernes Gedächtnis zu verbessern, gab. Schon vor mehr als fünf Jahren hatte er in seiner Bibliothek mehr als 100 Excerptenbände, die mit seiner eigenen Hand geschrieben waren und von allem, was er gelesen oder bei dem Lesen gedacht hatte, unter gewissen Titeln einen Auszug enthielten. Er war gewohnt zu lesen, um Gelegenheit zum Denken zu haben, er kommentierte daher meistenteils alle Schriftsteller bald in Versen, bald in Prosa, und gemeiniglich in der Sprache, worinne das Buch, welches er las, geschrieben war. Er besaß eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hatte die allerprächtigsten und leichtesten Bilder ohne Mühe, und alles, was er schrieb, war voll von den feurigen Zügen, die die Merkmale einer großen Seele sind. Er war ein genauer Beobachter alles dessen, was ihm unter die Augen kam, und hatte deswegen beständig eine Schreibtafel bei der Hand. Er bemerkte darinne die Gedanken, die ihm eingefallen, nur mit einem Worte, und wenn er nach Hause kam, erweiterte er sie vermöge seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit etwas aufzusetzen. Er hatte sich also ein Magazin von unzähligen Sachen gemacht, welche nicht ein unnützer Mischmasch, sondern sowohl für ihn als für viele rechtschaffene Gelehrte sehr wichtig und Gold in der Hand eines großen Künstlers waren. Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ursprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht einen Platz unter den größten Schriftstellern, wie seine

hier gedruckten und andern flüchtigen Stücken zeigen, würde gefunden haben, beweisen dieses. Aber er wollte und konnte nicht seine Aufsätze lange umarbeiten und von neuem durchsehen ... Zu diesen großen Talenten seines Verstandes gesellten sich in ihm alle große Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine große und wohleingerichtete Seele, welche über den Kummer des Privatlebens, über die Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens erhaben war. Ohngeachtet der Händel, welche man ihm machte, und ohngeachtet seiner häuslichen Verdrießlichkeiten hatte er allezeit ein fröhliches und heiteres Angesicht und ein sich immer gleichendes Gemüt, welches geschickt war, diejenigen zu trösten, welche Trost nötig hatten. Stets hatte er die großen Exempel vor Augen, deren Geschichte er gelesen und überdacht hatte, und er war sehr bekannt mit den Maximen der Sittenlehre, welche er in Versen oder in Prosa gelesen oder selbst ausgedrücket, und von welchen er gezeigt hatte, daß sie einen Einfluß in seiner ganzen Aufführung hatten, und daß er auch seine geringsten Handlungen danach einrichtete . . . Wer kann sich nun einbilden, daß Henzi, der sanftmütigste und mäßigste Mensch von der Welt, seinen Charakter sollte verlassen und sich in ein närrisches und abgeschmacktes Komplott eingelassen haben, sich so zu sagen mit seinen Freunden zu erzürnen? Er war eines solchen Vorhabens unfähig. Vielmehr, da einige im Jahr 1744 einen gewaltsamen Weg durchzudringen vorschlugen, setzte sich Henzi standhaft dagegen und erklärte sich, daß er lieber alles, was er hätte, verlieren, als jemanden, er sei, wer er sei, in Lebensgefahr setzen wolle. Dieses System ist die Ursache der Landesverweisung im Jahr 1744 und ohne Zweifel auch seines itzigen Verlustes gewesen. Viele Freunde haben es ihm vorhergesagt, aber er hat allezeit geantwortet, es sei ihm einerlei, auf was für Art er aus dem Handel käme, wenn er sich nur nichts vorzuwerfen habe.“ So weit gehen die Fragmente.

Schaffhausen, vom 8. August. Den Nachrichten aus Bern zufolge hat der Magistrat, ehe die Exekution am 16. vorigen Monats vor sich gegangen, eine Verordnung öffentlich anschlagen und durch die ganze Stadt bekannt machen lassen, daß niemand von denen, welche mit den hinzurichtenden Rebellen verwandt sein könnten, und vornehmlich die Weiber und Kinder der Verurteilten, nicht aus ihren Häusern gehen sollten. Die während der Zeit der Exekution von der Gegenpartei daselbst ausgestreuete Zettel aber sind also abgefasset gewesen: „Vergießet das Bürgerblut in großen Strömen, jeder Tropfe dieses kostbaren Bluts wird in unsere Herzen rinnen, daselbst unter der Asche so lange belebt zu bleiben, bis eine andere günstigere Gelegenheit erscheint, uns von der Grausamkeit zu befreien, die man seit langen Jahren über uns ausübet. Verbannet den Kern der Bürger aus dem Vaterlande und aus seiner Hauptstadt; diese öffentlichen Opfer werden allenthalben die Tyrannei und Grausamkeiten an den Tag legen, welche die Stadt in ein allgemeines Trauern stürzen, ohne daß es jedoch der Frauen erlaubt sei, ihren Mann

zu beweinen, noch dem Kinde, für seinen Vater zu sterben, oder dem Freunde, seinen Freund zu beklagen oder zu bedauern. Das Elend, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit werden in den Herzen derer, die nach uns kommen werden, eben dergleichen Eindruck wie bei uns machen. Bürger! die ihr euch des Scepters und Regimentsruders bemeistert habt, wollt ihr über die Herzen herrschen, so entsaget dem Stolz und Übermut; fraget in euern Beratschlagungen nichts als die Gerechtigkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit um Rat und bezeichnet alle eure Entschließungen mit dem Gepräge der Sanftmut und der Freundschaft gegen eure Bürger, so werdet ihr geehrt sein, und wir werden treu verbleiben! Das Blut der alten Berner reget sich noch in unsern Adern; gleich ihnen können wir nicht den Anblick der Fürsten ertragen, und gleich ihnen sind wir bereit, für Väter alles zu thun. Wenn der Schweizer, der Freieste unter allen Völkern, unter der Last seiner Ketten unempfindlich wird, so wird das Grab der Freiheit auch das Grab von dem Glanze des Vaterlandes sein." Weil nun diese Zettel durch alle Straßen der Stadt und sogar außerhalb ausgestreuet worden, so sind einige derselben dem Magistrat in die Hände gekommen, welcher scharf nachforschen lassen, den Urheber davon zu entdecken, so aber nicht möglich gewesen ist.

Bern, vom 5. August. Die Kommissarien, welchen das Verhör der Gefangenen aufgetragen ist, haben an den Rat 59 Akten eingeliefert, welche die Bekenntnisse von den Absichten der Verschwornen enthalten. Diese Bekenntnisse sind in einer der letzteren Sitzungen des Rats abgelesen worden.

Beschluß des neulichen Basler Artikels [vom 8. August]. Wenn es indessen wahr ist, daß Henzi und seine Freunde willens gewesen sind, die Abthuung der Beschwerden so zu suchen, daß sie Gewalt mit Gewalt haben vertreiben wollen, so ist es auch wahr, daß es nicht in ihrer Gewalt gestanden, die traurigsten und äußersten Erfolge zu verhüten. Non est in ejusdem manu, ignem tectis injicere et injecto spatium modumque statuere, d. i. „Es steht nicht bei dem, welcher ein Haus anzündet, der Flamme Grenzen vorzuschreiben." Wenn Henzi so vernünftig gewesen ist, wie man ihn uns vorstellet, so hat er sich in dieses Vorhaben nicht einlassen können, ohne die Schwierigkeiten zu erwägen und darauf zu denken, wie ihnen zuvor gekommen werden, oder wie man sie überwinden könnte. Es würde natürlich hieraus folgen, daß entweder der Entwurf etwas zu Hitziges und zu Strafbares enthalten, oder daß man bei dem Vorhaben unvorsichtig gewesen.

Basel, vom 9. August. Seit dem vorigen Posttage hat man aus Bern vernommen, daß nach dem Urtel der sechs Staatsgefangenen, deren man letztlich Meldung gethan, drei davon auf ewig aus dem Lande Ihrer Excellenzen, d. i. des Kantons, oder besser der Stadt Bern, und ihrer Bundesgenossen verwiesen worden, und zwar bei Lebensstrafe, wenn sie sich jemals unterstehen, wiederzukommen. Die andern sind nur auf

15 Jahr verwiesen worden, so daß, wenn sie binnen dieser Zeit wiederkommen, ihre Landesverweisung auf 10 Jahr verlängert werden soll.

Bern, vom 15. August. Die hiesige Regierung hat folgendes durch öffentlichen Druck bekannt gemacht:

„Seit der Gefangennehmung derer Personen, welche in das verabscheuenswürdige und aufrührische Projekt der Zusammenverschwörung wider die Regierung verwickelt gewesen sind, ist man mit größtem Fleiß und möglichster Aufmerksamkeit beschäftiget, alle Umstände dieser unglücklichen Begebenheit aufzuklären. Nachdem man die zum Kriminalprozeß nötigen Nachrichten eingezogen, hat man nach und nach die verschiedenen Artikel in Betrachtung gezogen, welche die Verbrecher gravieret, damit man einem jeden sein gehöriges entscheidendes Urteil sprechen könne. Bei den Beratschlagungen, deren Gegenstand die unvermeidliche Notwendigkeit gewesen ist, um des Künftigen willen Exempel zu statuieren, ist die Regierung von demjenigen Geiste der Sanftmut und Mäßigkeit geleitet worden, welcher ihren Hauptcharakter ausmacht. Zufolge dieser väterlichen Verfassung, Gnade vor Ernst gehen zu lassen, ist kein Blut vergossen worden als nur dasjenige, welches die Regierung ihrer beleidigten souveränen Autorität und dem, was man die öffentliche Rache nennt, nicht abschlagen konnte. Am 16. Juli erging das Todesurtel über diejenigen drei Verbrecher, welche überführet worden, daß sie die Urheber und Häupter der Zusammenverschwörung gewesen. Man verurteilte sie, den Kopf zu verlieren, und einen von ihnen, nämlich den Wachtlieutenant, daß ihm die Hand sollte abgehauen werden. Dieses Urtel ward den 17. darauf ohne einigen Tumult vollstrecket."

Genf, vom 10. August. Die Regierung hat den Buchdruckern und Buchhändlern verbieten lassen, Schriften zu drucken und zu verkaufen, welche die besondern Angelegenheiten des Kantons Bern betreffen.

London, vom 19. August. Die Regierung des Kantons Bern hat vor kurzem dem Herrn Burnabi, Ministern unsres Königs bei dem Schweizerbunde, einen Brief übergeben, in welchem sie Se. Majestät bittet, die weniger schuldigen Verbrecher, welche in die letzte Zusammenverschwörung verwickelt gewesen, mit nach Neuschottland bringen zu lassen. Nachdem Herr Burnabi diesen Brief hieher geschickt, so ist er dieser Tagen von dem Könige und dem Staatsrat untersucht worden. Se. Majestät scheinen aber nicht in dieses Begehren willigen zu wollen, und man hat dem Herrn Burnabi befohlen, von Seiten des Königs den Herren der Regierung zu Bern die Erklärung zu thun, „daß es Se. Majestät nicht gern sähen, daß Sie ihrer Bitte nicht Gehör geben könnten; denn außer den Transportkosten, welche ziemlich groß sein würden, würde dieses ohne Zweifel unter dem Volk eine Eifersucht erwecken, und übrigens wären schon so viel Leute eingeschrieben, als man sich gegenwärtig dahin zu schicken vorgesetzt habe."

Beschluß von Bern [vom 15. August]. Die Bürgerschaft, die bei diesen traurigen Begebenheiten nicht unterließ, starke Proben ihrer Er-

gebenheit gegen die Regierung zu geben, war während der Hinrichtung in Waffen. Die drei Verurteilten erlitten ihre Strafe mit allen Zeichen einer wahren Reue und mit Überzeugung, daß sie eine viel strengere Todesart verdient hätten. Vermöge des Systems, worinne man die Gerechtigkeit und Gnade verband und eine durch die andere mäßigte, hat man in Bestrafung der übrigen 18 Schuldigen ein genaues Verhältnis beobachtet. Nachdem man die unterschiedenen Grade ihres Verbrechens bestimmet, so hat den 6., 7. und 8. dieses Monats die Regierung das Urteil über sie gefället. Sechse nämlich von ihnen wurden auf ewig aus den Kantons und allen mit der Schweiz verbundenen Ländern verbannt; zwei andere bekamen diese Strafe nur auf zwanzig und ein neunter nur auf zehn Jahr. Ein zehnter ward mit einem vierjährigen Stadtarrest belegt, die übrige achte mit Hausarrest, den einige auf ein, andere auf zwei und einer von ihnen auf drei Jahr halten sollen. Zum Anfange dieses Monats wurde die Bürgerwache abgedankt und belohnet. Man hat nichts als die ordentliche Garde nebst einigen Compagnieen Soldaten aus der Nachbarschaft, welche von einigen Gliedern des Staats kommandiert werden, beibehalten. Die öffentliche Ruhe also, die durch die Bewegungen, welche die Entdeckung dieser Meuterei notwendig verursachen mußte, mehr erschreckt als gestöret war, ist völlig wieder hergestellet. Den 26. Juli hat man die Namen der sechs Flüchtigen, die an der Verschwörung teilgehabt und teils als Mitschuldige, teils als Leute, die um das Geheimnis gewußt, angegeben worden, an den gewöhnlichen Orten proklamiert und angeschlagen. Übrigens kann man sagen, daß die Epoche eines so verdrießlichen Zufalls auch eine von den merkwürdigsten Epochen des Eifers, den alle, die unter der sanftmütigen Herrschaft der Republik vereinigt stehen, bezeugt haben, sein werde. Alle Städte und Gemeinen haben sich bei der Gelegenheit eine Schuldigkeit daraus gemacht, gleichsam um die Wette die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Bereitschaft, alles zur Erhaltung des Regiments beizutragen, zu erneuern. Dieses und die löbliche Nacheifrung der Vasallen und Unterthanen nebst dem, was alle Stände insbesondere hierbei bezeugt haben, kann das gründlichste und vollkommenste Lob der Regierung abgeben.

Bern, vom 18. August. Man sieht nunmehr folgendes Verzeichnis der wegen der Zusammenverschwörung in Verhaft genommenen und darzu gehörigen Personen: 1) Fuetter, Stadtlieutenant. 2) Michaeli du Cret. 3) Henzi, ehemaliger Modenesischer Hauptmann. 4) Wernier, Kaufmann. 5) Daniel Fuetter, Kaufmann. 6) Küpfer, Kaufmann. 7) Küpfer, Papierhändler. 8) Küpfer, Kattundrucker. 9) Ongspurger. 10) Ongspurger. 11) Wurstenberger, Lieutenant. 12) Reinhard, Studiosus. 13) Wyß, Sekretär. 14) Marthaler. 15) Herrmann, Kaufmann. 16) Schürer. Folgende sind unschuldig befunden und wieder auf freien Fuß gestellet worden: 1) Müsli, Gelbgießer. 2) Walther, Schlosser. 3) Hortin, Buchhändler. 4) Ith, Kupferschmied. Folgende sind gänzlich entwischt: 1) Hug,

Juwelier. 2) Fuetter, Kaufmann. 3) Wernier, Hospitalchirurgus. 4) Fuetter, Maler. 5) Fuetter, Goldschmied. Der Lohgerber Kühn ward auf der Flucht ergriffen. Folgende haben Hausarrest bekommen: 1) Knecht, Lohgerber. 2) Müsli, Studiosus. 3) Graf, Translator. 4) Schärer, Operateur. 5) Schärer, Prokurator. 6) Wegermann, Lieutenant. 7) Stettler, Studiosus. 8) Walther, Studiosus. 9) Ulrich, Studiosus Theologiä. 10) Schürer. 11) Jenner. 12) Wiegsam, Sattler. 13) Lerber. 14) Roder, Faßbinder. 15) Dieck, Maler. 16) Egli, Buchhändler. 17) Rohr, Faßbinder. 18) 19) Christ, Goldschmied, nebst seinem Bruder. 20) 21) Ziegler, Pastetenbäcker, nebst seinem Bruder. 22) 23) Castenhofer, Vater und Sohn. 24) Lauffer, Kaufmann. 25) Brügger, Lohgerber. 26) Jägi, Buchhändler. 27) Fruting, Töpfer. 28) Gating, Schuhmacher. 29) Meyer, Schlosser. 30) Balz, Kaufmann. 31) Lutz, Kaufmann. 32) Bitzius, Küster. 33) Gaudard. 34) Ochs, Kaufmann. 35) Ochs, Bleicher. 36) Hartmann 37) Tillmann, Küster. 38) Dünke, 39) Heggi, 40) Hinz, alle drei Schlächter. 41) Bondeli, Bäcker. 42) Kupfer, Bäcker. 43) Steck, Hospitaleinnehmer. 44) David Fuetter, Kaufmann. Von allen diesen sind nur drei, nämlich der Stadtlieutenant Fuetter, Henzi und der Kaufmann Wernier, vom Leben zum Tode gebracht worden, wie man bereits gemeldet hat. Folgende aber sind verwiesen worden: 1) Küpfer. 2) Reinhard, Studiosus. 3) Henzi, Lieutenant. 4) Lerber. 5) Christ, Goldschmied. 6) Knecht, Lohgerber. Diese sechs sind nicht, wie fälschlich gemeldet worden, auf ewig, sondern, welches wohl zu merken ist, nur auf 101 Jahr aus der Schweiz verwiesen worden. 8) Bondly, Schlächter, auf 10 Jahr. 9) Rohr, Faßbinder, hat 4 Jahr Arrest in der Stadt. 10) Ochs, Kaufmann, hat 2 Jahr, und 11) Meyer, Schlosser, 1 Jahr Arrest in seinem Hause. 12) Küpfer, Schlächter, und 13) Küpfer von Werlauffen, jeder auf 2 Jahr. 14) Kupfer, Capitaine de Bataille, auf 1 Jahr. 15) Hermann, Fabrikant, hat 1 Jahr in seiner Fabrik Arrest. 16) Christ, Kaufmann, auf 2 Jahr. 17) Fuetter, Kaufmann, auf 3 Jahr verwiesen. 18) Schürer, Konsistorialbedienter, auf 20 Jahr.

Bern, vom 22. August. Zufolge dem Urtel, welches wider die Gefangenen, die verwiesen werden sollten, ausgesprochen worden, wurden dieselben am 13. dieses durch ein Detachement von 25 Mann aus der Stadt gebracht, wo ihre Familien dieselben erwarteten, in der Absicht, sie bis an das erste Wirtshaus zu begleiten. Küpfer, welcher eine schöne Zeugfabrik hat, hat um derentwillen Erlaubnis erhalten, noch 14 Tage in der Stadt zu bleiben und seine Sachen in Ordnung zu bringen, damit seine Manufaktur während seiner Abwesenheit ihren Fortgang haben kann. Aber damit man dieser Erlaubnis nicht das Ansehen der Freiheit gebe, und zu verhindern, mit andern Leuten in der Stadt Gemeinschaft zu haben, hat man ihm 6 Mann Wache gegeben. Diejenigen, welche Hausarrest gehabt, haben, nachdem man sie vor den geheimen Rat geführet, zum Teil einen scharfen Verweis und die am wenigsten Schuldigen eine

gelinde Ermahnung bekommen, nachdem man sie alle den Eid der Treue erneuern lassen, welchem man eine Clausul angehangen, kraft welcher sie verbunden sind, der Regierung alles zu melden, was sie von dem erfahren werden, was ihr irgend nachteilig sein kann. Man versichert, daß einer von den Geköpften unterschiedenen seiner Mitverschwornen anfangs überaus viel zur Last gelegt, daß er es aber am Ende widerrufen und gesagt, daß ihm die Schmerzen der Tortur allerlei in den Mund gelegt hätten, welches nicht an dem sei. Man vernimmt aus Genf, daß, nachdem der Lieutenant Henzi am 17. dieses daselbst angelanget, er sich ebendenselben Tag auf den eine halbe Meile davon gelegenen Ort Carouche begeben, weil man ihm nicht hat erlauben wollen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Basel, vom 26. August. Itzo ist alles ruhig in Bern. Der Herr Michaeli Ducret hat am 18. dieses sein Urtel empfangen. Er ist verdammet worden, zeitlebens auf dem Schlosse Aarburg gefangen zu sitzen. Von 112 Personen, welche ihm seinen Prozeß machen sollten, haben 11 seinen Tod beschlossen; aber die andern haben nicht mit solcher Schärfe urteilen wollen, vornehmlich da er kein Unterthan der Republik ist. Am 16. schickte man ihm zwei Geistliche in sein Gefängnis. Als diese Herren erschienen, hielt er dieses für ein gewisses Zeichen, daß sein Tod beschlossen sei, und bereitete sich zu seinem Tode. Nachdem er für sein Gewissen gesorget hatte, machte er am 17. sein Testament Am 18. führte man ihn vor seine Richter, wo er ganz andere Meinungen zeigte, als sein System, welches er seit mehr als 15 Jahren seither gehabt, sonst zuließ. Am 20. ward er in einer Kutsche unter einer guten Bedeckung nach Aarburg gebracht. Er ist schon wie halb zu Hause auf dieser Festung; denn er ward ehemals auf Ersuchen der Kantons Zürich und Basel dahin gebracht, weil er ehrenrührige Schriften auf diese zwei Kantons, deren Verfasser er, wie man ihn überführet hat, gewesen, ausgestreuet hatte. Am 21. wurden 3 Mitverschworne, welche sich davon gemacht, verurteilet und verdammt, im Bildnisse geköpft und gevierteilet zu werden. Ein vierter von den Mitverschwornen sollte an eben diesem Tage verdammet werden, aber seine Anverwandten erlangten einen Aufschub von 8 Tagen. Der Chirurgus Wernier, welcher sich gleichfalls unsichtbar gemacht hat, hat sich freiwillig gestellt und setzen lassen. Man sagt, daß hinter dieser Begebenheit ein Geheimnis stecke.

Bern, vom 31. August. Von den Mitverschwornen haben sich fünfe mit der Flucht gerettet. Diese sind verurteilet worden, gevierteilet und in ihren gevierteilten zerbrochenen hölzernen Ebenbildern auf Pfähle gesteckt zu werden. Wer sie lebendig liefern wird, der soll 1000 Thaler, und wer sie tot herbeischafft, 500 Thaler haben. Man spricht auch diejenigen völlig frei, welche sie etwan töten möchten.

Basel, vom 12. September. Von den zu Bern vorgewesenen bekannten Bewegungen sieht man noch ein Schreiben, das von einer Person vom Range, die sich daselbst zur Stelle befunden und von allem

gute Wissenschaft haben können, herrühren soll und folgenden Inhalts ist: „Nachdem man die vornehmsten Häupter in Verhaft gezogen hatte, brachte man diejenigen gar bald heraus, welche an dem Anschlage teilgehabt, und ihre Anzahl erstreckte sich bis auf sechzig. Weil sie aber nicht gleich viel in den Handel verwickelt waren, so setzte man nur ihrer zwanzig gefangen, die andern aber bekamen Hausarrest, und einige ließ man nur eidlich angeloben, daß sie sich jederzeit auf Erfordern stellen wollten. Die zur Untersuchung ernennten Kommissarien fingen, wie billig, mit den Anführern an, welche Henzi, gewesener Kapitän in Modenesischem Dienst, Fuetter, Lieutenant bei der Stadtmiliz, und der Kaufmann Wernier waren. Sie bekannten alle ohne viele Mühe und es wurde nur Wernier peinlich befraget. Nach ihrem Geständnisse war ihre Absicht gewesen, unter dem Vorwande eines Mißvergnügens über die gegenwärtige Regierung, woran die Bürgerschaft ihren Gedanken nach nicht genug Anteil hätte, dieselbe völlig zu ändern und zu solchem Ende Gewalt zu gebrauchen, ja auch bei erfolgendem Widerstande Blut zu vergießen. Es war aber der Plan zur Ausführung noch nicht festgestellet, sondern man hatte drei verschiedene Projekte, daraus das, so man für das beste finden würde, gewählet werden sollte.

„Die vornehmsten Mitverschwornen hatten sich durch die stärksten Eidschwüre verbunden, einander bis auf das alleräußerste zu unterstützen; alle aber hatten solchen Eid nicht gethan, und von denen, die ihn abgeleget hatten, wußten nicht einmal alle recht, worin das Geheimnis bestünde. Diese verschiedenen Stufen bei dem Verbrechen haben bei der Bestrafung notwendig auch einen Unterscheid veranlasset. Doch man muß überhaupt sagen, daß die Regierung bei der ganzen Sache alle Mäßigung gebrauchet habe, indem nur die drei obbenannten vornehmsten Rädelsführer mit der Todesstrafe beleget worden. Von den andern inhaftierten Mitschuldigen sind sechzehn teils auf immerdar, teils nur auf gewisse Jahre verbannet und sechs verurteilet worden, auf einige Zeit Arrest zu halten. Alle diejenigen, welche nur Hausarrest gehabt, sind wieder auf freien Fuß gestellet worden, nachdem ihnen eine Vorhaltung geschehen und sie dem Staat aufs neue die Treue geschworen, wozu das Formular ausdrücklich abgefasset worden. Auf Hrn. Michaeli Ducret hatte man starken Verdacht, daß er zu Schmiedung des Anschlages vieles beigetragen, und er hatte auch wirklich Wissenschaft davon. Allein es mag nun aus Vorsicht von ihm geschehen sein, oder weil er nicht der Meinung gewesen, daß die Sache wohl ablaufen könnte, so hat er sich also dabei verhalten, daß man ihm nichts weiter anhaben können, als ihn aus dem weiten Arrest, den er vorher schon hatte, in einen engern zu bringen. Noch ist zu gedenken, daß sich vier bis fünf Mitschuldige gleich anfangs, als der Handel entdeckt wurde, aus dem Staube gemacht, und darunter befindet sich einer, der durch die Aussagen des Lieutenants Fuetter am meisten gravieret worden. Der Bruder des Kaufmanns Wernier, der gleichfalls

ausgetreten war, ist seitdem wieder zurückgekommen, ohne Zweifel, weil er, da er sich nicht schuldiger erachtet als diejenigen, welchen nur die Verbannung zuerkannt worden, durch solches sein Verhalten die Konfiszierung seiner Güter abwenden wollen. Dieses ist nun der Verlauf der ganzen Sache. Man hatte anfangs geglaubt, diese Leute hätten einiges Verständnis mit den Bauern, welches aber nicht gegründet befunden worden ist; und es lässet sich auch hieraus wie aus mehrern Umständen urteilen, daß ihr ganzer Anschlag thöricht und unüberleget gewesen. Denn wenn sie auch gleich zum Zweck gekommen wären, ihn völlig oder zum Teil auszuführen, so würden sie sich doch nimmermehr haben behaupten können, sie müßten sich denn einzubilden Ursach gehabt haben, daß sich etwan bei einem glücklichen Erfolge die Geringern von der Bürgerschaft zu ihnen geschlagen haben würden, und daß sie die Bauern dadurch gewinnen wollen, daß sie ihnen gewisse Privilegia zugestanden, oder sie müßten sich auf andre Hilfe Rechnung gemacht haben. Gesetzt aber, man hätte bei der Untersuchung etwas dergleichen herausgebracht, so ist leicht zu ermessen, daß man damit lieber hinter dem Berge halten werde."

Schaffhausen, vom 26. September. Der in der Bernischen Zusammenverschwörung verwickelt gewesene Michaeli Ducret befindet sich nunmehro auf lebenslang auf dem Schlosse Aarburg, wohin er am 8. dieses abgeführet worden, daselbst er nach Gefallen seine aus seinem Vermögen ziehende jährliche Einkünfte von 6000 Livres verzehren kann. Die Regierung zu Bern, welche die wider sie gefaßten Anschläge so glücklich zernichtet hat, ist im übrigen noch forthin bemühet, solche Maßregeln zu ergreifen, wodurch die wiederhergestellte Ruhe immer mehr und mehr befestiget werden kann. Es werden zu dem Ende noch regulierte Völker in der Stadt gehalten, welche gewöhnlich auf die Wache ziehen. So sind auch ein und andere kleine Ämter aufgerichtet worden, so die Bürger bekleiden, wodurch sie verbunden sind, selbst an Erhaltung des Friedens mit Hand anzulegen.

Bern, vom 12. Oktober. Der Geist der Unruhe erwachet allhier schon wieder, indem aufs neue verschiedene aufrührische Zettel ausgestreuet worden, worinne man wegen des vergossenen Bürgerbluts Rache fordert.

Basel, vom 17. Oktober. Am verwichenen Sonntage citierte man in dem Lande Vaux, welches dem Kanton Bern zugehöret, feierlich die drei Mitverschwornen der Zusammenverschwörung vom verwichenen Julius, welche entwischet sind. Jhro Excellenzen versprechen denjenigen 500 Rthlr., welche einen oder den andern entdecken können, und demjenigen 1000 Rthlr., welcher einen Kopf von ihnen bringen wird. Die Gemüter in Bern sind noch schwierig. Denn bloß aus der Vorsichtigkeit, welche der Magistrat fortfähret anzuwenden, das Übel zu hemmen oder demselben vorzukommen, kann man schließen, daß man daselbst noch etwas zu befürchten hat. —

Von der größten Wichtigkeit für die Erkenntnis von Lessings Geistes-

gang ist, wie schon erwähnt, die „Rettung des Cardanus“, da sie direkt auf „Nathan den Weisen“ zuführt (vgl. meine Einleitung zu diesem Stück, III, 1, S. IV ff.). An diese schließt sich dann das kleine aber höchst interessante Fragment „Meines Arabers Beweis u. s. w.“, welches ich kein Bedenken trage, hier einzureihen, obgleich es erst aus Lessings Nachlaß veröffentlicht wurde und danach in Bd. XIII hätte zu stehen kommen müssen. (Danach III, 1, S. IV zu berichtigen.) Für Cardanus, wie überhaupt für die Geschichte sonderbarer Gelehrten, war Lessings Hauptquelle das kritische Wörterbuch von Peter Bayle, in welchem der Artikel über Cardanus so lautet:

„Cardan (Hieronymus), ein Arzt und einer von den größten Geistern seiner Zeit, war zu Pavia den 24. des Herbstmonats 1501 geboren. Wie seine Mutter unverheiratet war, so that sie bei ihrer Schwangerschaft alles, ihre Frucht abzutreiben; allein die Tränke, die sie verschluckte, hatten nicht die Kraft, die sie wünschte. Sie lag drei Tage in Kindesnöten, und man mußte den Sohn, womit sie schwanger ging, mit Gewalt von ihr reißen. Er hatte bereits den Kopf mit schwarzen und krausen Haaren bedeckt. Er war vier Jahre alt, als man ihn nach Mailand brachte, wo sein Vater ein Sachwalter war: und da er in seinem achten Jahre in eine gefährliche Krankheit fiel, so widmete man ihn dem heil. Hieronymus. Sein Vater that dieses Gelübde: er wollte lieber zu dem Beistande dieses Heiligen, als seines Schutzgeistes, Zuflucht nehmen; er rühmte sich öffentlich, dergleichen zu haben. Sein Sohn hat sich niemals einfallen lassen, ihn um die Ursache dieses Vorzugs zu fragen. Im zwanzigsten Jahre ging er, Studierens wegen, auf die hohe Schule zu Pavia: zwei Jahre darauf erklärte er daselbst den Euklides. Er ging im Jahre 1524 nach Padua: er erhielt in demselben Jahre den Titel eines Lehrers der freien Künste; und zu Ende des 1525. Jahres eines Doktors in der Arzneikunst. Er verheiratete sich zu Ende des 1531. Jahres. Er war die zehn vorhergehenden Jahre unvermögend gewesen, mit einer Frauen zu thun zu haben; welches ihn sehr bekümmerte. Er war völlig 33 Jahre alt, als er Professor in der Mathematik zu Mailand wurde. Zwei Jahre darauf trug man ihm die Profession der Arzneikunst zu Pavia an, welche er ausschlug; weil er nicht sah, wo man die Bezahlung seiner Besoldung hernehmen wollte. Im Jahre 1539 ward er in das Kollegium der Arzneiverständigen zu Mailand aufgenommen, und im Jahre 1543 lehrte er in eben dieser Stadt die Arzneikunst öffentlich. Er that ebendasselbe im folgenden Jahre zu Pavia; allein er hörte zu Ende des Jahres auf, weil man ihm seine Besoldung nicht bezahlte; und ging nach Mailand zurück. Er schlug im Jahre 1547 eine vorteilhafte Bedienung ab, die ihm der König von Dänemark anbot. Die Luft und die Religion dieses Landes bewogen ihn, dieselbe nicht anzunehmen. Er that im Jahre 1552 eine Reise nach Schottland, und kam nach Verlauf von ungefähr 10 Monaten nach Mailand zurück. Er blieb in dieser

Stadt, bis er zu Anfange des Weinmonats 1559 nach Pavia ging, von da er im Jahre 1562 nach Bononien berufen ward. Er lehrte in dieser letzteren Stadt bis ins Jahr 1570: damals setzte man ihn gefangen, und nach Verlauf etlicher Monate führte man ihn wieder in sein Haus. Dies war keine völlige Erlangung der Freiheit: denn er hatte seine Wohnung zum Gefängnisse: allein dieses dauerte nicht lange. Er verließ Bononien im Herbstmonate 1571 und ging von da nach Rom. Er hat daselbst ohne einige Bedienung gelebt. Man nahm ihn in das Kollegium der Ärzte auf, und er hatte von dem Papste ein Jahrgeld. Er ist den 21. des Herbstmonats 1573 zu Rom gestorben, wenn wir dem Thuanus darinnen glauben, welcher vielleicht nicht allzurichtig gewesen. Diese Erzählung würde zureichend sein, den Lesern begreiflich zu machen, daß Cardan von einem sehr unbeständigen Gemüte gewesen: allein man wird das wunderliche Wesen dieses Geistes noch besser erkennen, wenn man dasjenige untersucht, was er uns selbst von seinen guten und bösen Eigenschaften berichtet. Diese Offenherzigkeit allein ist ein offenbarer Beweis, daß seine Seele von ganz besonderer Art gewesen. Er belehrt uns, daß er, wenn ihn die Natur keine Schmerzen empfinden lassen, sich selbst diese unangenehme Empfindung zuwege gebracht, indem er sich so lange in die Lippen gebissen und an den Fingern gezerrt, bis er darüber zu weinen angefangen; daß er sich etlichemal selbst entleiben wollen; daß er eine Lust gehabt, ganze Nächte auf den Straßen herumzuschwärmen; daß er in den Wollüsten der Liebe niemals ausgeschweift; daß ihm aber, wenn er sich derselben mehr als nötig gebraucht, solches keine große Beschwerlichkeit verursacht; daß ihm nichts angenehmer gewesen, als Reden zu führen, die der Gesellschaft Verdruß erweckt; daß er zu gelegener und ungelegener Zeit alles vorgebracht, was er gewußt; daß er ein so großer Liebhaber der Glücksspiele gewesen, daß er auch ganze Tage zum großen Schaden seiner Familie und seines Ansehens damit zugebracht; denn er hat sogar den Hausrat und das Geschmeide seiner Ehefrau verspielt. Er erzählt diese und viele andere Dinge mit der größten Offenherzigkeit. Gleichwohl zweifle ich nicht, wenn wir sein Leben von einem andern richtig beschrieben hätten, daß wir nicht noch viele schämlichere Dinge darinnen finden sollten, als wir in diesem finden; in welchem dennoch viele Stellen sind, aus welchen man noch klärer, als aus den bisher gelesenen, erkennen kann, daß er ein Mann von ganz besonderem Naturelle gewesen. Er redet von unzähligen Wunderwerken, durch welche er entweder wachend oder schlafend erkannt, was in Zukunft geschehen sollte. Dies hat ihn zu glauben bewogen, daß er, wie Sokrates und einige andere große Männer, unter der Aufsicht eines besonderen Schutzengels stünde. Was sollen wir von vier besonderen Dingen sagen, die ihm die Natur gegeben? Nämlich 1) daß er in Entzückung gefallen, wenn er gewollt; 2) daß er gesehen, was er gewollt; 3) daß er alles im Traume gesehen, was

ihm begegnen sollen; und 4) daß er solches auch aus gewissen Merkmalen auf seinen Nägeln erkannt. Man hat gezweifelt, ob er die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Er ist unglücklich in seiner Familie gewesen. Man hat ihn wegen der Verwegenheit mit Rechte getadelt, die er gehabt, dem Herrn Christo die Nativität zu stellen. Man giebt vor, daß seine astrologischen Prophezeiungen sehr oft durch den Ausgang bestätigt worden: allein er bekennt selbst, daß die Regeln der Sterndeutkunst sich bei seiner Person falsch befunden. Einige sagen, er habe bemerkt, daß er zu einer gewissen Zeit sterben würde, und sich der Speise enthalten, damit sein Tod die Prophezeiung bestätigen und sein Leben die Kunst nicht verschreien möchte. Er hat also befürchtet, die Unrichtigkeit seiner Prophezeiungen zu überleben: er ist also so zart bei dem Punkte der Ehre gewesen, daß er den Vorwurf, als wenn er ein falscher Prophet gewesen und seiner Profession Nachteil zugezogen, nicht hat erdulden können. Es werden sich wenig Leute bei dergleichen Fällen so vieler Herzhaftigkeit und so vieler Liebe gegen ihre Kunst zu rühmen suchen. Man tröstet sich, man schämt sich nicht, man befindet sich wohl. Er hat eine große Anzahl Bücher geschrieben; denn die Ausgabe, welche man von seinen Werken im Jahre 1663 zu Lyon gemacht, besteht aus 10 Foliobänden. Seine Armut hat zu dieser Menge Schriften geholfen, wo die Ausschweifungen und Dunkelheit den Lesern öfters zu Steinen des Anstoßes würden. Er hat nicht so viele Bücher gemacht, ohne daß er sich das Gut eines anderen zugeeignet. Er rechtfertigt sich durch das Beispiel des Kaisers Marcus Aurelius, daß er sein Leben selbst beschrieben. Naude braucht eben diese Rechtfertigung, allein es ist gewiß, daß dieses Exempel übel angeführt ist; weil das Werk, das man dem Marcus Aurelius zueignet, nicht das Leben dieses Kaisers ist: es ist ein zusammengetragener Haufen von moralischen Unterweisungen, die er sich giebt. Einige haben gesagt: es hätte Naude ein Leben Cardans herausgegeben; aber sie betrügen sich: er hat nur eine Unterredung herausgegeben, worinnen er seine Gedanken über die Gemütsart dieses Mannes entdeckt. Er hat sich nicht enthalten können, zu sagen: daß er ein Narr gewesen: übrigens erweist er ihm, wegen des Geistes, wegen der Gelehrsamkeit u. d. m. Gerechtigkeit. Scaliger, der Vater, hat wider den Cardan geschrieben und sich ohne Grund eingebildet, daß seine Kritik dessen Tod verursacht.“

Die Recensionen aus der Vossischen Zeitung, mit welchen dieser Band beginnt, geben wir nach dem Vorgang der bei Hempel erschienenen Ausgabe wieder, vermehrt um die von B. A. Wagner in seinen verdienstvollen „Lessing-Forschungen“ neu veröffentlichten. Wir haben diese Recensionen nach dem Vorgang der bei Hempel erschienenen Ausgabe in solche theologischen, philosophischen und historischen Inhaltes eingeteilt, von denen besonders die ersteren in ihrer Verwandtschaft mit der „Rettung des Cardanus“ und dem „Nathan“ von Bedeutung sind.

Robert Boxberger.

I.

Recensionen

aus der

Berlinischen privilegierten Zeitung,

Jahrgg. 1751 bis 1755.

---

1. Theologischen Inhalts.

1751.

Wittenberg und Zerbst. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer **Herrenhutischen Grundirrtümer** in der Lehre von der h. Schrift, Rechtfertigung, Sakramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nötigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob **Hofmann**, Generalsuperintendent. Nebst einem Register über sämtliche drei Teile. Wittenberg und Zerbst, verlegt's Sam. Gottfr. Zimmermann. 1751. In 8vo. 8 Bogen.

Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks, wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhutern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa, weil er ihre Irrtümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat, gewisse zeitliche Vorteile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrtümer der Herrenhuter heißt, nämlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben, man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas weniger Spötterei, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweideutigen Absichten angefüllet sei. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthusiasterei, ist zu nichts weniger als zu systematischen Begriffen und abgemeßnen Ausdrückungen geschickt. Warum macht man ihm die Schwäche seines Verstandes zu Verbrechen seines Willens? Warum folgert man aus gewissen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnisvollen Vorhang zieht, etwas zu frei, zu ekel, zu schwärmerisch geschrieben hat, Thaten der sträflichsten Unzucht? Nur zum Beweise der Verleumdung und mehr zum Ärgernisse als zur Erbauung schreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, solange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen schuld giebt, und

welche die schärfste Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden ist. Man weiß es aber schon, daß man mit diesen unbarmherzigen Beschuldigungen vor Gericht nicht fortkommen kann, und daß am Ende jeder billige Richter kein ander Urtel von den Herrenhutern zu fällen weiß als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verschiednen Sache, fällte: „Nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam.“ Wäre es also nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausspruches des Cicero: „Opinionum commenta delet dies,“ ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausspruch in der Bibel, der ebendieses sagt, und es ist zu verwundern, daß ihnen noch niemand des Gamaliels „*Ἐάσατε αὐτούς*“ zugerufen hat. Könnten sie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn sie wie dieser Pharisäer gedächten: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so können wir's nicht dämpfen“ ꝛc.? Ein gewisser Christian Philaleth hatte der ersten Anzeige des Herrn D. Hofmanns hundert Fragen entgegengesetzt, und in der Vorrede zu dieser dritten Anzeige sagt uns der Verfasser, warum er auf diese Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmste Ursache ist, weil sich dieser Gegner nur unter einem falschen Namen genennt und der Herr Doktor durchaus denjenigen erst persönlich kennen will, welchen er widerlegen soll. Die Wahrheit zu gestehen, wir sehen das Schließende dieser Ursache nicht ein. Kann ein Schriftsteller unter erborgtem Namen keine Wahrheit sagen? Oder kann man niemanden widerlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Widerlegung mischt? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalsuperintendent, daß allem Ansehen nach die Heilandskasse bald bankerott machen werde. Vielleicht zieht der Umsturz ihres ökonomischen Systems den Untergang der ganzen Gemeine nach sich. Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

[35. Stück, vom 23. März.]

---

6 f. Nihil . . immodicam, ich habe nichts anderes gefunden als verkehrten und maßlosen Aberglauben. Dies schreibt der jüngere Plinius über die Christen an den Kaiser Trajan. — 9. Opinionum commenta delet dies, die Erdichtungen der Meinungen tilgt der Tag, d. h. irrtümliche Meinungen verschwinden mit der Zeit. — 12. *Ἐάσατε αὐτούς*, laßt sie gewähren. Apostelgesch. 5, 38 f. — 16 f. Christiani Philalethae [d. h. eines wahrheitsliebenden Christen, hier natürlich Pseudonym] Hundert Fragen über D. C. G. Hoffmanns Schrifft von den vermeinten Herrnhutischen Irrthümern in der Lehre von der Heiligen Dreyeinigkeit und von Christo, nebst einem Anhange I. vom Gesetz und Evangelio, II. von der Buße und III. von der Blut-Theologie. Gottes Wort und Luthers Lehr Vergehen nun und nimmermehr! Amen! Leipzig und Görlitz 1750.

Leipzig. Christiani Friderici **Boerneri** S. T. D. et P. P. Pr. **Institutiones Theologiae** symbolicae. Lipsiae apud Joh. Wendlerum. 1751. In 8vo. 2 Alph. 6 Bogen.

Wenn alle Religionen und die verschiedenen Arten derselben ihre symbolischen Bücher hätten, so würden auf einmal unzählige falsche Beschuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die sie sich unter einander ohn' Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Last gelegt werden, und die Herren Polemici würden seltner mit Schatten fechten. Die lutherische Kirche hat auf dieser Seite einen besondern Vorzug, und ihre symbolischen Bücher sind mit einer Behutsamkeit abgefaßt, welche tausend Köpfe, wann sie mit ihr nur in der Hauptsache einig sind, unter einen Hut zu bringen sehr geschickt ist. Man lacht also ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf diese Bücher ablegen müssen. Sie beschwören dadurch eigentlich nichts, als was sie von Jugend auf mit biblischen Ausdrücken in dem kleinen Katechismo gelernt haben, weil in allen übrigen Sätzen durch diesen Schwur weder nähere Ausführungen noch vorteilhafte Erklärungen untersagt werden. Wie nötig es aber denen, welche sich der Gottesgelahrtheit widmen, sei, einen besonderen Fleiß auf diese Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachteil, welcher denen zuwächst, die die Sprache derselben nicht zu reden wissen, und aus der Gefahr, um ein falsch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein lutherischer Theologe ohne eine genaue Einsicht in dieselben sein, daß also diejenigen allen Dank verdienen, welche sie allgemeiner zu machen suchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichste Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der sicherste Beweis sein kann. Die Einrichtung desselben ist folgende. In der Einleitung handelt er sowohl von den symbolischen Büchern überhaupt, von ihrer Notwendigkeit und ihrem Ansehen, als auch von jedem insbesondere und berührt alles, was zu der Historie derselben gehört. Die Ausführung selbst

1 ff. Christian Friedrich Börners, Doktors der heiligen Theologie und ersten öffentlichen Professors, Unterweisungen in der symbolischen Theologie [der Lehre von den symbolischen Büchern]. Leipzig bei Joh. Wendler. — 27 ff. Als Lessing 1746 nach Leipzig kam, las Börner über die Korintherbriefe und privatim Hermeneutik und hielt ein Examinatorium und Disputatorium über Theologia symbolica. Ob Lessing seine Vorlesungen besuchte, ist fraglich. Vgl. Danzel, 2. Ausg., I, S. 51, Anm. 1.

bestehet aus einundzwanzig Kapiteln, deren jedes zwo Abteilungen hat. In der ersten Abteilung werden die Stellen aus den symbolischen Büchern, welche die Lehre, die in diesen Kapiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt und, wo es nötig ist, gegen die Veränderungen unechter Ausgaben gerettet. In dem andern Abschnitte werden diese Stellen erklärt, bewiesen und die einschlagenden Irrtümer anderer Religionen widerlegt. Dieser Plan und die sonst bekannte Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers kann zureichende Gewähr leisten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrscht, deren ein solches Werk fähig ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[36. Stück, vom 25. März.]

Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserlesener **Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten** zur Unterweisung des Verstandes und Besserung des Herzens; zusammengetragen von Friedr. Eberh. **Rambach**, Past. zum Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. In 8vo. 1 Alph. 16 Bogen.

Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Titel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher und sagt, daß es Abhandlungen sein sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurteilen, Unwissenheit und Zweifeln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheißungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen; sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen sein, die auf den wichtigen Punkt der geistlichen Sittenlehre, nämlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Teile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, „Betrachtungen über die menschliche Furcht". Das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr

erbaulich sein wird, macht den größten Teil der Vorrede aus. 2) Tillotsons „Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu, Gott mehr zu fürchten als die Menschen". 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, „Prüfung menschlicher Urteile", aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christentums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren: bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammenflicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmütigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Ist in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben. [38. Stück, vom 30. März.]

Frankfurt an der Oder. Kurzer Begriff des **biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren,** nämlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi (1860) 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich **Kanz,** evangelisch-reformierten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebst einer Vorrede von Paul Ernst Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bei Johann Christian Kleyb. 1750. In 8vo

Der Herr Verfasser dieses kurzen Begriffs hat sich schon durch verschiedene andre Schriften und insonderheit durch seine „letzte Schicksale der Kirche Gottes und der Welt" bekannt gemacht, und ebendiese letztre hat ihm, wie er selbst anzeigt, Anlaß gegeben, an eine seiner Einsicht nach richtigere Zeitrechnung des Alten Testaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung

18 ff. Nicht ... macht, vgl. III, 1, S. 101, V. 2041 ff.

(ein Buch, das den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verstünde), mit der Kirchengeschichte des Neuen Testaments verglichen, geschlossen, daß im Jahr nach Christi Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde gestanden haben, und daß von da an das siebente Jahrtausend und mit demselben der noch bevorstehende Sabbath oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um ebendieses auch aus dem ganzen Zusammenhange der von Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt verfloßnen Zeit bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornehmlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kann, untersucht und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen Begriffe vorläufig anzeigen wollen und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er alles darinne leistet, was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie allen Untersuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Vignoles zum Trotz eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverlässige Richter in solchen Sachen eine Stelle bei diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein wenig wundersam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständnis dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts Geringers, als die Freigeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften, aufbehalten wäre, diese zwei wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

[46. Stück, vom 17. April.]

Königsberg. M. Friedrich Samuel **Bocks**, Predigers bei dem königl. preuß. von Schorlemerschen Regiment Dragoner, **erbauliche Reden** an die Gemeine zur Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegt's Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 7 Bogen.

Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tage beinahe ebenso selten als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet, die bestimmtere und reinere Sprache, die gesundern Begriffe von der wahren Beredsamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den mittelmäßigsten Kopf, wo nicht zu einem Mosheim, doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde schon anhören kann. Wann er noch über dieses die Klugheit besitzt, diejenigen Stücke der Religion in seinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einsichten und eine unzuermüdende Scharfsinnigkeit erfodern, so wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geist zu halten anfangen, weil der Pöbel alle für groß hält, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen. Die in dieser Sammlung enthaltenen sechs Reden haben folgende Aufschriften 2c. Der Herr Feldprediger entschuldiget in der Vorrede die Länge seiner Reden, nach welcher sie schwerlich so können sein gehalten worden, als man sie hier lieset. Wir wollten wünschen, daß er sich wie Martial hätte entschuldigen können: Dasjenige ist nicht zu lang, was nicht kürzer sein kann. Dem ohngeachtet glauben wir, daß bei einer Menge Leser diese Reden in der That erbaulich sein werden. Sie kosten in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

[87. Stück, vom 22. Juli.]

Königsberg. Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltnen **göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen** und gerettet von Theodor Christoph **Lilienthal**, der h. Schrift Dokt. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergischen Universität 2c. Zweiter Teil, bei Joh. Heinr. Hartung. 1751. In 8vo. 1 Alph. 9 Bogen.

Dieser ganze zweite Teil bestrebt sich, die Weissagungen zu retten, welche in dem Alten Testamente von Christo geschehen sind.

12. Joh. Lorenz v. Mosheim (1694—1755), der „Vater der Kirchengeschichte" und berühmter Kanzelredner. — 31. Th. Chr. Lilienthal, 1711 zu Königsberg geboren, starb daselbst 1782, Apologet. Der letzte, 16. Band des oben angezeigten Werkes erschien 1782.

Die vornehmsten Gegner, mit welchen der Herr Doktor zu thun hat, sind Schmidt, Collins und Parvish. Der erstere soll in seiner freien Übersetzung der fünf Bücher Mosis die darinnen vorkommenden Weissagungen verfälscht haben. Der andre hat in seinen bekannten Schriften alle buchstäblichen Weissagungen geleugnet und zu beweisen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derselben beruhe. Der letztere hat einem Indianer, den er in seiner Untersuchung der jüdischen und christlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weissagungen von Christo und seinem Reiche bestreiten. Der Herr Verfasser will überall zeigen, daß die Waffen dieser Feinde der Offenbarung nicht neu sind. Sie entlehnen dieselben, spricht er, teils von den Juden, teils pflügen sie mit Hugonis Grotii Kalbe. Dieses ist ebenso richtig, als wenn man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doktors wären nicht neu, sondern er habe größtenteils mit Calovii Kalbe gepflügt. Wir glauben, es sei nichts Widersprechendes, daß einer eben das sieht, was ein andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürfe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind. Das Gegenteil von den letztern hat der Herr Doktor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen, und es kann gleichviel sein, ob er seine Beweise als der erste erfunden oder als der zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweite Teil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[88. Stück, vom 24. Juli.]

---

2. Johann Lorenz Schmidt, der „Wertheimsche Bibelübersetzer", den Lessing für den Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente" ausgeben wollte, lebte von ca. 1700 bis 1750. — Anton Collins, geboren 1676, Freidenker, gab 1713 eine „Abhandlung über das Freidenken" heraus. — 14. Hugo Grotius (1583—1645), niederländischer Staatsmann, Philolog und Rechtsgelehrter, auch Arminianischer Theolog, gab 1627 sein apologetisches Hauptwerk „Von der Wahrheit der christlichen Religion" heraus. — Kalbe, Richter 14, 18. — 16. Calovii, eines bekannten lutherischen Orthodoxen (1612—1686).

Altenburg. **Falschheit der neuen Propheten.** Erstes und zweites Stück. Bei Paul Richtern. 1751. In 8vo. 16 Bg.

Dieses ist der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen lesen wird. In dem ersten Stücke handelt der Verfasser anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht sich hierauf an die Mutmaßungen, zu welchen die Whistonischen Lehrsätze von den Kometen seit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es ist uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Klasse gekommen sind. Auf diese folgen verschiedne neue Ausleger der Offenbarung und einige drohende Verkündiger des jüngsten Tages. Bald waren es die Pluderhosen, bald die bloßen Brüste, bald die Freimäurer, welche sichre Zeichen seiner Annäherung sein sollten. Von diesen schwermütigen Träumen kömmt der Verfasser auf die Kabbala, auf die Coffeeschale, auf den europäischen Staatswahrsager. In dem zweiten Stücke werden die prophetischen Denksprüche von der Folge der römischen Päpste, die man gemeiniglich dem Armaghanischen Erzbischofe Malachia zueignet, die Prophezeiungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig untersucht. Wir wünschen in den folgenden Stücken gleich gründliche Untersuchungen, zum Exempel der Vorherverkündigungen des Nostradamus, des Merlins und besonders des Grebners, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehens in England machte, zu sehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr. [92. Stück, vom 3. August.]

Hannover. **Dieu mériteroit-il** bien qu'un homme eut pour lui des égards et du respect et qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Westphalienne. A Hannovre aux dépens de Jean Christ. Richter. 1751. In 8vo. 12½ Bogen.

Die Urschrift dieses Werks ist bekannt. Sie hat sich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl solcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrsamkeit die Pflichten der

7. Wilhelm Whiston (1667—1752), englischer Unitarist, Nachfolger Newtons in der mathematischen Professur in Cambridge. — 22. Nostradamus, vgl. Goethe XII, 21, V. 67. — Merlin, vgl. Goethe I, 89. Die Merlin zugeschriebenen Prophezeiungen erschienen in Gottfried von Monmouths lateinischer Übersetzung zuerst Frankfurt 1603 als: Prophetia anglicana Merlini.

Religion den Herzen mehr einzuflößen als dem Verstand aufzudringen suchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewählt, worinne uns die Alten soviel Meisterstücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlassen zu haben schienen: den dialogischen. Alle Schönheiten desselben, die Sprache der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwischenfälle, die angenehme Unordnung, welche ebenso weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist, die Übergänge, wovon man das Muster in der Natur der täglichen Unterredungen findet, sind glücklich erreicht worden. Die wesentlichern Schönheiten des Inhalts werden Lesern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menschen ist alles eher angenehm zu machen als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk von der Art, wie das gegenwärtige ist, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophisterei treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten abgehandelt. Vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieser Gattung allgemeiner zu machen gesucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu sein scheinet. Es hat die Übersetzung für hundert Streitschriften verdient, welche zu nichts dienen, als den Haß zwischen den verschiednen Sekten zu erhalten. Westfalen hat einen guten französischen Dichter, es hätte also ganz leicht auch eine gute französische Übersetzerin haben können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. [103. Stück, vom 28. August.]

---

13 f. sanftes Joch, Matth. 11, 29 f. — 20. ganzen Alphabeten, Büchern mit 24 Bogen. — 32 f. französischen Dichter, Georg Ludwig v. Bar, geb. 1702 im Osnabrückischen, starb daselbst 1767 auf seinem Gute Barenau. Vgl. Goedeke, Grundriß II, 536, Nr. 406.

Lettres iroquoises, en II Tomes. à Irocopolis, chez les Vénérables. 1752. In 8vo. Jeder Teil $10\frac{1}{2}$ Bogen.

An einem Wilden aus Kanada hat es noch gefehlt, den man seine seltsamen Gedanken über die Sitten der Europäer und über ihre Religionen der Welt sagen läßt. Man weiß schon, von welchem Schlage die Briefe sind, die man nach gewissen Nationen taufet. Unsern Lesern den richtigsten Begriff von den gegenwärtigen zu machen, wird es genug sein, den ersten den besten Brief daraus zu übersetzen.

Fünfter Brief.

Du meldest mir, daß du meinem ehrwürdigen Vater die letzte Pflicht erwiesen. Ich freue mich über seinen glücklichen Tod. Die hiesigen Kinder seufzen und schreien bei dem Sterben ihrer Eltern. Welche Narrheit, liebster Alha, sich zu betrüben, daß man ein Mensch ist, und daß man seinen Lauf beschlossen! Ich weiß nicht, was sie wollen, ob sie ewig zu leben verlangen, oder ob sie wider den großen Geist murren. Alle aus diesen Völkern werden von Furcht und Hoffnung herumgetrieben, ohne zu wissen, was sie fürchten, und was sie hoffen. Hat der große Geist nicht für alles gesorgt, als er uns auf die Welt setzte? Kann jemand unter seiner Herrschaft zu beklagen sein? Giebt es Unglückselige? Mein Vater ist tot, und ich sollte mich betrüben, ihn in den Händen des Vaters der Natur zu sehen? Nein, liebster Alha! Du tröstest mich genug, indem du mir berichtest, daß ihn weder die wilden Tiere noch die Feinde gefressen haben! daß mein Weib und meine Kinder, daß du, der liebste von meinen Freunden, ihm euer Herz zu seinem Grabe geschenkt habt! Ein heiliger Gebrauch, der von unsern Vätern auf uns kam, von dem man hier nichts weiß. Verfinstere dich, Sonne, bei diesem widernatürlichen Anblicke! Die Kinder werfen diejenigen, welche sie an das Licht gebracht, verächtlich in Gruben, welche die Unempfindlichkeit und Grausamkeit gräbt. Sie überlassen den Würmern diejenigen, welche der Quell aller ihrer Güter sind. Ach, liebster Alha, nur uns ward es gegeben, unsre Eltern rechtschaffen zu lieben. Ihr edles Blut fließet in unsern Adern und wird unsterblich, weil es sich von Geschlecht zu Geschlecht erhält. Nie haben Iroquoisen

6 f. Briefe ... taufet, in Nachahmung von Montesquieus Lettres persanes, z. B. die Lettres juives von d'Argens, die Lettres d'une Péruvienne der Frau von Graffigny.

die Erde gedüngt. Nie hat das Vieh über ihren Körpern das Gras abgeweidet. Die vorhergehenden Geschlechter werden in unsern Wildnissen nicht wie in diesen Gegenden verabscheuet. Je weiter sich unsre Kinder von uns entfernen, je mehr finden sie sich mit einer Menge edler Vorfahren vermischt. Glaubst du wohl, liebster Alha, daß uns die Europäer aus unsrer kindlichen Liebe ein Verbrechen machen? Ja, mit Erstaunen sag' ich es. So verderbt ist unsre Vernunft. Die unsinnigen Lehren über die schrecklichen Geheimnisse unsrer Gastmahle, wobei Hochachtung und Liebe unsre Hände bewaffnet! Wann sie die geheime und göttliche Kraft wüßten, welche uns daselbst mitgeteilet wird; wann sie wüßten, wie brünstig wir den großen Geist nach diesen heiligen Gastmahlen, wo uns die Tugend eingefleischet wird, liebten; wann sie wüßten, welchen Eifer uns diese geheiligten Speisen für unser Vaterland und für unsre Kinder einflößeten, welche wir als das Heiligtum ansehen, wohin uns der Tod einmal setzen wird, wieder von neuem zu leben, die Seele ihrer Seelen zu sein und in ihrer zarten Brust den Eindruck von uns und das ewige Andenken unsrer Reden und Thaten zu lassen! Himmel, wie viel besser würden die Europäer sein, wenn sie uns nachahmten! Ich las vor einigen Tagen, liebster Alha, unter Anweisung eines meiner Lehrmeister, daß die meisten großen Männer ihrer unwürdige Kinder gehabt hätten. Woher glaubst du, daß dieses komme? Woher sonst, als weil sie ihre Eltern nicht essen? Die Könige in diesen Landen sollten befehlen, daß alle große Leute von ihren Kindern gegessen würden, damit ebenso vortreffliche Geschlechter, wie unter uns sind, entstünden. Doch wozu dienen diese Betrachtungen, liebster Alha? Sie wandeln den Weg der Finsternis und Schande. Wodurch sagen sie, daß sie Jesus göttlich mache? Dadurch, daß er sich ihnen zu essen giebt. Jesus hat ihnen also eben die Lehren gegeben, die uns unsere Ureltern hinterlassen haben. Ich sehe hier nichts als Kinder, die ihre Väter nicht gegessen haben, am Hofe und in allen Ständen. Wann es wahr ist, was mir die Franzosen sagen, so haben sie vortreffliche Männer gehabt. So viel weiß ich, daß ihnen ihre Nachkommen nicht gleichen.

Diese Briefe kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr. [104. Stück, vom 31. August.]

Hannover. D. Christoph Aug. **Heumanns Erklärung des Neuen Testaments.** Dritter Teil, in welchem die erste Hälfte der Geschichte des Herrn, wie sie Johannes beschreibt, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Försters Erben. 1751. In 8vo. 1 Alph. 16 Bg.

Man kann von diesem dritten Teile nichts sagen, als was schon Unzählige von den ersten beiden gesagt haben: daß nämlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollständigsten, gründlichsten und lehrreichsten in ihrer Art werden wird. Er ist so weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn sie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor sich haben, niemals bei ihm von Ansehen sind, und daß ihn der Vorwurf erzwungener Neuerungen niemals abschreckt, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Es wäre schade, wenn er in der Auslegung dieser und jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien, worinne sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieser dritte Teil enthält die ersten elf Hauptstücke des Evangelisten Johannes und kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[138. Stück, vom 18. November.]

Hannover. Georg **Lyttletons,** eines Parlamentsgliedes in England, Anmerkungen über die **Bekehrung und das Apostelamt Pauli,** zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion in einem Briefe an Herrn Gilbert West. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich Christian Hahn, Prediger zu Wildeshausen. Nebst einer Vorrede des Herrn Konsistorialrats Göttens. In Verlag von Försters Erben. 1751. In 8vo. auf 10 Bogen

Eine von den feinsten und gefährlichsten Arten, die christliche Religion zu bestreiten, ist diese, wenn witzige Köpfe die Aufführung derjenigen Männer, die uns in der Schrift als Heilige vorgestellet werden, verdächtig zu machen bemüht sind. Man weiß, von was vor einer Seite Bayle den David geschildert, man weiß, wie

1. Christoph August Heumann (1681—1763), ausgezeichneter Theolog, gab 1748 eine „Übersetzung des N. Testaments" heraus, welcher eine „Erklärung des N. Testaments" folgte (1750—1763 zu Hannover in 12 Bänden). — 33. Bayle den David geschildert, wegen dieses Artikels, den Peter Bayle (1647—1706) in den späteren Auflagen seines „Dictionnaire historique et critique" änderte, ward er vor dem Kirchenrat zu Rotterdam zur Verantwortung gezogen. Vgl. Gottsched in seiner Übersetzung dieses Werkes II, 269 f.

verwegen Morgan den Joseph angegriffen hat. Doch Bayle und Morgan sind widerlegt worden, denn es fanden sich Männer, die ebenso viel Witz hatten als sie und die Wahrscheinlichkeit der Meinung, wovor sie eingenommen waren, ebenso hoch zu treiben wußten, als sie die ihrige getrieben hatten. Die Geschichte des Paulus ist von eben der Beschaffenheit, daß sie viel zweideutige Seiten zu haben scheint. Es ist also, wenn man so reden darf, ein Glück für die Religion, daß sich ein Lyttleton daran gemacht hat, die Widersprüche darinne zu vergleichen, und von dem, was man dahin und dorthin drehen kann, zu bestimmen, wie man es eigentlich drehen müsse. Er hat sich selbst alle mögliche Einwürfe gemacht, worinne er um so viel glücklicher gewesen, da man von ihm weiß, daß die Freigeisterei auch einmal ihre Zeit bei ihm gehabt hat. Er hat sie aber auch so widerlegt als einer, der von der Wahrheit um so viel überzeugter sein kann, je deutlicher er vorher alle Zweifel wider sie gedacht hat. Der Herr Übersetzer dieses Briefes hat sich ganzer 13 Jahr lang in England bei der evangelischen Hofkapelle als Diakonus aufgehalten. Wer sollte also nicht glauben, daß er der englischen Sprache gewachsen sei, und daß er uns eine Übersetzung geliefert habe, die dem Beifall gemäß ist, den schon seine Übersetzung der Abhandlung des Wilh. Cleavers „Von der Zeit der Geburt Christi" erhalten hat? Die Vorrede des Herrn C. R. Göttens ist lesenswürdig. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[142. Stück, vom 27. November.]

Frankfurt. Wilhelm **Warburtons,** Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wales Hofpredigers, **göttliche Sendungen Mosis,** aus den Grundsätzen der Deisten bewiesen. Der erste Teil, in die Sprache der Deutschen übersetzt und mit verschiedenen Anmerkungen versehen von Joh. Christian Schmidt, Hochfürstl. Brandenb.-Kulmbachischen Konsistorialrat, Hochfürstl. Beichtvater und Hofprediger. Bei Johann Gottlob Vierling. 1751. In 8vo. 2 Alph.

Herr Warburton ist einer von den jetztlebenden englischen Gottesgelehrten, welche die Sache der Religion am ernstlichsten

2. widerlegt worden, Bayle u. a. von Delaury, Historical account of the life and reign of David. — 26. Wilhelm Warburton (1698—1779), Bischof von Gloucester, Antideist; sein bekanntestes Werk: The divine legation of Moses, 1738.

führen. Er sahe es ein, daß die Beschuldigung, welche die Freigeister dem Moses machen, indem sie ihm aufs höchste für einen listigen Betrieger gelten lassen, den festesten Grund des Christentums untergraben. Auf was gründet sich das Neue Testament? Auf die Propheten. Und die Propheten? Auf den Moses. War also Moses nicht von Gott gesendet, so waren es auch nicht die, die sich auf den Moses bezogen. Unser Engländer untersucht diese Materie mit einer Gründlichkeit, die man in dergleichen Schriften seiner Landsleute schon gewohnt ist. Er holt alles aus den ersten Quellen her, und daher kommt es, daß wir in diesem ersten Teile von dem Moses eigentlich noch nichts lesen. Er bestehet aus 3 Büchern, welche alle die Notwendigkeit der Lehre von den zukünftigen Strafen und Belohnungen zur menschlichen Gesellschaft darthun. Das erste beweiset sie aus der Natur der Dinge, das zweite aus dem Bezeigen der alten Gesetzgeber und Stifter des bürgerlichen Regiments, das dritte aus den Meinungen und Bezeigen der alten Gelehrten und Weltweisen. Die Übersetzung scheinet sehr wohl geraten zu sein, und man kann nicht anders, als dem zweiten und dritten Teile, welcher im Englischen auch schon das Licht erblicket hat, mit Vergnügen entgegensehen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

[143. Stück, vom 30. November.]

Rostock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der **heil. Dreieinigkeit**, gesammlet und beurteilet von Johann Thomas **Haupt**, Königl. Preuß. Kirchen- und Schulen-Inspektore zu Templin. Bei Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und derjenige, der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich sein würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweise von dem Dasein Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, ebenso unbillig würde es sein, wenn man dem Herrn Inspektor schuld geben wollte, daß er das Geheimnis der Dreifaltigkeit nicht erkenne und annehme, da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen

Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt und diese Gründe mit seiner Beurteilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen für unzulänglich und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von eben dieser Lehre als solche nicht annimmt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt als auch für die Dreieinigkeit insonderheit verwirft. Diese drei Punkte machen die drei Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle, welche das Gründliche lieben und die Wahrheit von dem Seichten und Ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beifall zuerkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen, daß man Beweise, welche bei ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr. [155. Stück, vom 28. Dezember]

1752.

Peter **Ahlwardts**, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit auf der hohen Schule zu Greifswald, Einleitung in die **dogmatische Gottesgelahrtheit.** Greifswald bei Joh. Jac. Weitbrecht, Universitätsbuchhändler. 1753. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Daß der Herr Prof. Ahlwardt kein Gottesgelehrter aus der Menge sei, hat man schon vorlängst aus seinen vortrefflichen Betrachtungen über die Augsburgische Konfession erkannt. Gegenwärtige Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit wird diesen Ruhm nicht schmälern. Sie wird ihn vielmehr bei denjenigen vermehren, welche überall in der Theologie eine strenge Verbindung mit der Weltweisheit lieben. Der Herr Professor hat sie eigentlich zum Gebrauche seines Privatunterrichts ausgearbeitet; wir müssen aber bekennen, daß ihr fast alle gewöhnliche Eigenschaften von

Büchern dieser Art fehlen. Man wird vergebens das Trockne, das Unzulängliche, das einer nähern Erklärung Bedürfende, lauter schöne Tugenden der meisten Schriften, die bei Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, darinne suchen. Er hat das ganze Werk in nicht mehr als sechs Hauptstücke und einen Vorbericht abgeteilet. Der Vorbericht handelt von der heiligen Schrift und der geoffenbarten Gottesgelahrtheit überhaupt. Hierinne glauben wir, mit Erlaubnis des Herrn Professors, etwas Anstößiges angemerkt zu haben. Es betrifft nämlich die Eingebung der heiligen Schrift, welche er in dem 7. §. ausdrücklich nur auf den Willen Gottes von der Menschen Seligkeit und auf alle damit verknüpfte Wahrheiten einschränkt. Wo bleiben hier die historischen und chronologischen Wahrheiten, welche überall in der Bibel eingestreuet sind, und die er nimmermehr unter die mit der Seligkeit der Menschen verknüpften Wahrheiten bringen kann? Was hilft es mir z. E. zu meiner Seligkeit, daß Tubal-Kain das Eisenwerk erfunden? Was nützen andere solche Nachrichten dazu, die aber gleichwohl ebenso gewiß von dem heiligen Geiste eingegeben sind als die wichtigsten Grundwahrheiten des Glaubens? Hätte der Herr Verfasser also nicht seine Erklärung etwas weiter ausdehnen sollen? Was er in eben diesem Vorberichte im 2. §. sagt, daß Gott aus besondrer Weisheit die Bücher des Neuen Testaments insgesamt in der griechischen Sprache abfassen lassen, möchte vielleicht einer Einschränkung bedürfen. Uns scheint das Gegenteil beinahe erwiesen zu sein, und die größten Gelehrten haben es allezeit für höchst wahrscheinlich angesehen. Das 1. Hauptstück handelt von Gott, sowohl nach seinem Wesen als nach den dreien Personen; das 2. von dem Menschen, wie derselbe von Gott erschaffen und durch die Sünde verdorben ist; das 3. von der Wiederversöhnung der gefallenen Menschen durch die Erlösung des Mittlers; das 4. von der Ordnung und den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, in welcher und durch welche wir der Erlösung Jesu zur Seligkeit teilhaftig werden können und sollen; das 5. von den Mitteln, wodurch uns die Erlösung Christi angeboten wird und wir der anwendenden Gnade teilhaftig werden sollen und können; das 6. endlich von den letzten Dingen wie auch von der ewigen Seligkeit

16. Tubal-Kain ... erfunden, 1. Mos. 4, 22. Vgl. Lessings „Axiomata" I. — 25 f. für höchst wahrscheinlich angesehen, daß nämlich das Original der Evangelien hebräisch geschrieben gewesen sei. Vgl. Lessings Abhandlung „Neue Hypothese über die Evangelisten".

und Verdammnis. Aus diesen Überschriften wird man leicht erkennen, daß der Herr Professor alles in der besten Ordnung müsse abgehandelt haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 10 Gr.

[151. Stück, vom 16. Dezember.]

1753.

P. J. Hollanders Bibliothek für unstudierte wahre Religionsliebhaber, oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowohl als neuern Zeiten zur gnugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. I., II. und III. Teil. Frankfurt am Main 1752. Zu finden in der Dürenschen Buchhandlung. In 8vo.

Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu eben den Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Verteidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch sein, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meistenteils die unselige Geschicklichkeit, dem Falschen alle Reize der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meistenteils ein allzu gelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen? Daher kommt es, daß diese nur diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht, diesem Übel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudierten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Übersetzungen oder faßliche Auszüge in die Hände liefre. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet;

28. kritische Wörterbuch, von Peter Bayle; vgl. oben S. 15, Anm. zu Z. 33. — Theodicee, von Leibniz, die gegen Bayle gerichtet ist.

welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drei ersten Teilen enthalten sind 2c. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werk, wann die übrigen Teile diesen gleich werden, Unstudierten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntnis von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Thlr.

[7. Stück, vom 16. Januar.]

Neue Untersuchung des Satzes, ob die **Gottesleugnung** und die verkehrten Sitten aus dem **System der Fatalität** herkommen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Daniel Titius, A. M. Leipzig bei Joh. Chr. Langenheim. In 8vo. auf neun Bogen.

Das Original dieser Schrift, welche in Form eines Briefes abgefaßt ist, befindet sich in dem neuen französischen Magazine, welches zu London herauskömmt. Ihr Verfasser, der sich Thourneyser unterschrieben, hat in der That neue Gedanken darinne vorgetragen und eine nicht geringe Stärke in der Weltweisheit und Größenlehre gezeigt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man bei dem Namen eines Fatalisten sich einen Menschen vorstellet, dessen Grundsätze alle Sitten und Religion über den Haufen werfen, und es scheint, als ob man die Freiheit nur deswegen als eine ausgemachte Wahrheit annehme, weil man glaubt, daß nur sie das, was unter den Menschen das Heiligste ist, aufrecht erhalte. Die Feinde der Religion haben daher ihren heftigsten Sturm meistenteils auf die Lehre von der Freiheit gerichtet und haben sich die Dunkelheit und Schwierigkeit dieser Materie so zu nutze gemacht, daß ihre Gründe bei einem flüchtigen Nachdenken leider die stärksten zu sein scheinen. Wir sagen: bei einem flüchtigen Nachdenken, weil sie allerdings noch zu heben sind, obgleich auf eine Art, die mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die meisten Menschen bei einem solchen Gegenstande anwenden wollen. Wäre es also nicht eine vortreffliche Sache, wenn man den Gottesleugnern ihre einzige Ausflucht beschneiden und zeigen könnte, daß ein unvermeidliches Schicksal im weiten Verstande die Sittenlehre

12. A. M., d. h. Artium Magister.

und Religion in sich fasse? Dieses wenigstens hat Herr Thourneyser zu thun gewagt, und man muß gestehen, daß er auf eine sehr gründliche Art zu Werke gehet. Nachdem er seine Zweifel wider die Freiheit vorgetragen und die Gründe für dieselben zu entkräften gesucht, so nimmt er alle Handlungen der Menschen als notwendig an; denn nur auf diese schränkt er seine Fatalität ein, ohne den Dingen in der Welt ihre Zufälligkeit abzusprechen. In diesem Zustande betrachtet er sich als einen Freund der Religion und Sittenlehre und spricht: Kann ich darthun, daß dasjenige, welches das Wesen Gottes am meisten erweiset, mit der Freiheit nichts gemein hat; kann ich ferner darthun, daß in dem System der Notwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstreckt: so glaube ich, meinem Satze genug gethan zu haben. Hierauf behauptet er das Dasein Gottes aus der Zufälligkeit der Welt und zeigt aus den Kräften der Welt und den Eigenschaften Gottes, die er auf eine ganz neue Art betrachtet, daß Gott an dem Übel in der Welt keinen Anteil haben könne. Dieses System nennt der Verfasser das System der Fatalität; allein der Herr Übersetzer zeigt ihm in seinen Anmerkungen, daß diese seine Fatalität nichts als eine bedingte Notwendigkeit sei. Man wird bei Lesung dieser Schrift sowohl des einen als des andern Scharfsinnigkeit loben, obschon vielleicht, ohne sich weder für diesen noch für jenen zu erklären. Die Übersetzung ist zwei berühmten Männern, dem Hrn. D. Jöcher und Hrn. Prof. Kästner zugeeignet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[39. Stück, vom 31. März.]

Wittenberg. Von hier aus verdienen zwei Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Immanuel Friedrich Schwarz in den beiden letzten Monaten zu Katheder gebracht hat. Er hat sie

25. Christian Gottlieb Jöcher (1694—1758), Herausgeber des „Gelehrten-Lexikons“, und Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), Mathematiker, bekannt als witziger Schriftsteller. Zu beiden stand Lessing in näheren Beziehungen. Vgl. unten die Biographie. — 29 f. Immanuel Friedrich Schwarz, ein jüngerer Schulkamerad Lessings (1728—1786), 1751 Kustos an der Universitätsbibliothek zu Wittenberg. Vgl. Danzel, 2. Ausg. I, 226. Kreyßig, Afraner-Album S. 284.

Exercitationes historico-criticas in utrumque Samaritanorum Pentateuchum überschrieben, wovon die ersten zwei als eine Einleitung anzusehen sind und De Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria und leitet ihn aus dem äthiopischen Stammworte „Samara", „er ist fruchtbar gewesen", her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben; er widerlegt die falschen Ableitungen, worunter diejenige ohne Zweifel die abgeschmackteste ist, daß das Denkmal, welches Mars seinem Sohne, dem Askalaphus in Palästina aufgerichtet, Gelegenheit dazu gegeben habe; er betrachtet die verschiedenen andern Namen, welche Samaria gehabt, und besonders den Namen Sebaste und warnet vor den Vermengungen mit andern, fast gleichlautenden Benennungen. Hierauf geht er die verschiedenen Völker durch, welche als Kolonisten in dieses Land gekommen, und findet deren drei, Assyrer, Phönizier und endlich Römer, ohne Zweifel, welche Severus dahin geschickt; er kömmt ferner auf die Ursache des tödlichen Hasses, welcher zwischen den Samaritanern und Juden gewesen und noch jetzt ist, und erzählt endlich die verschiedenen Vorwürfe, welche diese jenen gemacht, worunter er viele als offenbare Verleumdungen entdeckt. Alles dieses ist oft auf eine sehr neue Art mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Hrn. Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit zeigt, ohne daß man ihm vorwerfen kann, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie sonst in dergleichen philologischen Abhandlungen zu sein pflegt.

[40. Stück, vom 3. April.]

Schreiben eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort. Berlin bei Chr. Fr. Voß, 1753. In 8vo. 2 Bogen.

Diese Blätter sind zum Behuf eines unterdrückten Teils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt und machen sowohl der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers als der guten Sache Ehre. In

1 f. Historisch-kritische Übungen über die beiden Pentateuche der Samaritaner. — 11. Askalaphus, Hederich citiert dazu in seinem ‚Mythologischen Wörterbuch": Hygins Fab. 159. — 13 f. den Namen Sebaste, den es von Herodes dem Großen bekam, zu Ehren des Kaisers Augustus (griechisch: Sebastos).

dem Schreiben des Juden wird mit Gründen dargethan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vorteile eines Regenten gemäß sei, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen die, welche an den gekommenen Messias, und die, welche an den noch zu kommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird außer verschiedenen den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen angeführt, daß bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen ohne Einschränkung erlaubt sei, Häuser und Äcker zu kaufen und alle Arten von Künsten und Professionen zu treiben; daß diese ihnen erteilte Freiheiten beiden Staaten nicht nur keinen Schaden verursachen, sondern vielmehr dem Anwachse ihres Reichtums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind. Statt eines weitläuftigern Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdrucks den Schluß des Schreibens von dem Juden einrücken: „Vertreten Sie nur die Stelle eines Le Fort; vielleicht findet sich auch ein Peter der Große. Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von ebenso glücklichen Umständen einen Fürsten, der die größte Stärke des Geistes mit der höchsten Gewalt vereiniget, der eine Nation, die ebenso edel als alle andern, jetzo aber durch Armut, Unwissenheit, Verachtung und eine Art von Sklaverei unterdrückt ist, davon befreiet. Sollte solches geschehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten die gehoffte Ankunft eines Messias in seiner Person erfüllt zu sein glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen Füßen legen, und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nachkommen und in der jüdischen Historie ein ewiges Denkmal stiften werde." Die Wahrheit und Vernunft befreien den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurteile. Nunmehr aber rechtfertiget ihn noch überdem die englische Nation, indem eben dasselbe zum größten Erstaunen von Europa den 1ten Junius des jetzt laufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24sten März statt eines Entwurfs angeführet hat. Die Akte davon ist in einem Anhange beigefügt. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Gr.

[93. Stück, vom 4. August.]

---

17. Der Genfer J. F. Le Fort (1656—1699) war Peters des Großen Günstling und führte die westeuropäische Kultur in Rußland ein.

Hadrian **Baillet**, historische und kritische Abhandlung von den Geschichten der **Märtyrer und Heiligen** und deren Sammlungen; ihres gelehrten und brauchbaren Inhalts wegen aus der französischen Sprache übersetzt. Leipzig und Rostock, verlegt von Joh. Chr. Koppe. 1753. In 4to. 19 Bogen.

So wahr es ist, daß die Blutzeugen der ersten Kirche unter gewissen Umständen ein nicht zu verwerfender Beweis für die christliche Religion sein können, so wahr ist es auch, daß unzählige derselben dieses Namens unwürdig und ihre Geschichten so voller Aberglaubens und abgeschmackter Wunder sind, daß sie bei Verständigen nicht nur Ekel, sondern auch Verdacht gegen die wenigen glaubwürdigen Erzählungen erwecken. Die Sammlungen derselben sind in sehr großer Menge, wovon man die vornehmsten teils in der „Griechischen Bibliothek" des Fabricius, teils in desselben „Lichte des heilsamen Evangeliums" angeführt findet. Die gegenwärtige Abhandlung des Baillet, eines Mannes, der in der gelehrten Geschichte eine außerordentliche Stärke besaß, welches in der That bei einem Franzosen etwas sehr Seltnes zu sein pflegt, ist weit vollständiger und von ihm eigentlich als eine Einleitung zu seinen Lebensbeschreibungen der Heiligen aufgesetzt worden. Man findet in derselben eine Menge gelehrter und seltner Nachrichten, eine Beurteilung, die sich vielfältig über den Eifer und Aberglauben seiner Religionspartei erhebt, und zugleich eine angenehme Ordnung, die man in dieser Übersetzung dem Leser noch leichter zu machen gesucht hat. In der Vorrede des Übersetzers, welches der Hr. Pastor Rambach ist, werden auf eine lesenswürdige Art die Kennzeichen eines wahren Märtyrers bestimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[98. Stück, vom 16. August.]

Wilhelm **Whistons**, berühmten Engelländers, gründlicher Beweis, daß die in der **Offenbarung** befindliche Geschichte von der Schöpfung der Welt und die allda geschehene Verkündigung von dem Untergange der Welt mit der gesunden Vernunft keinesweges streite. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern. Wittenberg bei Joh. Joach. Ahlfeldt. In 4to. 3 Alph.

Die Übersetzung der bekannten „Theoria Telluris" des Herrn Whistons trat schon vor vielen Jahren ans Licht. Die

26. Rambach, vgl. oben S. 6. — 30. Wilhelm Whiston, vgl. oben S. 11, Anm. zu Z. 7.

Umstände des Verlegers, unter welchen oft die besten Bücher leiden müssen, machten, daß sie weniger bekannt ward, als es ihr innrer Wert verdiente. Seit der Zeit ist sie im Dunkeln geblieben, so daß die Liebhaber nicht eigentlich wußten, wo sie zu finden sei. Und vielleicht würde sie noch länger sein vermißt worden, wenn sie ihrem jetzigen Besitzer nicht in die Hände gefallen wäre, welcher des Anstandes wegen einen neuen Titel darum hat drucken lassen. Hier ist sie nun also wieder, ohne seit so langer Zeit das Recht auf eine gute Aufnahme verloren zu haben. Der Inhalt des Werkes selbst ist bekannt, und sollte er es auch nur durch die Heinischen Schriften vor einigen Jahren unter uns geworden sein. Die neure Weltweisheit des Newtons, besonders die neuen Entdeckungen dieses unsterblichen Meßkünstlers in dem physischen Teile der Astronomie, schlossen dem Verfasser einen neuen Weg auf, den Spöttereien der Ungläubigen über einige der wichtigsten Punkte der Schrift, über die Schöpfung, über die Sündflut und über den bevorstehenden Untergang der Welt, mit ungewohnten Waffen entgegenzugehen. Und hieraus entstand dieses Werk, welches auch noch alsdenn, wann man der Weltweisheit längst wieder eine neue Form wird gegeben haben, ein Monument der menschlichen Scharfsinnigkeit sein wird. Denn ebensowohl als wir noch jetzt dem Witze einiger neuen Peripatetiker und Cartesianer, welche durch glückliche Drehungen die Mosaische Schöpfung zu der ihrigen, einzigen, wahren machen konnten, Recht widerfahren lassen, ebensowohl wird man einem Whiston nach Jahrhunderten, wenn Newton selbst das sein wird, was jetzt Aristoteles ist, Recht widerfahren zu lassen die belohnende Billigkeit haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Rthlr. [130. Stück, vom 30. Oktober.]

Joannis **Wiclefi Dialogorum** libri quatuor etc., aucti catalogo praecipuorum de Wiclefo scriptorum, quem vita ex optimis fontibus, germanico idiomate depicta sequitur. Francof. et Lips., impensis Vierlingii. 1753. In 4to. 1 Alph. 18 Bogen.

Es ist der Herr Ludwig Philipp Wirth, Subdiakonus und Schloßprediger zu Kulmbach, welchem wir diesen neuen Abdruck eines der rarsten Werke zu danken haben. Er hat sich alle

11. Heinischen Schriften, vgl. oben S. 11, Z. 8. — 29 ff. Des Johannes Wiclef vier Bücher Gespräche u. s. w., vermehrt um ein Verzeichnis der bedeutenderen Schriften über Wiclef, welchem eine nach den besten Quellen entworfene Lebensbeschreibung in deutscher Sprache folgt. Frankfurt und Leipzig, Verlag von Vierling.

diejenigen dadurch verbindlich gemacht, welche sich von den Lehrsätzen dieses Vorläufers einer allgemeinern Reformation aus seinen eignen Werken überzeugen wollen. Die Lebensbeschreibung, welche er in deutscher Sprache beigefügt hat, beträgt zehn Bogen und teilt sich in einen Vorbericht und vier Hauptstücke. Jener erzählt die Schriftsteller, worinne man vom Wiclef Nachrichten findet; diese handeln von der weisen Einrichtung Gottes in dem Leben dieses Zeugen der Wahrheit, von der Übereinstimmung seiner Lehre mit unsrer evangelischen Orthodoxie, von den Schicksalen, welche ihn wegen der gesuchten Verbesserung der Kirche betroffen, und endlich von seinen Schriften. In dem ersten und dritten Hauptstücke führet Herr Wirth den Wiclef redend ein, als ob er die Neugierde der Leser erfahren habe und ihr selbst ein Gnüge thun wolle; ein Zug, auf welchen ihn ohne Zweifel die vortrefflichen „Totengespräche" des berühmten Faßmanns gebracht haben, den er gleichfalls unter den Schriftstellern, die vom Wiclef Nachricht geben, anführt. Er sagt von ihm, daß er oft Nachrichten gebe, die man nirgends weiter leicht finden werde; er hätte aber sicher sagen können: die man ganz und gar nicht finden wird. Es war ein sehr fruchtbarer Kopf, der Herr Faßmann! In dem dritten Hauptstücke teilt Herr Wirth das theologische System des Wiclefs mit und führet mehr als 300 Sätze an, welche alle rechtgläubig sind. Er ist auf einige Glieder der lutherischen Kirche und auf ihre Apologie selbst nicht wohl zu sprechen, welche diesem Engländer Irrtümer schuld gegeben haben. Allein wir müssen ihm auch sagen, daß er sich umsonst windet, seinen Held von dem Donatistischen Irrtume, die Wirksamkeit der Handlungen eines gottlosen Seelensorgers betreffend, loszusprechen; denn seine Entschuldigung beweiset mehr, als sie soll. Übrigens verspricht er Beiträge zu dieser Lebensbeschreibung, und wann er sein Versprechen zu halten gesonnen ist, so wollten wir ihm wohl raten, seine Kräfte zu versuchen, ob er den Wiclef auch wegen seines Begriffs von dem Möglichen, aus welchem durchaus eine mahometanische Notwendigkeit fließen muß, entschuldigen könne. Er thut sehr wohl, daß er davon nichts erwähnet; die Orthodoxie des Wiclefs möchte auf einmal über den Haufen fallen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. [145. Stück, vom 4. Dezember.]

---

14. Vgl. I, 211, Z. 22. David Faßmann (1683—1744), besonders bekannt durch seine, mehrfach nachgeahmten, „Gespräche im Reiche der Toten", welche in 16 Bänden Leipzig 1718 bis 1739 erschienen.

1754.

Das Neue Testament zum Wachstume in der Gnade und der Erkenntnis des Herrn Jesu Christi, nach dem revidierten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht **Bengel**. Stuttgart bei Metzler. 1753. In 8vo. 2 Alph. 18 Bogen.

Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowohl um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes als um die Vulgata unmöglich absprechen kann, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurteil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eifer für die Ehre des seligen Luthers, wider alle neue Übersetzungen der Schrift war, so sehr scheint jetzt dieser Eifer abzunehmen, jetzt, da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, viel weniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beigefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Ähnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen und die Übersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bei dem Übersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sei. Er scheuet sich übrigens nicht, im Vorbeigehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das Alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet und also desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständnis wird bei jedem Rechtschaffnen den Wunsch erwecken, einem so nachteiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Übersetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe und noch so lange abschrecken werde, als man gebilligte Vorurteile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Vossischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr. [6. Stück, vom 12. Januar.]

---

4 f. Johann Albrecht Bengel (1687—1751), berühmter würtembergischer Theolog, verdienter Textkritiker. — 30. Wertheimischen Übersetzers, Johann Lorenz Schmidt, vgl. oben S. 10, Anm. zu Z. 2. Seine Übersetzung, von der nur der erste, den Pentateuch mit einer langen Vorrede enthaltende, Band erschienen ist, wurde durch kaiserliches Mandat 1737 konfisziert, er selbst mehrere Jahre lang teils in Wertheim teils in Anspach in Haft gehalten. Vgl. Lessings „Kollektaneen“ s. v. Schmidt.

Neu aufgeschlossenes Kabinett Gottes, worin absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener großen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte und besonders erklärter Offenbarung Johannis unparteiisch vorgestellt und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten Zeit entgegengesetzt wird von einem gerecht- und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8vo. 2 Alph. 16 Bogen

Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine Langeweile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterei, keine Ruhmbegierde, keine Sektenlust zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn Gott in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich, daß die Welt bei Gott gleichsam das Letzte im Raufen hat (ein Ausdruck, den wir nicht verstehen), und daß allem schriftmäßigen Vermuten nach der große Sabbath und die ewigtausendjährige Ruhe nahe sei. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit Herumirrender und schließt das göttliche Kabinett auf, woraus er ihnen die Erkenntnis der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mitteilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit ebenso verräterische Blicke thut als der Kannegießer des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus zwölf Kapiteln, welche von der Existenz Gottes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhitzte Einbildungskraft sehr viel Neues, aber auch sehr viel Abgeschmacktes sagen kann. Das Titelkupfer stellt einen christmutmaßlichen Prospekt des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. Soviel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im

16. Raufen, gewöhnlich: die Raufe, ist eine Art Rechen, hinter welchen das Futter für die Pferde gesteckt wird; also: bald zu Ende sein [mit seinem Futter]. — 17 f. der große Sabbath ... nahe sei, vgl. oben S. 17, Z. 23 ff. — 25. Holbergs (Ludwig von, 1684—1754), des Begründers der dänischen Litteratur, Lustspiel „Der politische Kannegießer" wurde 1749 von Detharding übersetzt. Aus ihm stammt der noch jetzt gebräuchliche Ausdruck „kannegießern".

Jahre 1750 zum erstenmale gedruckt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[26. Stück, vom 28. Februar.]

Königsberg. Am dritten des vorigen Monats brachte der Herr M. **Paul Christian Weiß** eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den **Abraham** als einen Logikum, nach Anleitung der Stelle Hebr. 9, 19, aufführte. Der Patriarch wird daselbst *λογισάμενος* genennt, und diesem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Herrn Magisters, welche auf $2^1/_2$ Bogen gedruckt ist, zu danken. Er untersucht gleich anfangs, was *λόγος* und *λογίζομαι* heiße, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schließen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sei, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu vielerlei nützlich und nötig sein könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre und teilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben, desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen sein; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß, wenn ein Gott sei, dieser Gott auch Tote auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Herr Weiß also in dem Worte *λογισάμενος* nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch „Abraham dachte“ giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bei ihm nicht eingetroffen sei. Eines wundert uns, daß Herr M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit „Tantum abest“ anfängt, keine carmina gratulatoria hat beifügen lassen. Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:

„O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit ‘Tantum abest’ fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran:
Mit ‘parum adest’ sollt’ es schließen!“

Ein anderes:

„Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht!“

[53. Stück, vom 2. Mai.]

---

28 ff. Vgl. I, 172, Nr. 55.

Leipzig. Im Lanckischen Verlage allhier wird verkauft: Joh. Gottfr. Ohnef. **Richters Ichthyotheologie**, oder vernunft= und schriftmäßiger Versuch, die Menschen aus Betrachtung der Fische zur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe ihres Schöpfers zu führen. Mit Kupfern, in groß Oktav, 2 Alph. 11 Bogen.

Wir sehen nunmehro mit Vergnügen, daß sich ein Mann, der lange Zeit Gelegenheit gehabt, zu Rampitz an der Oder die Fische zu betrachten, einem solchen mühsamen Geschäfte mit so vielem Fleiße unterzogen hat. Es scheinet, als wenn die Wassergeschöpfe, insgesamt genommen, unter allen unvernünftigen Tieren auf dem Erdboden fast am geschicktesten dazu sind, die überschwenglich großen Eigenschaften Gottes an den Tag zu legen. Der Herr Pastor Richter hat es auch zur Genüge gewiesen. Er betrachtet anfänglich den Ursprung, Namen, das Wesen nebst den Arten und Eigenschaften der Fische; hernach ihren mannigfaltigen Gebrauch und Nutzen; ferner die göttlichen Absichten bei den Fischen, besonders dasjenige, dessen von ihnen in der Bibel gedacht wird. Alsdann kömmt er auf die fabelhaften, fremden und wunderbaren Fische, wie Gott aus ihnen zu erkennen, und wie die Pflichten der Menschen daraus herzuleiten sind. Der zweite Teil enthält eine ausführliche Beschreibung von zwölf Oderfischen, die er sowohl prosaisch als poetisch entworfen hat. Weil ihm der Raum mangelte, so hat er noch zwölf andere Fische nur sehr kurz beschreiben müssen. Was das Werk noch besonders schätzbar machet, ist das S. 650—694 vorkommende Verzeichnis aller Fische in Meeren, Seen, Flüssen, Strömen und Teichen der bekannten Weltteile, soviel deren aus der Erfahrung bekannt sind; wo der Herr Pastor sowohl die lateinischen als deutschen Namen hinzufüget, welches den Lesern und überhaupt den Liebhabern dieser Dinge einen guten Vorteil verschaffet. Dem Werke ist durch ein dienliches Register gleichfalls ein Vorzug verschaffet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[83. Stück, vom 11. Juli.]

D. John **Lelands** Abriß der **vornehmsten deistischen Schriften**, die in dem vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderte in England bekannt geworden sind, nebst Anmerkungen über dieselben und Nachrichten von den gegen sie herausgekommenen Antworten, übersetzt von H. G. Schmid, Konrektor der Altstädter Schule in Hannover. Hannover 1755 bei Joh. Wilh. Schmid. In 8vo. 1 Alph. 20 Bogen.

Dieses ist weder das einzige noch das erste Werk, in welchem sich D. Leland als einen scharfsinnigen und unparteiischen Verteidiger der christlichen Religion gezeigt hat. Schon vorlängst ist er in den Streitigkeiten wider den Tindal und Morgan rühmlich von den kleinen Fechtern unterschieden worden, die mit in Eil' zusammengerafften Waffen blindlings auf alles losgehen, was nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Seine jetzigen Gegner sind die Deisten unter seinen Landsleuten überhaupt, die er mit einem durchdringenden Auge mustert. Er thut dieses in 15 Briefen, in welchen er nach der Ordnung der Zeit alle ihre Stürme auf das Christentum erzählt und diejenigen bekannt macht, welche sie mutig abgeschlagen haben. An die Spitze der ersteren stellt er den Lord Herbert von Cherbury, welcher zwar nicht der erste Deiste, aber doch der erste ist, welcher den Deismus in ein System zu bringen gesucht hat. Er ist noch jetzt unter allen seinen Nachfolgern derjenige, welcher die wenigste Abneigung von der christlichen Religion blicken lassen und die natürliche Religion in einem Umfange angenommen hat, von welchem nur noch ein sehr kleiner Schritt bis zu der geoffenbarten zu thun ist. Seine Gründe werden in den zwei ersten Briefen untersucht. Nach ihm hat Hobbes den nächsten Platz, welcher zwar eigentlich nicht wider das Christentum schrieb, aber doch viel Nachteiliges in Ansehung der Eingebung, der Richtigkeit des Kanons und andrer Stücke in seinen Schriften einfließen ließ. Ihm ist der dritte Brief bestimmt. Der vierte Brief betrifft den Karl Blount und den Toland. Jener ist ein bloßer Nachbeter des Herberts, und was er Eigentümliches hat, sind Spöttereien; dieser ist mehr ein Spinoziste als ein Deiste, und seine vornehmsten Anfälle gehen auf den Kanon des Neuen Testaments, welchen er in seinem „Amyntor" durch die Menge der

10. Matthäus Tindal, englischer Rechtsgelehrter und Deist, 1657—1733. Sein Hauptwerk: „Christianity as old as the creation, or the gospel a republication of the religion of nature" erschien zuerst London 1730. — Morgan, vgl. oben S. 16, Z. 1. — 26. Thomas Hobbes, scharfsinniger politischer Schriftsteller Englands, Begründer des neueren Naturrechts, 1588—1679. — 31. Karl Blount und Toland, Verfasser des Buchs „Christianity not mysterious".

falschen Evangelien verdächtig machen wollte. Der fünfte Brief enthält Anmerkungen über den Grafen von Shaftesbury, welcher vielleicht weniger Anstößiges, besonders in seiner Charakteristik, würde vorgetragen haben, wenn er weniger munter und spöttisch hätte sein wollen. Auf ihn folgt in dem sechsten Briefe Anton Collins, welcher seine Anfälle besonders gegen die Prophezeiungen des Alten Testaments richtete und bloß den falschen Verstand derselben zum Grunde des Christentums machte. Der siebente Brief ist dem Woolston gewidmet, welcher die Wunder des Heilandes angriff und sie für keine wahre Begebenheiten, sondern bloß für Allegorieen wollte gelten lassen. Der achte Brief ist wider den Tindal und sein „Christentum, so alt als die Schöpfung“. Der neunte Brief streitet wider des Morgans „Moralischen Philosophen“, welcher die Offenbarung zwar anzunehmen vorgiebt, aber keinen Weg übrig läßt, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Der zehnte Brief geht wider die anonymische Schrift: „Das Christentum, nicht gegründet auf Beweis“, und der elfte wider einige fliegende Blätter unter dem Titel: „Die betrachtete Auferstehung“. Der zwölfte und dreizehnte Brief beschäftigen sich mit den Schriften des Herrn Chubbs, eines Mannes, der zwar eigentlich kein Gelehrter war, aber doch sehr viel Witz besaß, den er nicht besser als wider die Religion anwenden zu können glaubte. Der vierzehnte Brief macht einige Anmerkungen über die Schrift: „Die richtig bestimmte Sache des Deismus“, und wider die Briefe des Lord Bolingbrokes, worauf einige allgemeine Betrachtungen über die Deisten überhaupt folgen, welchen in dem funfzehnten Briefe eine kurze Vorstellung der wahren Gründe des Christentums beigefügt ist. In einem Anhange wird noch eine sehr wunderbare Anekdote von dem Lord Herbert und seinem Buche „Von der Wahrheit“ ungemein scharfsinnig beurteilet. Die deutsche Übersetzung dieses vortrefflichen Werks ist so wohl geraten, als

2. Anton Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury, philosophischer Schriftsteller, 1671—1713. — 3. seiner Charakteristik, „Characteristics of men, manners, opinions and times“ (3 Bde., London 1715). — 5 f. Anton Collins, vgl. oben S. 10, Anm. zu Z. 2. — 9. Thomas Woolston, englischer Theolog, geb. 1669, starb 1733 im Gefängnis. — 20. Chubb wandte die Lehrsätze der Leibnizischen „Theodicee“ auf den Deismus an. — 25. Henry Saint-John, Viscount von Bolingbroke, englischer Staatsmann und Schriftsteller, 1678—1751. Seine Werke wurden, weil er in seinen „Letters on the study of history“ die christliche Religion schonungslos angegriffen hatte, von der großen Jury von Westminster verdammt. — Über eine spätere deutsche Übersetzung jener „Letters“ (von C. G. Bergmann, Leipzig 1758) handelt der Schluß des dritten und der vierte „Litteraturbrief“.

wenige Übersetzungen aus dem Englischen geraten, die ohne die Vorreden eines berühmten Mannes die elendesten von der Welt sein würden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr. [134. Stück, vom 7. November.]

Richtige Vorstellung der **deistischen Grundsätze** in zwei Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Anhange vermehrt. Leipzig bei Joh. Jakob Weitbrecht 1755. In 8vo. 12 Bogen.

Das Original dieses kleinen, aber sehr schätzbaren Werks ist zuerst im Jahre 1711 ans Licht getreten und seitdem sehr oft aufgelegt worden. Es scheinet, daß sein Verfasser, welcher unbekannt geblieben ist, hauptsächlich durch die Tolandischen Schriften bewogen worden, die Sache des Christentums auf eine so besondere Art zu verteidigen. Er läßt keinen Christen, sondern einen Zweifler oder vielmehr einen Menschen das Wort wider den Deisten führen, welcher Verstand und Unparteilichkeit genug hat, der christlichen Religion wenigstens durch keine falsche Beschuldigungen zu nahe treten zu lassen und die Gründe wider dieselbe auf ihren wahren Wert herabzusetzen. Dieser Zweifler findet am Ende, daß der Deismus eine Larve sei, unter welcher man bloß die verhaßten Beschuldigungen der Gottesleugnung von sich abzulehnen oder die christliche Religion desto geschickter zu bestreiten suche. Wem dieses Endurteil zu strenge scheinen sollte, der muß wissen, daß der Verfasser nur die allerhäßlichste Art von Deisten annimmt, diejenigen nämlich, welche zwar einen Gott, aber keine Verbindlichkeit, ihm zu gehorchen, noch ein künftiges Leben zugeben. So schwerlich ein Herbert diese für wahre Deisten erkennen würde, so gewiß ist es doch, daß sie zu unsern Zeiten unter ihren Namensbrüdern die größte Zahl ausmachen und auch leider die größten Verführungen anrichten! Auf dieser Horizont also ist das gegenwärtige Gespräch mit Fleiß eingerichtet und besonders geschickt, die Freidenkerei, so wie sie gemeiniglich im Umgange geäußert wird, wo man sie mehr mit Einfällen als tiefsinnigen Erörterungen verficht, ablaufen zu lassen. — — Der Anhang, welcher dieser Übersetzung beigefügt ist, bestehet aus einigen Briefen, welche den Streit über die Religion betreffen. Statt aller Lobsprüche dürfen wir dem Leser nur entdecken, daß sie,

sowie die Übersetzung selbst, aus der Feder des berühmten Verfassers der „Bestimmung des Menschen“ geflossen sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[137. Stück, vom 14. November.]

1755.

Die **Glaubenslehren der Christen,** oder die einzige wahre Religion nach ihrem gedoppelten Endzwecke also abgehandelt, daß die Freunde derselben in ihrem Glauben gestärkt und befestiget, die Feinde derselben aber in ihrem Unglauben beschämt und zerstreuet werden. Von Peter **Hanssen.** Rostock und Leipzig. Verlegt's Johann Christian Koppe. 1755. In 4to. 4 Alph. 5 Bogen.

Das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen kann, ist ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren und zugleich einen überzeugenden Unterricht erteilen muß, wie man in Ansehung der Abweichungen von derselben Gnade und Vergebung erlangen könne. Da nun aber die christliche Religion die einzige ist, der man diese Eigenschaft zugestehen muß, so wird man auch zugestehen müssen, daß ihre Wahrheit von dieser Seite über alle Einwürfe hinweggesetzt sei. Man wird diesen Schluß schwerlich in irgend einem Werke so deutlich und gründlich auseinandergesetzt finden als in dem gegenwärtigen des Herrn Konsistorialrats Hanssen, welches man eine christliche Sittenlehre von einer ganz besondern Art nennen kann, indem sie die Wahrheit des Christentums nicht voraussetzet, sondern durch sich selbst zu erweisen sucht. Er hat sie in drei Bücher abgeteilet, deren erstes von dem Verhältnis zwischen Gott und den Menschen in dem Stande der Vollkommenheit, das zweite von eben diesem Verhältnisse in dem Stande der Unvollkommenheit, sowie das dritte in dem Stande der Besserung oder der Vollkommenheit in Christo handelt. Man kann sich die vornehmsten Hauptstücke derselben

1 f. Verfassers der „Bestimmung des Menschen“, Johann Joachim Spalding, 1714—1804, berühmter liberaler Theolog, damals Prediger zu Lassahn in Pommern, seit 1764 Oberkonsistorialrat zu Berlin, legte 1768 infolge des Wöllnerschen Religionsediktes seine Predigerstelle nieder. Seine „Gedanken über die Bestimmung des Menschen“ (1748) erlebten bis 1794 13 Auflagen. Vgl. Schillers darauf bezügliches Epigramm: „Buchhändleranzeige“.

leicht vorstellen, und die Verdienste des Verfassers überheben uns einer weitläuftigen Versicherung, daß sie sämtlich der Wahrheit und Erbauung gemäß abgefaßt sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

[1. Stück, vom 2. Januar.]

Versuch eines vernunftmäßigen Beweises von der **Göttlichkeit der Religion Jesu** aus der Niedrigkeit ihres Stifters, zu Beschämung des Unglaubens und zur Ehre des Gekreuzigten in zweien Teilen herausgegeben von Christoph August **Lobeken**, evangelischen Prediger zu Löbitz. Leipzig bei Casp. Fritschens Witwe. 1755. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Es ist kein Zweifel, daß man nicht auf allen Seiten, von welchen sich die christliche Religion betrachten läßt, Merkmale ihrer Göttlichkeit entdecken könne. Diese aufzusuchen und in ihr gehöriges Licht zu stellen, ist eine der würdigsten Beschäftigungen eines Geistlichen, welcher notwendigerweise kein einziges Mittel, Überzeugung zu wirken, gering schätzen muß. Besonders kann solche Arbeit alsdenn von besonderm Nutzen sein, wenngleich die allerangefochtensten Umstände zu den Quellen der Beweise genommen und also die Waffen der Feinde der Religion gegen sie selbst gekehret werden. Ob dieses der Verfasser gegenwärtigen Versuchs mit der Niedrigkeit Jesu glücklich geleistet habe, werden die Leser am besten beurteilen können. Sein Buch bestehet aus zwei Hauptteilen. In dem ersten wird aus der Niedrigkeit Jesu erwiesen, daß er mit einer falschen Religion weder habe betriegen wollen, noch können. In dem zweiten wird aus eben diesem Grunde dargethan, daß die Religion, welche Jesus gelehret, wirklich eine göttliche und die einzige sei, nach deren Gesetzen wir Gott anständig verehren sollen. Jeder Teil bestehet wieder aus fünf besonderen Abschnitten, in welchen alles dahin Gehörige deutlich und überzeugend abgehandelt wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[3. Stück, vom 7. Januar.]

Joh. Balth. **Lüderwaldts**, Predigers zu Glentorf ohnweit Helmstädt, ausführliche Untersuchung von der Berufung und **Seligkeit der Heiden.** Erster und anderer Teil. Wolfenbüttel bei Joh. Christoph Meißnern. 1754. In 8vo. 3 Alph. 11 Bogen.

Die zuversichtliche Entscheidung der Naturalisten, die fromme Grausamkeit gewisser Orthodoxen, die übertriebne Gelindigkeit anderer, die ebensowohl Orthodoxen sein wollen, haben die Materie von der Seligkeit der Heiden für einen Theologen ohne Zweifel zu einer von den verworrensten gemacht. Man muß es daher dem Herrn Prediger Lüderwaldt Dank wissen, daß er ihr eine so ausführliche Abhandlung gewidmet hat, worinne er sich unter gewissen Einschränkungen für die bejahende Meinung erklärt. Er hat sie in sechs Hauptstücke abgeteilt. In dem ersten und zweiten handelt er vorläufig von einigen Glaubenslehren, als von dem Verderbnis des Menschen, von der Notwendigkeit des Verdiensts Christi, von der Schwäche der Vernunft und der Wahrheit der Offenbarung ꝛc., um zu zeigen, daß bei ihm keine unlautere Erkenntnis derselben statthabe, aus welcher vielleicht sein Urteil für die Heiden geflossen sein könnte. In dem dritten und vierten Hauptstück entwirft er eine kurze Geschichte der Offenbarung und Berufung nach den wesentlichsten hierher gehörigen Stücken. Das fünfte Hauptstück enthält die Abhandlung selbst und bestehet aus drei Abschnitten, in deren erstem die Seligkeit der Heiden aus Gründen der Vernunft, der Schrift und Ähnlichkeit des Glaubens erwiesen, in dem zweiten wider die Einwürfe verteidigt, und in dem dritten durch die verschiedenen Meinungen alter und neuer Gottesgelehrten erläutert wird. Man kann leicht mutmaßen, daß der Herr Verfasser allezeit eine Seligkeit um Christi willen verstehe, die er den frommen Heiden hoffen läßt. Das sechste Hauptstück endlich beschäftiget sich mit einer Folge aus der vorgetragenen Lehre und erweiset, daß die Zahl der Seligen nicht so geringe sein werde, als man sich wohl aus falschen Begriffen von der Güte und Gerechtigkeit Gottes vorstellt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

[16. Stück, vom 6. Februar.]

Anmerkungen über die **Kirchenhistorie** von Johann **Jortin.** Erster Teil. Aus dem Englischen übersetzt von J. P. C. Bremen bei Gerhard Wilh. Rump. 1755. In 8vo. 1 Alph. 5 Bogen.

Von diesen Anmerkungen sind in der Grundsprache drei Teile heraus, welche seit 1751 nach und nach an das Licht getreten sind. Die Gelegenheit dazu gaben dem Verfasser einige heilige Reden, die er, der bekannten Boylischen Stiftung gemäß, zur Verteidigung der christlichen Religion gehalten hatte. Eine derselben handelte von den Weissagungen und eine andere von den Wundern. Da er nun nicht willens war, sie als Predigten drucken zu lassen, so zog er nur die Materialien heraus und schlug alle dabei gemachten kritischen Anmerkungen dazu, die er auf der Kanzel nicht hatte anbringen können. Ob nun also gleich in diesem ersten Teile die Weissagungen und ihr Nutzen in Absicht auf die christliche Religion das vornehmste Augenmerk unsers Schriftstellers sein sollen, so darf man es sich doch gar nicht befremden lassen, ihn auf allen Seiten ausschweifen zu sehen. Genug, daß seine Ausschweifungen durchgängig gelehrt, scharfsinnig und neu sind; und wer so ausschweift, verdient ohne Zweifel mehr Lob als der genaueste Beobachter der Methode, der auch den schönsten Blumen entsagt, wenn er sie einige Schritte außer dem Wege brechen muß. So handelt er zum Exempel gleich anfangs von der Bequemlichkeit der Zeit, in welcher Christus in die Welt gekommen, und bei Gelegenheit der Weissagung Christi von der Zerstörung Jerusalems kömmt er auf hundert Dinge, auf die ein weniger belesener Mann nicht würde gekommen sein. Er handelt von den Schriften des Josephus; beweiset aus den innerlichen Kennzeichen der Bücher des Neuen Testaments, daß sie authentisch sind; betrachtet die Weissagungen der heidnischen Welt und ihre Orakel; redet von den Vorbildern auf Christum, von den drei Sekten unter den Juden, von Virgils vierten Hirtenliede, von verschiedenen, den alten Kirchenvätern untergeschobenen Schriften; verbessert alte Schriftsteller, bald den Juvenal, bald den Herodotus, bald den Eusebius ꝛc. Da dieser Ort aber zu keinen besonderen Auszügen geschickt ist, so müssen wir uns begnügen, ein so besonders Buch bloß angezeigt zu haben. Liebhaber solcher Untersuchungen werden

7. Boylischen Stiftung, der berühmte englische Naturforscher Robert Boyle (1627—1691) schrieb nicht nur mehrere Bücher gegen die Deisten, sondern bestimmte auch testamentarisch eine Summe für acht Predigten wider die Ungläubigen, unter denen er außer Heiden, Juden und Muhammedanern auch die Deisten und die Atheisten verstand.

es gewiß selbst lesen und dem Übersetzer für seine glückliche Mühe verbunden sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. [85. Stück, vom 17. Juli.]

Stephan **Fords**, Predigers in London, erbauliche Abhandlung von der **Sünde der Verleumdung** und des Afterredens. Zum Drucke befördert durch D. Isaac Watts, und aus dem Engländischen übersetzt von Elias Caspar Reichard, Lehrer an dem Carolino zu Braunschweig. Braunschweig und Hildesheim bei Schröders Erben. 1755. In 8vo. 20 Bogen.

Wenn ein Spötter sagen wollte, daß dieser Traktat vornehmlich dem Frauenzimmer sehr nützlich sein könne, so würde er vielleicht eben dadurch wider den Inhalt desselben sündigen. Wir wollen also aufrichtiger zu Werke gehen und ihn allen Menschen, wes Standes, Geschlechts und Alters sie auch sind, mit der gewissen Versicherung anpreisen, daß sie sehr heilig sein müßten, wenn sie durch Hilfe desselben gar keine Ader zum Afterreden bei sich entdecken sollten. Der Verfasser bringt, was er davon zu sagen hat, unter sieben Hauptstücken, wovon die ersten zwei bloß als Einleitungen zu betrachten sind, in welchen er von der Lauterkeit seiner eignen Absichten handelt. In dem dritten kömmt er zur Sache selbst und zeigt, was das eigentlich für eine Sünde sei, die er hier abmale, bestrafe und verdamme. In dem vierten erweiset er die Größe und Abscheulichkeit derselben. In dem fünften handelt er von den Stufen und Graden der Verleumdung. In dem sechsten werden verschiedne Fragen, Zweifel und Einwürfe beantwortet, und in dem siebenten endlich kommen Ermahnungen und Anweisungen vor, wodurch die Leser ermuntert und behutsam gemacht werden können, diese Sünde zu vermeiden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[99. Stück, vom 19. August.]

Daß Luther die Lehre vom Seelenschlaf geglaubt habe, in einem Sendschreiben an den ungenannten Herrn Verfasser der Abhandlung vom Schlafe der Seelen nach dem Tode, welche zu Halberstadt herausgekommen, unwidersprechlich erwiesen von R. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. 2 Bogen.

Es sind diese Blätter eine weitere Ausführung desjenigen, was der Verfasser bereits in dem 31sten Stücke der „Erweiterungen“ über diesen Punkt gesagt hat. Er führet eine ziemliche Menge

Stellen aus Luthers Schriften an, in welchen allen der Seelenschlaf den Worten nach zu liegen scheinet. Die meisten sind aus desselben Auslegung des ersten Buchs Mose genommen, welche für eines von seinen vollkommensten Werken gehalten wird. Was die Gegner auf alle diese Stellen antworten werden, ist leicht zu erraten. Sie werden sagen, daß Luther mit dem Worte Schlaf gar die Begriffe nicht verbinde, welche Herr R. damit verbindet. Wenn Luther sage, daß die Seele nach dem Tode schlafe, so denke er nichts mehr dabei, als was alle Leute denken, wenn sie den Tod des Schlafes Bruder nennen. Schlafen sei ihm hier nichts mehr als ruhen, und daß die Seele nach dem Tode ruhe, leugneten auch die nicht, welche ihr Wachen behaupteten 2c. Überhaupt ist mit Luthers Ansehen bei der ganzen Streitigkeit nichts zu gewinnen. Wenn beide Teile für ihre alles entscheiden wollende Orthodoxie ein klein wenig mehr Einsicht in die Psychologie eintauschen wollten, so würden beide Teile auf einmal zum Stillschweigen gebracht sein. Wollen sie aber ja zanken, so werden sie wohlthun, wenn sie wenigstens bona fide zanken, ohne auf der einen Seite mit päpstischem Sauerteige, noch auf der andern mit seelenverderblichen Neuerungen um sich zu werfen. Auch Herr R. ist nicht von allen Winkelzügen frei, und wenigstens ist dieses ein sehr starker, wenn er sagt, daß die Lehre vom Seelenwachen mit der Lehre vom Fegefeuer auf einem Grunde beruhe. Wenn er glaubt, daß die Seele im Paradiese sein und dennoch schlafen könne (S. 13), so könnte sie ja wohl auch im Fegefeuer sein und dennoch schlafen. Würde also das Fegefeuer nicht ebensowohl mit dem Seelenschlafe bestehen, als es mit dem Seelenwachen besteht? Man gebe acht, ob dieses nicht alles auf ein Wortgezänke hinauslaufen muß. Ein recht eigentliches Wortgezänke aber ist es, welches er über den Namen Psychopannychiten erregt, den man den Seelenschläfern bisher gegeben hat. Er sagt, dieses Wort bedeute eigentlich Seelenwacher. Allein mit seiner Erlaubnis, es kann eigentlich keines von beiden bedeuten; denn „παννύχιος“ zeigt nur etwas an, was die ganze Nacht durch geschieht, und sowohl derjenige, welcher die ganze Nacht durch schläft, als der, welcher die ganze Nacht durch wacht, kann „παννύχιος“ genannt werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr. [100. Stück, vom 21. August.]

---

18. bona fide, guten Glaubens, in ehrlicher Überzeugung.

D. August **Bertlings evangelische Andachten,** welche ehemals in öffentlicher Gemeine über die Sonn- und Festevangelia angestellt, nunmehr aber zum allgemeinen Gebrauch dem Druck überlassen worden. Erster Teil. Danzig 1755. In Verlag Joh. Heinr. Rüdigers.

Man muß es in der Vorrede des Herrn Doktors selbst nachlesen, wie wunderbar es die Vorsehung geschickt, daß er sich endlich zur Ausgabe dieser Predigten entschlossen. Er will durchaus nicht, daß man sie für Reden halten soll, und behauptet sogar, daß Predigen und Reden zwei ganz widersprechende Dinge wären. Er weiß es den alten Kirchenlehrern sehr wenig Dank, welche die Beredsamkeit zuerst auf die Kanzel gebracht, und möchte lieber den einfältigen Vortrag der Apostel zu einer Zeit wieder einführen, in welcher es weniger darauf ankömmt, die Religion unter dem gedankenlosen Pöbel auszubreiten, als die Wahrheit derselben in dem Verstande denkender Köpfe zu befestigen. — —

Der Jahrgang des Herrn Doktor Bertlings geht bis auf den dritten Pfingsttag. Besondere darin ausgeführte Materien sind z. E. die Lehre von der göttlichen Vorsehung, von S. 294 bis 335; die Lehre vom Abendmahle, S. 813 u. f.; die Lehre von der Auferstehung Christi, S. 875 u. f.; die Lehre vom Glauben, S. 847 u. f., und verschiedene andre. Dieser erste Teil beträgt nicht mehr als 6 und ein halb Alphabet. Eine Postille von 13 Alphabet kann nicht anders als viel Erbauliches enthalten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 20 Gr. [108. Stück, vom 9. September.]

J. F. W. **Jerusalems** Beantwortung der Frage, **ob die Ehe mit der Schwester Tochter nach den göttlichen Gesetzen zulässig** sei. Mit Anmerkungen erläutert von M. G. Fr. Gühling, Archidiakonus zu Chemnitz. Chemnitz in der Stösselschen Buchhandlung. 1755. In 8vo. 8 Bogen.

Es ist bekannt, daß der Herr Abt Jerusalem diese Frage vor einiger Zeit bejahet hat. Die Schrift, welche er darüber abfaßte, handelte mit vieler Gründlichkeit und Ordnung folgende Punkte ab. Erstlich: Ob die Lev. 18 und 20 verbotene Ehen gegen

26. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—1789), seit 1742 Hofprediger und Prinzenerzieher zu Braunschweig, Abt von Riddagshausen, einer der gefeiertsten protestantischen Theologen des vorigen Jahrhunderts, der Vater von Lessings späterem Freunde.

das Recht der Natur oder ein willkürliches Gesetz Gottes sind. Zweitens: Wenn dieses Gesetz nur ein willkürliches göttliches Gesetz ist, ob es dann jetzo gegen uns als Christen seine völlige Verbindlichkeit noch habe. Drittens: Wenn es diese Verbindlichkeit noch hat, ob dieselbe sich dann nur über die ausdrücklich benannte Personen oder über alle sich ähnliche Grade erstrecke. Viertens: Wenn sie sich über die ähnlichen Grade erstreckt, ob die gemeldete Ehe mit der Schwester Tochter unter die ähnlichen Grade wirklich mit gehöre. Und wenn auch dieses nicht ist, ob dann nicht wenigstens der Wohlstand der christlichen Religion dadurch beleidiget werde. Alle diese Stücke waren von dem Herrn Abt in ein Licht gesetzt, in welches man alle dergleichen streitige Punkte gesetzt zu wissen wünschen möchte, weil alsdann gewiß nicht wenig Ehen mit mehr Beruhigung der Gewissen und mit weniger Anstoß vollzogen werden könnten. Dem ohngeachtet hat der Herr Abt den wenigsten Beifall bei den Gliedern seines Standes erhalten, und auch sein jetziger Herausgeber, der Herr Archidiakonus Gühling, ist aus der Zahl derjenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mehr nachgegeben habe, als ein treuer Wächter über die göttlichen Gesetze hätte nachgeben sollen. Dieses nun ist es, was Herr Gühling in seinen Anmerkungen zu erhärten sucht, welche jeden Paragraphen der Jerusalemschen Abhandlung mit kleinrer Schrift beigefügt sind, damit man Gründe und Gegengründe desto bequemer gegen einander aufwägen könne. Wir glauben aber schwerlich, daß sich viel Leser für die eine oder für die andre Seite eher bestimmen möchten, als bis sie von einem äußerlichen Umstande dazu angetrieben werden, da es noch immer Zeit genug für sie sein wird, sich bei dieser Streitigkeit, nach Maßgebung ihres heimlichen Wunsches, auf etwas Gewisses zu setzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr. [112. Stück, vom 18. September.]

Dieses Jahr ist auch der siebente Teil von des Herrn

D. Christoph Aug. Heumanns Erklärung des Neuen Testaments. Hannover in der Försterschen Buchhandlung. In 8vo. 1 Alph. 17 Bogen.

fertig worden. Er enthält die Epistel an die Römer, welche nach der bekannten Art des Herrn Verfassers so betrachtet und erläutert

31. siebente Teil, vgl. oben S. 15 die Anzeige des dritten Teils.

wird, daß man eine Menge andrer und auch der besten Ausleger dabei entbehren kann. In einer vorgeschickten Einleitung zergliedert er den Brief überhaupt und antwortet auf einige Fragen, die dabei vorfallen können; z. E. warum Paulus an die Christen zu Rom nicht einen lateinischen, sondern einen griechischen Brief geschrieben habe. Hierauf nimmt er den Text Vers vor Vers selbst vor und bringt hauptsächlich das dabei an, was er zur Rettung seiner Übersetzung für dienlich hält. Stellen, wo er sich ein wenig gezwungen zu haben scheint, die gute lutherische Übersetzung gleichsam zu übersteigern, um wenigstens dem Ansehen nach etwas Neues zu sagen, wird man auch hier nicht vermissen. Wenn z. E. im 2. Hauptstücke, V. 5 Luther die Worte „Θησαυρίζεις σεαυτῷ ὀργήν“ durch „Du häufest dir selbst den Zorn“ übersetzt hat, so glaubt Herr D. Heumann, daß das „Θησαυρίζεις“ nicht genau genug ausgedruckt worden, und redet, ich weiß nicht von was für einem „Schatze des Zornes Gottes“, welcher ebenso reichlich über die Gottlosen sich ergieße als der Segen Gottes über die Frommen. Gleichwohl aber ist es gewiß, daß dieses griechische Zeitwort sehr oft nur schlechterdings „vermehren“ heißt, ohne daß allezeit die hier anstößigen Nebenbegriffe „zurücklegen“, „aufsummen lassen“, „bei einem etwas am Brette haben“, welche der „Schatz des Zornes Gottes“ erweckt, damit verbunden sind. Doch dergleichen Dinge sind Kleinigkeiten, welche den hohen Wert der Heumannischen Arbeit eigentlich um nichts verringern. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[114. Stück, vom 23. September.]

Caspari Friderici **Munthe**, Professoris gr. l. in Universitate reg. Hafniensi, **Observationes Philologicae in** sacros **Novi Testamenti libros**, ex Diodoro Siculo collectae, una cum indice vocum Diodorearum, quibus Lexica locupletari et suppleri possunt. Hafniae et Lipsiae, sumtibus Peltii. 1755. In 8vo. 1 Alph. 12 Bogen.

Die Arbeit des Raphelius über den Xenophon und Polybius, aus welchen er die Wörter und Redensarten, die mit den Wörtern

27 ff. Kaspar Friedrich Munthe, Professor der griechischen Sprache an der Königlichen Universität zu Kopenhagen, Philologische Bemerkungen zu den heiligen Büchern des Neuen Testamentes aus Diodoros von Sicilien, zugleich mit einem Verzeichnis der Worte aus Diodor, mit welchen die Wörterbücher bereichert und ergänzt werden können. Kopenhagen und Leipzig, Verlag von Pelt.

und Redensarten des Neuen Testaments übereinkommen, zusammentrug und sie zur richtigern Erklärung der letztern anwandte, ermunterte unsern Verfasser zu einem ähnlichen Fleiße. Er wählte sich in dieser Absicht den Herodotus; doch hier kam ihm ebendieser Raphelius zuvor. Weil er nun nicht etwas schon Gethanes thun wollte, ob er gleich wohl sahe, daß ihm noch eine reiche Nachlese übrig gelassen worden, so machte er sich an den Diodorus Siculus. Dieser Geschichtschreiber, wie bekannt, lebte nicht lange nach den Zeiten der Apostel, so daß seine Schreibart der Wahrscheinlichkeit nach von der Schreibart der Apostel weniger unterschieden sein kann als die Schreibart entfernterer Schriftsteller. Er schreibt übrigens sehr einfältig und bekümmert sich mehr um den Nutzen, den seine Leser aus der Geschichte ziehen können, als um einen schönen und künstlichen Vortrag, dem er die allerungesuchtesten und gemeinsten Ausdrücke vorzieht. Da nun dieses auch der Charakter der Apostel, als Skribenten betrachtet, ist, so kann man sicher vermuten, daß man zur wörtlichen Erklärung des Neuen Testaments aus dem Diodorus mehr Hilfsmittel entlehnen könne als aus jedem andern Griechen. Die Ausführung des Herrn Professor Munthe zeigt es auch in der That, welches jeder, dem diese Art der Auslegungskunst nicht fremd ist, eingestehen wird. Er gehet die Bücher des Neuen Testaments und ihre Abschnitte nach der Reihe durch und bringt überall seine Diodorischen Parallelen an, die fast nie diejenigen gemeinen Worte betreffen, welche kein Skribent vermeiden kann, und die folglich alle mit einander gemein haben. Am Ende hat er noch ein alphabetisches Verzeichnis solcher griechischen Wörter beigefügt, die in den Lexicis, und besonders in des Stephanus seinem, entweder gar übergangen oder wenigstens nicht hinlänglich bestimmt worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr. [115. Stück, vom 25. September.]

27 f. des Stephanus seinem, des berühmten Pariser Philologen und Buchdruckers Henricus Stephanus, Henri Etienne, 1528—1598, berühmter „Thesaurus linguae graecae" (1572).

2. Philosophischen Inhalts.

1751.

Leipzig und Stralsund. **Claville von dem wahren Verdienste.** Aus dem Französischen übersetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutschen Gesellschaft in Greifswald. Leipzig und Stralsund bei Joh. Jakob Weitbrecht. 1750. In 8vo.

Dieses Werk des Herrn Le Maitre de Claville, ältesten Aufsehers der Finanzkammer in Rouen, hat sich in Frankreich einen allgemeinen Beifall erworben. Wer in diesem Lande glücklich moralisieren will, der muß es auch notwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nämlich auf eine Art, welche den Philosophen und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Lustigmacher, verbindet. Er selbst beschreibt uns diese Art gleich zum Anfange seiner Vorrede sehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil sie den Lesern zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Ist es ein Buch," spricht er, „das ich zu schreiben unternehme? Wahrhaftig, ich weiß es nicht. Ich habe versprochen zu schreiben, ich schreibe also. Alles ist bei meinem Entwurfe sonderbar. Vielleicht wird die Ausführung noch sonderbarer sein. Ich mache einen Mischmasch von Prose und Versen, von historischen Begebenheiten, von sinnreichen Einfällen, von Sittenlehre und Belustigung. Alles sind zusammengelesene Stücke, die mir nicht zugehören. Ich erdichte Unterredungen, um gute Lehren anzubringen; bald lass' ich den Philosophen scherzen, bald den lustigen Kopf moralisieren. Ich wärme alte Liederchen auf und rede lateinisch. Gassenhauer, Grundwahrheiten, Gewohnheiten, Gesetze, alles menge ich unter einander.

3. Claville von dem wahren Verdienste, vgl. Thomas Abbt „Vom Verdienste", 3. Aufl. Vorbericht S. a. 5.

Hier bin ich allzu weitläuftig, man gähnt bei jedem Abschnitte. Dort fass' ich mich allzu kurz, man versteht mich nicht. Ich entehre den Horaz, indem ich ihn nach französischer Mode kleide; ich führe wechselsweise bald Molières bald Bourdaloues an, und aus einer Oper hole ich den Beweis einer moralischen Wahrheit. Vielleicht werde ich tausend Leute beleidigen, die sich getroffen finden, und die ich nicht kenne. Gleichwohl bin ich nichts weniger willens, als jemanden zu beleidigen; kleine Leute kann man verachten, aber kleine Feinde muß man fürchten." Wir führen diese Stelle nach einer eignen Übersetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldischen Übersetzers zu gedehnt vorkommt, als daß man das Eigentümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr aussetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche sich freilich nicht allzu wohl für ein Mitglied einer Deutschen Gesellschaft schicken. Sie befinden sich zwar größtenteils in den poetischen Stellen; allein die Mode, poetische Sprachschnitzer zu verteidigen, ist vor jetzo ziemlich abgekommen, zumal wenn sie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entschuldigung ziehen können, welche hier allezeit auf das erbärmlichste gewässert sind. Wieder auf das Original zu kommen, so ist es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzu sehr auf das Ergetzende sieht, die wichtigsten Grundsätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geschickt ist. Doch nicht allein der Jugend, sondern allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten, zu gefallen. Die Mittel dazu sind keine andre als Witz, Verstand, Artigkeit und Tugend; und alle diese und die verschiedenen Äste, in welche sie sich teilen, gehet er nach seiner Weise durch, die, wenn sie auch nicht allezeit unterrichtet, doch allezeit ergetzt. Den Lesern aber, die sich in der Übersetzung davon überzeugen wollen, müssen wir noch sagen, daß dieses nur der erste Teil des Clavillischen Werks ist. Man hat Ursach, sich zu wundern, daß dieser Umstand weder auf dem Titel, noch in der Vorrede bemerkt ist, und daß man gar keine Hoffnung zu dem andern Teile macht. Sollte der Übersetzer wohl geglaubt haben, daß kein anderer Teil mehr wäre? In diesem ersten betrachtet der Verfasser nur die Verdienste des Witzes und der Artigkeit. Kann er wohl glauben, daß Claville

4. Ludwig Bourdaloue, 1632—1704, ausgezeichneter Kanzelredner unter Ludwig XIV.

dasjenige wahres Verdienst würde genennt haben, wobei man noch immer ein lasterhafter und niederträchtiger Mensch sein kann? Es war also ein anderer Teil unumgänglich nötig, worinne er den Mann von Verdiensten auch auf der Seite der Tugend und des Verstandes betrachten mußte. Er wird doch wohl auch übersetzt noch nachkommen? Ist in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

[33. Stück, vom 18. März.]

Nürnberg. **Schauplatz der Natur** oder Unterredungen von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforschen aufgemuntert und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechster Teil, welcher dasjenige zu betrachten darstellt, was zum gesellschaftlichen Leben der Menschen gehöret. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Nürnberg bei P. Conrad Monath. 1751.

Dieser Teil bestehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Ursprunge der Gesellschaft, von dem Ehestande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterschiede der Stände, von der Ausrottung des Bettelns, von dem Gesinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel Nützliches darinne vorkomme; man muß aber auch gestehen, daß es mit einer Art vorgetragen ist, welche die Jugend angewöhnt, überall mit unzulänglichen Begriffen und mit dem halbigen Verständnisse der Kunstwörter zufrieden zu sein. Das ganze Werk schickt sich sehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu alles wissenden Männern machen will und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beizubringen sich rühmt, wozu sie ohnmöglich einen genugsam starken Verstand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfasser ist; wir wollen also nichts mehr hinzusetzen als das Urteil, welches seine Landsleute selbst von ihm fällen. „Mr. Pluche," heißt es an einem Orte, „qui continue si intrepidement à copier des livres, pour etaler le spectacle de la Nature et qui s'est fait le *Charlatan des Ignorans*" etc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr. [58. Stück, vom 15. Mai.]

Ulm. Erste Anfangsgründe der **philosophischen Geschichte,** als ein Auszug seiner größern Werke herausgegeben von Jakob **Brucker.** Zweite Ausgabe. Bei Daniel Bartholomäi und Sohn. In 8vo. 1 Alph. 15 Bogen.

Diese Anfangsgründe kamen das erste Mal im Jahre 1736 heraus, als der Herr Verfasser die kurzen Fragen aus der philosophischen Historie geendiget hatte. Seine Absicht war, den Anfängern an diesem, in dem Zirkel der Wissenschaften unentbehrlichen Teile einen Geschmack beizubringen und sie zu den Fragen selbst vorzubereiten. Die Ausarbeitung des größern lateinischen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben, die Lücken und Unzulänglichkeiten dieses Auszuges besser als jeder andre wahrzunehmen. Er hat also in dieser neuen Auflage nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptstücke, zum Exempel von der orientalischen Philosophie, von den Schicksalen der griechischen Philosophie außer Griechenland und andre, eingeschaltet; er hat die Vorstellungen der Lehrsätze ergänzt und ihren Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf in der Geschichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Übrigens ist die Einteilung des Werks selbst so eingerichtet worden, daß sie mit dem lateinischen Werke übereintrifft. Unsre Anpreisung wird sehr unnötig sein. Wenn es aber wahr ist, daß niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Kompendium abfassen kann als der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläuftigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste sein. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind, und ohne die Geschichte der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrtums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiste bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schoße zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt sein, von unwissenden Prahlern hintergangen zu werden, welche nicht selten das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etlichen tausend Jahren gewußt und geglaubt hat ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[77. Stück, vom 29. Juni.]

---

1. philosophischen Geschichte, gemeint ist: der Geschichte der Philosophie. — 2. Jakob Brucker, 1696—1770, der erste Geschichtschreiber der Philosophie, dessen Hauptwerk in 5 Bänden zuerst Leipzig 1742—44 erschien.

Berlin. **Le Bramine inspiré**, traduit de l'anglais par Mr. Lescallier. Chez Etienne de Bourdeaux. 1751. In 8vo. 7 Bogen.

Es kam vor einiger Zeit in England eine moralische Schrift unter dem Titel heraus: „The economy of human Life", Die Ökonomie des menschlichen Lebens. Ihre besondere Einkleidung, noch mehr die Vermutung, daß Mylord Chesterfield der Verfasser davon sei, machten ihr einen Namen, der sich auf einen allgemeinen Beifall zu gründen schien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortsetzungen und Ergänzungsstücke, und in Holland besorgte Herr Douespe eine französische Übersetzung. Kaum aber erfuhr man, daß der wahre Verfasser der Buchhändler in London, Herr Dodsley wäre, so fing das Publikum an, mit andern Augen zu sehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu sagen, was Verständige bisher nur einander in die Ohren gesagt hatten, daß nämlich diese Ökonomie eine sehr mittelmäßige Hirngeburt sei. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs ist, alles für vortrefflich zu halten, was sich von einem Engländer herschreibt, so ist es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweite Übersetzung unter der Aufschrift des „begeisterten Braminen" davon sieht. Unsern Lesern zu zeigen, daß sie in der That nichts Besonderes in dem Werke selbst zu suchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweiten Abschnitte, Der Vater, mitteilen. Alles übrige ist wie diese Probe. „Du bist Vater; dein Kind ist ein Schatz, den dir der Himmel anvertrauet hat; dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von seiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück seiner Tage abhangen. Bereite ihn bei guter Zeit, die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachsen würden, und so lange er noch biegsam ist, bemühe dich, ihn gegen das Gute biegsam zu machen! So wird er sich wie eine Ceder erheben, höher als alle andere Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laster mit sich fort, so wird er eine schändliche Last der Gesellschaft und deine Beschimpfung sein; ist er tugendhaft, so wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre deiner alten Tage sein. Baue als

6. Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield, 1694—1773, Vertreter der „weltmännischen Lebensphilosophie". Berühmt sind seine Briefe an seinen Sohn Sir Philipp Stanhope (London 1774, 2 Bände). — 12. Robert Dodsley, 1705—1764, angesehener Buchhändler und beliebter dramatischer Dichter, schrieb „The economy of human life, translated from an indian manuscript, written by an ancient Bramin" (1750).

ein fleißiger Bearbeiter dieses dir zugehörende Feld, die Ernte davon wird deine sein. Er lerne gehorchen; der Gehorsam ist ein Glück; er sei bescheiden, und man wird sich scheuen, ihn rot zu machen" rc. rc. Was findet man hier Neues? Sind es nicht die allerbekanntesten Sittensprüche, die der Verfasser in einem orientalischen Stil einzukleiden die mäßige Geschicklichkeit besessen hat? Den Jesus Sirach loben die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beigefügt ist; aber eine seichte Nachahmung loben sie, weil sie ein Engländer gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[111. Stück, vom 16. September.]

London. **Les Caracteres**, par **Madame de P*****. 1751. In 8vo. auf 15 Bogen.

Die Verfasserin dieser Charaktere ist eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundschaft geliefert hat. Aus diesen werden schon viele ihre Art zu denken kennen. Es ist zwar was Neues, ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu sehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten, diese nämlich, sie unter den starken Geistern zu finden. Ihre Religion ist eine Aufgabe, die man, wenn man sie aus diesen „Charakteren" auflösen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu sagen, sie habe gar keine. Doch wer weiß, ob sie sich so gar sehr dadurch beleidigt finden würde, wenn man nur dazusetzte: allein sie hat Witz. Dieses wird sie vielleicht ebenso schadlos halten, als die meisten ihres Geschlechts auch der empfindlichsten Tadel wegen schadlos gehalten zu sein glauben, wenn man nur am Ende gesteht, daß sie schöne sind. Sie hat diese „Charaktere" eigentlich zur Unterweisung eines jungen Menschen geschrieben. Und wenigstens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie sie sich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden sollen, werden sie sehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszusetzen haben, daß sie manchmal Nachdenken erfordern. Allerdings haben sie diese Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß sie sich dadurch nicht werden abschrecken lassen, weil sie nicht

fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernsthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als diese: Witz werden sie finden, und zwar von der feinsten Art, der zu seinem Probestücke nichts Geringers als Tugend und Religion zu wählen weiß. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr. [132. Stück, vom 5. November.]

Greifswalde. **Einleitung in die Philosophie** durch **P. Ahlwardt.** Bei Joh. Jakob Weitbrecht. 1752. In 8vo. 1 Alph. 1 Bogen.

Dieses Werk, welches der Herr Professor eigentlich seinen Zuhörern gewidmet hat und schon vor mehr als acht Jahren ausgearbeitet gewesen, verdient in seiner Art allen Beifall. Der Herr Verfasser hat die meisten seiner philosophischen Meinungen schon in seinen anderen Schriften hin und wieder eröffnet, und er gesteht es selbst, daß man einige darunter finden werde, welchen man mit Recht den Namen Paradoxa beilegen kann. Er entschuldiget sich deswegen und schützt sich damit, daß er sie für Wahrheiten hält, wovon er überzeugt ist. Diese Entschuldigung wundert uns. Sollte es der Herr Professor nicht wissen, daß das Paradoxe den größten Teil des Ruhms unserer neuern Philosophen ausmacht? Unterdessen verlangt er es selbst von den Lesern, seine Sätze zu untersuchen, und unterwirft sich dem Urteile aller Verständigen, wovon er aber mit Recht die philosophischen Krüppel, Lahme und Blinde ausnimmt. Er hat aus seiner Einleitung die Naturlehre ausgeschlossen, sie, welche sich jetzo den erhabensten Platz unter allen philosophischen Wissenschaften anmaßet. Er sagt aber, er habe gemeint, eine kleine Abhandlung davon würde wenig Nutzen schaffen können; hätte er sie aber nach Würden sollen abhandeln, so würde solches die gegenwärtige Einleitung weit überschritten haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. [135. Stück, vom 11. November.]

---

7. P. Ahlwardt, vgl. oben S. 18.

1752.

Elemens de la **Philosophie moderne**, qui contiennent la Pneumatique, la Metaphysique, la Physique expérimentale, le Système du Monde, suivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par Mr. Pierre **Massuet**, Docteur en Medecine. En II Tomes. In 12mo. 1 Alph. 16 Bogen, nebst 5 Bogen Kupfer.

Der Herr Massuet ist zwar nicht der erste, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines jeden vorzutragen sucht, er ist aber unwidersprechlich der glücklichste. Die übrigen alle haben einer gewissen Philosophie geschworen und teilen ihren Lesern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude passen. Wie viel verliert man also nicht bei diesen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach der Natur einrichten wollen! Und wie viel aufrichtiger ist Herr Massuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweisen uneinig sind, auf keines Seite tritt, die Gründe für und wider in aller ihrer Stärke vorträgt und es dem Leser überläßt, seinen Beifall festzusetzen, oder welches immer das beste ist, so lange zu verschieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht in der streitigen Sache anzünden! Diese Entfernung von allen Sekten ist ein großer Vorzug gegenwärtiger „Anfangsgründe“; er ist aber bei weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit und die sorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten hätten wir zuerst rühmen sollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, teilt Herr Massuet die ganze Philosophie in nicht mehr als drei Bücher. In dem ersten handelt er die Pneumatik, in dem andern die Metaphysik und in dem dritten die Experimentalphysik ab. Was werden aber unsere tiefsinnigen Terminologisten sagen, wann sie sehen werden, daß der Verfasser ihre Königin der Wissenschaften in zehen kleinen Hauptstücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Kapitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbarischsten Sprache über Barbarei schreien und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwissenheit geschieht) in ihren nächsten Lehrbüchern der Physik die wenigsten Blätter einräumen, ja, sie noch dazu so vortragen, daß man auch diese, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überschlagen

5. Pierre Massuet, geboren 1698, studierte in Leyden, später Litterat in Amsterdam, gab 1741—53 die „Bibliothèque raisonnée“ heraus.

müssen. — Sonst hat es dem Herrn Massuet gefallen, sich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man sich nicht daran stoßen, weil er diese Lehrart weder von einem Hübner, noch von einem Reimann gelernt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

[154. Stück, vom 23. Dezember.]

1753.

L'Esprit des Nations. En II Tomes. A la Haye 1752. In 12mo. · Jeder Teil 12 Bogen.

Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. Man kann sich aber mit diesem Gegenstande auf eine gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet den Menschen im einzeln, oder überhaupt. Auf die erste Art kann der Ausspruch, daß er die edelste Beschäftigung sei, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im einzeln zu kennen — was kennt man? Thoren und Bösewichter. Und was nützt diese Erkenntnis? Uns entweder in der Thorheit und Bosheit recht stark oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Überhaupt verrät er etwas Großes und seinen göttlichen Ursprung. Man betrachte, was der Mensch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen seines Verstandes erweitert, was für Weisheit in seinen Gesetzen herrschet, von was für Emsigkeit seine Denkmäler zeigen! Das einfacheste und vollkommenste Bild von ihm auf dieser Seite zu erhalten, muß man es auf eine Lucianische Art aus den schönsten Teilen seiner Arten, das ist der Nationen, zusammensetzen, wozu aber eine sehr genaue Charakteristik derselben erfordert wird. Noch hatte kein Schriftsteller sich diesen Gegenstand insbesondere erwählet, so daß der Verfasser der gegen=

4. Von Johann Hübner (geboren 1668 zu Türchau bei Zittau, starb als Rektor des Hamburger Johanneums 1731) sind die bekanntesten Werke die „Fragen aus der politischen Historie" (10 Bde., Leipzig 1697—1712), die „biblischen Historien" (Leipzig 1714) und das „Reimregister" (Leipzig 1696), von Jakob Friedrich Reimann, 1668—1743, der in oben erwähnter Form abgefaßte (in Deutschland erste) „Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam" (6 Bde., Halle 1708—1713). — 10. Die . . . Mensch, Ausspruch des englischen Dichters Alexander Pope: The noblest study of mankind is man.

wärtigen Schrift mit Recht von sich rühmen kann: „Libera per vacuum posui vestigia princeps.“ Man begreift es leicht, daß er alle seine Anmerkungen auf die Geschichte gründen müsse, und daß, wann er nur das Geringste von dem Charakter einer Nation, ohne sich auf die Erfahrung zu stützen, behaupten wollte, er ebenso lächerlich werden würde als der Naturforscher, der uns neue Entdeckungen aufdringen will, ohne sie durch Experimente zu beweisen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm lassen, daß er sich als einen ebenso großen Kenner der Geschichte als einen scharfsinnigen Weltweisen erwiesen hat. In diesen beiden ersten Teilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, ist seine Beschäftigung diese, daß er die Ursachen der Verschiedenheit unter den Nationen untersucht, die vornehmsten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht und ihren abwechselnden Vorzug bestimmt. Eigentlich zu reden, hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Ursachen dieser Verschiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder schlecht überlegt hat oder einer von denjenigen Gelehrten ist, die zum Unglück in Ländern geboren sind, von welchen man vorgiebt, daß sie den Wissenschaften weniger günstig als etwa Frankreich und England wären, und also sich selbst unrecht zu thun glauben, wann sie den Einfluß des Klima auf die Fähigkeit des Geistes zugeben wollten. Unter den Beurteilungen verschiedener Völker, welche der Verfasser angestellet, ist insbesondere die Beurteilung der Chineser und der alten lacedämonischen Republik ungemein lesenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Gesetze des Lykurgs allzu besonders gewesen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht allezeit aus den besten Grundsätzen geflossen wären. Es war, sagt er, allzu viel Kunst und Gezwungenheit dabei. Es war Schminke; freilich die schönste von der Welt, weil sie von Griechen und Philosophen war gemacht worden; aber es war doch Schminke! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. [1. Stück, vom 2. Januar.]

---

1 f. Libera ... princeps, ich setzte zuerst den freien Fuß in den öden Raum.

Bald wird in Frankreich die Profession eines Sittenlehrers die Profession eines Wagehalses werden. Schon wieder eine „Moral", die man in Paris verbrannt hat! Hier ist der Titel:

L'ecole de l'homme, ou Parallele des portraits du siecle et des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique et anecdotique. En III Tomes. In 8vo.

Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem Bruyère, Claville und Panage glaubt er etwas Neues sagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten bloß die Kraft, einen artigen Mann oder aufs höchste einen ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle nebst diesen einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetzt lebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er sie seinen Lesern einzuflößen suche, daß er überführet sei, nur sie gebe allen guten Eigenschaften den wahren Wert, nur durch sie allein könne man ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffener Sohn, ein rechtschaffener Ehemann, ein rechtschaffener Freund, ja sogar ein rechtschaffener Liebhaber sein. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein, man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, sein soll, ins Gefängnis gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz sagt:

Primores populi rapuit, populumque tributim,
Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satirischer Schilderungen, in welchen man beinahe den ganzen Parisischen Hof und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemälde ohne Ähnlichkeit sein? Und wann er auch niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die allergroteskesten Figuren von Narren auf das Papier werfen und die Anwendung dem Leser überlassen: er wird gewisse Personen vor den Augen müssen

9. Jean de la Bruyère, 1639—1696, schrieb 1688: „Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle." Vgl. das 28. Stück der „Dramaturgie". — Zu Claville vgl. oben S. 45, Anm. zu Z. 3. — 26 f. Er nahm die Ersten des Volks und das Volk scharenweise mit, gerecht nur gegen die Tugend und ihre Freunde. Horaz' Satiren II, 1, 69 f.

gehabt haben, wann er das Gegenteil auch beschwören wollte. Derjenige also hätte das Unglück des Verfassers verdient, welcher seinem Werke einen Schlüssel beigefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimnisse aufschließen soll, wo der Verfasser keine wissen will. Unterdessen wird er gewiß mehr Leser anlocken, als es die strenge Moral des Verfassers würde gethan haben. Kostet in den Vossischen Buchläden 16 Gr. [3. Stück, vom 6. Januar.]

Gründliche **Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit**, den Verehrern des Wahren mitgeteilt von Christian Ernst **Simonetti.** Frankfurt an der Oder bei Joh. Chr. Kleyb. 1752. In 8vo. 1 Alph. 3 Bogen.

Unter diesem Titel hat es dem berühmten Herrn Verfasser gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzuteilen. Er ist neu, wird man sagen, aber für das darinne Abgehandelte viel zu weitläuftig. Hierauf wissen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke selbst nirgends gerettet wird; es müßte denn dieses sein, was man dem Leser in der Vorrede zu verstehen giebt, daß nämlich der Herr Verfasser dem vernünftigen Menschen in seinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das ist, daß er unter diesem Titel einen ganzen philosophischen Kursum schreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verständiger Leser dasjenige zu sagen gedrungen sein, was man von allen Simonettischen Schriften schon längst gesagt hat, daß sie in einer schönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt sind, welche der Verfasser mehr in dem Kopfe als auf dem Konzepte gehabt hat. Diejenigen, welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, sind sehr abgeschmackt. Das Neue sollte uns in den spekulativischen Teilen der Weltweisheit allezeit verdächtig sein. Genug, wann ein Schriftsteller, welchen seine äußerlichen Umstände in ein schon von vielen durchforschtes Feld nötigen, zeigt, daß er nicht bloß nachbete, daß er es selbst durchgeforscht habe, gesetzt auch, er habe nicht mehr erforscht als seine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten, sie vorzutragen. Kostet in den Vossischen Buchläden 9 Gr.

[10. Stück, vom 23. Januar.]

Abhandlungen zum Behuf der **schönen Wissenschaften** und der **Religion**, von Carl Ludewig **Muzelius**, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Erster Teil. Stettin und Leipzig bei J. Fr. Kunkel. 1752. In 8vo. auf 10 Bogen.

Der Herr Verfasser fängt hiermit an, seine zu verschiedenen Zeiten über verschiedene Gegenstände ausgearbeiteten Abhandlungen zu sammeln und der Welt teilweise zu schenken. Sie erhält vors erste folgende, welche alle lesenswürdig sind und sowohl von der richtigen Art zu denken, als von der ungekünstelten Beredsamkeit ihres Urhebers deutliche Beweise ablegen: 1) „Der Redner nach dem Muster der Natur". Sollte sich der Herr Verfasser nicht irren, wann er wo nicht sich, doch den Herrn Batteux zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften: Ahme der Natur nach, macht? Wir glauben ihn schon bei dem Aristoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bei ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen als erweisen. Überhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu sein, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich sein zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerks herleiten wollte: Jeder Schuh muß dem Fuße passen, für den er gemacht ist? Der dümmste Junge würde ihm antworten: Das versteht sich. 2) „Die Harmonie der Gesichtszüge mit den menschlichen Neigungen, versuchsweise erklärt". 3) „Ein Brief über eine gewisse Linde, so die Eigenschaften eines Thermometers hat". 4) „Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks". 5) „Eine Predigt über das Gewitter". Kostet in den Vossischen Buchläden 3 Gr.

[14. Stück, vom 1. Februar.]

Versuch einer Theorie **von dem Menschen und dessen Erziehung.** Nebst einer Vorrede Sr. Hochwürden, des Herrn Oberkonsistorialrats und Inspektor Baumgartens. Berlin, zu finden bei sel. Joh. Jak. Schützens Witwe. 1753. In 8vo. 14 Bogen.

Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, so ist doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüssig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfassers

12. Charles Batteux, 1713—1780, französischer Ästhetiker, schrieb: „Les beaux arts, réduits à un même principe" (3 Bde., Paris 1746). Vgl. Schiller III, 3.

ist, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Teile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andere von der besondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftsteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd ist, und vielleicht denkt er für manche nur allzu viel. So viel wollen wir selbst gestehen, daß wir in dem Wahne sind, eine so gemeinnützige Materie müsse etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt sich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann sein Geist nicht ruckweise in prächtigen Flammen hervorbräche. Und eben dieser Rauch ist es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus seiner Theorie mitzuteilen. Einzelne vortreffliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar sehr leicht sein, aber eben deswegen, weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

[53. Stück, vom 3. Mai.]

Herr Peter Renatus **le Bossu** Abhandlung **vom Heldengedichte,** nach der neuesten französischen Ausgabe übersetzt und mit einigen kritischen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich Z**, nebst einer Vorrede Hrn. G. Friedrich Meiers ꝛc. Halle bei Chr. Pet. Franken. In 8vo. 1 Alph. 8 Bogen.

Dieses vortreffliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überschwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meisterstücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homers und Virgils um den Vorzug stritten. Ihr Stolz und ihre Verdienste schienen so schlecht zusammenzupassen, daß sich die damals lebenden wahren Kunstrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie zurechte zu weisen. Boileau selbst that nichts, als daß er sie dem Gelächter preisgab, indem er ihnen mehr Satire als Gründlichkeit entgegensetzte. Der einzige Bossu unterzog sich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten für sie aufzusuchen und durch bloße Auseinandersetzung

16. Peter, Pater? Vgl. das 83. Stück der „Dramaturgie". René le Bossu, 1631—1680, gab seinen „Traité du poème épique" zuerst 1675 heraus. — 19. G. Friedrich Meier, vgl. I, S. 188, Z. 32, S. 197, Z. 133. — 23. Jean Chapelain, 1595—1674, gab 1656 ein Heldengedicht „La Pucelle d'Orléans" heraus. — Des Marets, Verfasser eines „Clovis". Vgl. Voltaire, Paris 1817, IV, 333. — Über Charles Perrault, 1628—1703, vgl. I, 14 f. — St. Amant (vgl. unten den ersten der „Briefe"), 1594—1660, Verfasser des „Moïse sauvé".

derselben sie stillschweigend ihre Schwäche sehen zu lassen. Die Ähnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwischen den damaligen und jetzigen Zeiten in Absicht auf den deutschen Parnaß findet, ist sehr in die Augen leuchtend, und durch eben diese Ähnlichkeit rechtfertiget er seine Übersetzung, wenn man anders die Übersetzung eines vortrefflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe desselben weiter nichts sagen, als daß es denjenigen, welche nur einigermaßen von der allervollkommensten Art der Gedichte kunstmäßig reden wollen, unentbehrlich ist. Der Hr. Übersetzer hat es ihnen durch verschiedene Anmerkungen, welche größtenteils nichts als kleine Anwendungen auf einige unserer neusten deutschen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein Verfahren scheint uns übrigens sehr klug, daß er keinen tadelt als die Verfasser des „Messias" und „Noah" und sich für die Empfindlichkeit der andern, so viel möglich, in acht nimmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[100. Stück, vom 21. August]

Aristoteles' Dichtkunst, ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen versehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. Deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover, verlegt's Joh. Chr. Richter. 1753. In 8vo. 1 Alph. 5 Bogen.

Unter allen Schriften des Aristoteles sind seine „Dichtkunst" und „Redekunst" beinahe die einzigen, welche bis auf unsre Zeiten ihr Ansehen nicht nur behalten haben, sondern noch fast täglich einen neuen Anwachs desselben gewinnen. Ihr Verfasser muß notwendig ein großer Geist gewesen sein; man überlege nur dieses. Kaum hörte seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber und kein Scholastiker wahrgenommen hatte: man erkannte ihn als den tiefsten Kunstrichter, und seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern ebenso unumschränkt als ehedem unter seinen Peripatetikern. Seine „Dichtkunst", oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell, aus welchem alle Horaze, alle Boileaus,

13 f. Verfasser des „Messias" und „Noah", Klopstock und Bodmer. — 19. Conrad Curtius, aus Techentin in Mecklenburg, 1724—1801. Vgl. Stück 38 ff. der „Dramaturgie".

alle Hedelins, alle Bodmers, bis sogar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. Dieser hat uns schon seit vielen Jahren auf eine deutsche Übersetzung derselben warten lassen, und warum er sich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen lassen, können wir nicht sagen, es müßte denn die griechische Sprache und seine eigne „Dichtkunst", welche keine weder über sich noch neben sich leiden will, daran schuld sein. Herr Curtius besitzt alle Eigenschaften, welche zu Unternehmung einer solchen Arbeit erfordert wurden: Kenntnis der Sprache, Kritik, Litteratur und Geschmack. Seine Übersetzung ist getreu und rein, seine Anmerkungen sind gelehrt und erläutern den Text hinlänglich, und seine eigne Abhandlungen enthalten sehr viele schöne Gedanken von dem Wesen und dem wahren Begriffe der Dichtkunst, von den Personen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrscheinlichkeit und von dem Theater der Alten. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[101. Stück, vom 23. August.]

Pensées de Seneque, recueillies par M. Angliviel de la **Beaumelle**, Professeur royal en langue et belles lettres françoises dans l'Université de Copenhague, et traduites en François, pour servir à l'education de la Jeunesse. Nouvelle Edition. En II Parties. A Gotha chez Mevius. 1754. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Die Gelehrten sind in ihren Urteilen über den Seneca nach ihrer Gewohnheit ungemein uneinig. Einige halten ihn für einen ebenso großen Redner als Weltweisen, andre wollen ihn für keines von beiden halten und machen, wenn es hoch kommt, einen philosophischen Deklamator aus ihm. Doch kommen beide

1 f. François Hedelin d'Aubignac, aus Paris, 1604—1676, schrieb eine „Pratique du Théâtre", die Lessing an mehreren Stellen der „Dramaturgie", St. 44 ff., anführt. Bodmers, müßte besser heißen: Breitingers. Br. gab seine „Critische Dichtkunst" zuerst Zürich 1740, mit Vorrede von Bodmer, heraus. Die von Gottsched, „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen" war zuerst Leipzig 1730 erschienen. — ihre Fluren bewässert haben, „mit den Quellen Demokrits hat Epikur seine Gärtchen bewässert," sagt Cato im „Landbau", Kap. 15. Vgl. Lessings „Kollektaneen" s. v. „Christ": „Seine (Christus) nachgeschriebenen Hefte sind noch immer eine gesegnete Quelle, aus welcher viel grundgelehrte und berühmte Männer ihre Bächlein ableiten." „Laokoon" XVIII: „Ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen." „Dramaturgie" St. 39: „Hyginus .. scheint selbst die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben."

darinnen überein, daß es ihm an glänzenden Gedanken und an den Schönheiten des Ausdrucks wenige zuvor gethan haben, und daß, wann er als der Vater einer ganz neuen Beredsamkeit den Geschmack an der einzigen wahren verdrängt habe, es weniger ihm selbst, als seinen Nachahmern, welche sich bloß in seine Fehler verliebt zu haben schienen, zuzuschreiben sei. Da er übrigens nach dem Urteile der Billigsten sich nicht überall gleich bleibt, da er sich oft in einem Schwalle von schönen Worten verwickelt und das Gründliche dem Reizenden nicht selten nachsetzt, so kann man leicht urteilen, daß er durch einen Auszug mehr gewinnen als verlieren muß. Der Herr Beaumelle ist nicht der erste, der diese Arbeit unternimmt; er hätte aber leicht einer von den Glücklichsten sein können, wenn er nicht auch von den Vorurteilen aller französischen Übersetzer eingenommen wäre, welche sich mehr mit ihrer Urschrift um die Wette zu denken, als sie getreulich auszudrücken bestreben. Wir wollen es also andern auszumachen überlassen, ob diese Gedanken mehr dem Beaumelle als dem Seneca gehören, und wollen nur bloß noch erinnern, daß die erste Ausgabe derselben schon 1749 in Kopenhagen erschienen, und daß er sie überhaupt unter 13 Abschnitte gebracht, welche von Gott, von der Vorsehung, von dem Menschen, von der Tugend, von dem Gewissen, von den Leidenschaften, von dem glücklichen Leben, von der Weltweisheit, von der Beständigkeit des Weisen, von der Muße des Weisen, von der Kürze des Lebens, von dem Zorn und von der Seelenruhe handeln. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr. [122. Stück, vom 11. Oktober.]

Le Papillon qui mord; nouveau Lucien en douze Dialogues suivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. **Beryber.** A Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1753. In 12mo. 17 Bogen.

Wann wir es darauf ankommen ließen, was sich die Leser unter diesem Titel vorstellen wollten, so zweifeln wir sehr, ob viele auf den rechten Punkt kommen würden. Es sind zwölf Gespräche, welche nach Art des kleinen Herodots von sehr wichtigen Materien handeln und nichts Geringeres als die Verteidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben.

28. Beryber, Pseudonym für den Grafen von Cataneo.

Der Verfasser hat darinne besonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfasser der „Sitten", dem Verfasser des „Geistes der Gesetze" und einigen andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philosophie sehr unphilosophische Sätze zu behaupten. Er ist aber dabei ein wahrer Schmetterling, welcher von einem Gegenstande auf den andern flattert und diese Flatterhaftigkeit nur dadurch entschuldigen kann, daß alle diese Gegenstände Blumen sind. So macht er zum Exempel bei Gelegenheit des Vorwurfs, daß die sogenannten starken Geister sehr kleine Helden in der Geschichte zu sein pflegten und oft die unsinnigsten historischen Fehler begingen, eine Ausschweifung auf das Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten, welche durch mehr als ein Gespräch dauert und in der That lesenswürdige Anmerkungen enthält. Die Gespräche selbst werden von einem Marquis und einem Weltweisen geführt, und vielleicht wird mancher Leser dabei wünschen, daß der Verfasser diese Namen verwechselt und den Marquis zum Philosophen und den Philosophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es sich nach der gemeinen Art zu denken besser für einen Marquis als für einen Philosophen schickt, die Sprache eines abgeschmackten Freigeistes zu führen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr. [142. Stück, vom 27. November.]

1754.

Abhandlungen zum Behuf der **schönen Wissenschaften** und der **Religion** von Carl Ludwig **Muzelius**, Diener am Worte Gottes bei der evangelisch-reformierten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Teil. Stettin und Leipzig bei Kunkel. 1753. In 8vo. 10 Bogen.

Da wir vor geraumer Zeit des ersten Teiles dieser Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, so müssen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unsern Lesern auch den gegenwärtigen zweiten Teil anzupreisen. Den meisten Raum desselben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bei der Zulassung des Unglaubens und der Irrtümer ein, welche ungemein gründlich und

2. Verfasser der „Sitten", François Vincent Toussaint, 1715—1772. Die „Sitten" erschienen Paris 1748. — 3. Verfasser des „Geistes der Gesetze", Montesquieu. — 12 f. Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten, von Voltaire. — 28 f. des ersten Teiles ... gedacht haben, oben S. 57.

erweckend geschrieben ist. Auf diese folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenschlafe, und den Beschluß macht eine kurze Untersuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Nester und Eier, wovon sie sich doch des Futters halber gar oft weit entfernen müssen, sogleich wiederfinden, da doch ein Mensch solches nicht zu thun vermag . . . . Als wir den ersten Teil dieser Abhandlungen gedachtermaßen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bei, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß sie der Herr Pastor auf der falschen Seite genommen hat. Auf seine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müssen wir uns erklären, daß wir von dem Werte des Satzes: Ahme der Natur nach! sehr wohl überzeugt sind, insoferne man ihn nämlich als den Grund braucht, alle Regeln der schönen Wissenschaften in einem kritischen Zusammenhange auf denselben zu bauen, nicht aber, insoferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunst, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederholen wir nochmals, ist er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bei allen einzeln Fällen aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Übrigens haben wir die Erfindung desselben weder dem Herrn Pastor noch dem Herrn Batteux dadurch absprechen wollen, wenn wir behauptet, daß schon Aristoteles und Horaz seiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts sagen wollen als dieses, daß es schon die Alten eingesehen, wie die schönen Wissenschaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtschnur zu geben, die sie ohne nähere Regeln sehr oft würde verführet haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[22. Stück, vom 19. Februar.]

Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen, geschrieben von Wilhelm **Hogarth**. Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. London bei And. Linde 1754. In 4to. auf 20 Bogen nebst zwei großen Kupfertafeln.

Herr Hogarth ist unstreitig einer der größten Maler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn besonders berühmt gemacht, ist dieses, daß er in alle seine Gemälde eine Art von satirischer

2. Seelenschlafe, vgl. S. 39.

Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen teilzunehmen nötiget. Natur, Leben und Reiz hat man durchgängig darinne bewundert und diese bei ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenstände seiner Kunst damit verbunden gewesen. Und diesem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten ebenso wenig als auf der Seite des Künstlers fehlte. Er hat seine Schrift in siebenzehn Hauptstücke abgeteilt. In den ersten sechsen handelt er von den schon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugesteht, daß sie, wenn sie wohl vermischt werden, allen Arten von Zusammensetzungen Annehmlichkeit und Schönheit geben. Diese Gründe sind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Größe, welche alle bei Hervorbringung der Schönheit zusammenwirken, indem sie einander gelegentlich verbessern und einschränken. In dem siebenten Hauptstücke wendet er sich zu den Linien, in welche alle Formen eingeschlossen sein müssen, und findet, daß die wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reizes sei. Auf der Betrachtung dieser beiden Linien beruht das ganze Hogarthsche System von der Schönheit. Er zeigt nämlich, wie aus ihrer Zusammensetzung alle angenehme Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. Auch in den übrigen Hauptstücken, wo er von den Verhältnissen, von dem Lichte und Schatten und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher sich besonders in dem 16ten Hauptstücke, von der Stellung, am meisten äußert. Man darf nicht glauben, daß bloß Maler und Bildhauer oder Kenner dieser beiden Künste das Hogarthsche Werk mit Nutzen lesen können. Auch Tanzmeister, Redner und Schauspieler werden die vortrefflichsten Anmerkungen darinnen finden und noch mehrere durch kleine Anwendungen selbst daraus ziehen können. Ja, sogar Dichter und Tonkünstler werden vermöge der Verbindung, welche alle schönen Künste und Wissenschaften unter einander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darinne entdecken und

ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwei darbei befindlichen Kupfertafeln sind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als sie zum Unterrichten nötig haben. Von der Güte der Übersetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da sie sich von einem Manne herschreibt, der selbst mit dem Schönen in der Natur und Kunst bekannt war, und den wir zu beider Ausbreitung viel zu zeitig verloren haben. Sein Aufenthalt in London verschaffte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth selbst bei der Übersetzung zu Rate zu ziehen, welches er auch so oft gethan zu haben versichert, daß man seiner Übersetzung dadurch eine Art von Authenticität beilegen kann. Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Thlr. [65. Stück, vom 30. Mai.]

Wir haben vor weniger Zeit der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit 2c. gedacht und sie als ein Werk, das voll neuer Gedanken sei, angepriesen. Wir haben gesagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas Gewisses zu bringen und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobei es auf die Nachahmung der schönen Natur

11. welches ... versichert, er sagt S. a. 3 des „Vorberichts": „Der Herr Verfasser hat also die Gütigkeit gehabt, meine ganze Übersetzung mit mir durchzugehen; und ob er gleich weniger Deutsch, als ich Russisch, versteht, so bin ich doch bei meinem Aufenthalt in England zum Glück so weit mit der Sprache des Landes bekannt geworden, daß ich ihm meine Zweifel hinlänglich vortragen und er mir dieselben deutlich auflösen konnte."

ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urteile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzu deutlich verraten. Ja, es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen sein, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hilfe desselben etwas Gewisses wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutsche Übersetzung dieses vortrefflichen Werkes, welche Herr Mylius in London besorgt hat, sehr teuer sei. Sie beträgt außer 2 Kupfertafeln nicht mehr als 22 Bogen in Quart und kostet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis, der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit desselben sehr verhindern muß. In dieser Betrachtung hat sich der Verleger dieser Zeitungen entschlossen, einen neuen verbesserten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern und einen Thaler Vorschuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in sechs Wochen ohne einigen Nachschuß eingehändiget werden soll. Die Kupfer werden bereits mit möglichster Sorgfalt gestochen, und man schmeichelt sich, daß man auch sonst mit dem Äußern zufrieden sein werde. Nach Verlauf gedachter sechs Wochen wird das Werk unter zwei Thalern nicht zu bekommen sein. Einen verbesserten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verschiedne kleine Verändrungen im Stile diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen schien. Auch wird man als eine kleine Vermehrung die aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satirischen Gemälde beifügen. Ein Mehreres kann man aus der gedruckten Nachricht ersehen, welche in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgelt ausgegeben wird. [76. Stück, vom 25. Juni.]

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit 2c. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobsprüche erhalten und noch mehrere verdient hat, so ist es gewiß des Herrn Hogarths „Analysis of Beauty“ (Zergliederung der Schönheit 2c.). Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben seiner schon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meisten schon bekannt sein sollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der

25. Erklärung . . . satirischen Gemälde, „Briefe des Herrn Rouquet an einen seiner Freunde in Paris; worinn er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarths erklärt.“

Formen als den Gegenstand seiner Kunst auch zum Gegenstande seines philosophischen Nachdenkens gemacht und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas Gewisses zu bringen und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bei dem Worte „schön", das man täglich tausend Dingen beilegt, künftig ebenso viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieses Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobei es auf die Nachahmung der schönen Natur ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urteile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzu deutlich verraten. Ja, es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen sein, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hilfe desselben etwas Gewisses wird angeben können. Man weiß, daß Hr. Mylius bei seinem Aufenthalte in England dieses Hogarthsche Werk unter der Aufsicht des Verfassers ins Deutsche übersetzt hat. Die Übersetzung ist in London gedruckt und beträgt außer den zwei großen Kupfertafeln nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber kostet sie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis ist, der die allgemeine Brauchbarkeit derselben sehr verhindert. Was aber nutzt das vortrefflichste Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vorteil zu brauchen imstande sind? Ich habe mich daher entschlossen, diese Myliussische Übersetzung der Welt durch einen neuen verbesserten Abdruck zu überliefern, und mache in dieser Absicht bekannt, daß

er in einer Zeit von sechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgestochen, und ich schmeichle mir im voraus, daß man sowohl mit diesen als mit dem Äußerlichen des Drucks zufrieden sein soll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satirischen Gemälde beifügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werkes bin ich gesonnen, bis zu Ablauf dieser sechs Wochen einen Thaler Vorschuß anzunehmen, für welchen es zu gesetzter Zeit den Herren Pränumeranten ohne einigen Nachschuß eingehändiget werden soll. Nach Verlauf dieses Termins werde ich es unter zwei Thaler nicht verlassen können. Die Liebhaber werden sich deswegen an mich selbst hier und in Potsdam oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächsten ist, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzu weit entfernt sind, wird man auch in Ansehung des Termins gehörige Nachsicht zu haben nicht unterlassen. Berlin, den 1. Julius 1754.

Ch. Fr. Voß.

[80. Stück, vom 4. Juli.]

Der neue Abdruck der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit ist nunmehr versprochnermaßen fertig geworden. Wir finden nicht nötig, zum Lobe des Werks selbst nochmals etwas beizubringen; wir wollen nur bemerken, was man bei dieser neuen Ausgabe geleistet hat. Was die Kupfer anfangs anbelangt, so wird man finden, daß sie so sorgfältig und glücklich nachgestochen worden, als man es nur immer von einer Kopie verlangen kann. Der Text selbst ist nicht nur hin und wieder in Ansehung der Schreibart verbessert worden, sondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den übersetzten Briefen des Herrn Rouquets bestehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmsten Kupferstiche des Hrn. Hogarths erteilt. Die Liebhaber, welche darauf pränumeriert haben, werden es selbst am besten beurteilen können, ob man ihre Hoffnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurücksendung der Scheine in den Vossischen Buchläden abfordern lassen, allwo es diejenigen, die sich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können. [97. Stück, vom 13. August.]

Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit. Den Verehrern der Wahrheit mitgeteilet von Christ. Ernst **Simonetti.** Zweiter Teil. Frankfurt a. d. O. bei Joh. Ch. Kleyb. 1754. In 8vo. 1 Alph. 16 Bogen.

Vor einiger Zeit gab der berühmte Verfasser unter eben diesem Titel eine Vernunftlehre heraus, und jetzt ist es eine Metaphysik, die er uns darunter vorlegt. Ohne Zweifel hat er vor, uns die ganze Philosophie unter so einer allgemeinen bescheidenen Aufschrift zu liefern und es kann nicht fehlen, daß die Welt auch nicht diese seine Arbeit wie alle übrigen mit Dank aufnehmen werde. Er bekennet von sich, daß er in der Weltweisheit dem verewigten Wolff ohne Sektiererei folge, und preiset die Vorsicht, daß er seine Geburtszeit in den Zeitlauf dieses unsterblichen Mannes habe fallen lassen, um von ihm gebildet zu werden. Gleichwohl aber geht er in verschiednen Dingen von ihm ab, wie es einem Gelehrten anständig ist, der seinen Beifall nicht der Person, sondern den Gründen schenket; und wenn er weiter nichts zu suchen gestehet, als durch einen deutlichen und überzeugenden Vortrag der Wahrheit Freunde und Verehrer zu gewinnen, so liegt es ohne Zweifel nur an seiner Bescheidenheit, daß er nicht ebensowohl als andre die Grenzen der menschlichen Erkenntnis erweitern zu wollen von sich rühmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[120. Stück, vom 5. Oktober.]

1755.

Du Hazard sous l'Empire de la Providence, pour servir de préservatif contre la Doctrine du Fatalisme moderne, par Mr. **de Prémontval.** A Berlin aux depens de J. C. Klüter. 1755. In 8vo. 10 Bogen.

Der Herr von Prémontval, dessen Tiefsinnigkeit die Welt nun schon aus mehr als einer Schrift kennet, fängt in der gegenwärtigen an, einen großen Teil derjenigen Zweifel aufzulösen, die

5 f. Vor ... heraus, vgl. oben S. 56. — 12. Christian von Wolff, 1679—1754, Professor der Mathematik zu Halle, Ausbildner der Leibnizischen Philosophie. — er, sie? — 29. André Pierre Le Guay, genannt von Prémontval, geb. 1716, 1752 an die Berliner Akademie berufen, starb daselbst 1764, Freund Lessings. Vgl. Danzel, 2. Ausg. I, S. 257. Die vorliegende Schrift war eine akademische Preisschrift. Vgl. Herder ed. Suphan IV, 502.

er selbst wider die Freiheit vorgetragen hat. Wenn die nachdrückliche Art, mit welcher er sie vortrug, einigen christlich-philosophischen Zärtlingen verdächtig scheinen konnte, so wird eben diese nachdrückliche Art, mit welcher er sie nicht bloß zu verkleistern, sondern aus dem Grunde zu heben sucht, ihr Gewissen mit einem Manne wieder aussöhnen können, dessen lautere Absichten ihm weder eine Stelle unter den Zweiflern noch unter den Fatalisten verdienen. Um zu zeigen, was für einen Einfluß die rechtverstandene Lehre vom Ohngefähr besonders auf die Lehre von der Sittlichkeit unsrer Handlungen haben könne, mußte der Herr von Prémontval notwendig erst zeigen, daß es ein Ohngefähr gebe. Und dieses thut er in der gegenwärtigen Abhandlung, die jetzt gleichsam nur der Hälfte ihres Titels Genüge thut. Er beweiset die Wirklichkeit des Ohngefährs mit Voraussetzung einer höchst gütigen und höchst weisen Vorsehung, ja, er beweiset sie durch diese Voraussetzung selbst und erhärtet, daß im Grunde alle Philosophen sie zugeben müssen, so sehr sie sich auch entweder bloß wider den Namen oder gar wider die Idee desselben sträuben. Die Wirkungen dieses Ohngefährs, besonders nach den Einschränkungen einer ewigen Weisheit, wird er in verschiednen andern Abhandlungen betrachten, welche in seinen schon angezeigten „Protestations et Declarations philosophiques“ erscheinen sollen. Da seine schärfsten Angriffe, wie man leicht sehen kann, wider die Leibnizische Philosophie gehen müssen, so hat er für gut befunden, seine Arbeit allen Weltweisen Deutschlands zuzueignen, deren Eifer um die Ehre eines der größten Geister ihres Vaterlandes ihm nur allzu wohl bekannt ist. Wir sind gewiß, daß sie diesen seinen vorläufigen Höflichkeiten allen den Wert, der ihnen gebühret, beizulegen und ihn selbst von denjenigen Gegnern ihres Helden zu unterscheiden wissen werden, welche mehr die Eifersucht als die Wahrheit dazu gemacht hat. Wenn sie in etwanigen Streitigkeiten die Meinungen des Herrn von Prémontvals auch nicht annehmen sollten, beiher aber nur von ihm die Kunst, sich in den tiefsinnigsten Materien ebenso deutlich als angenehm auszudrücken, lernen könnten, so würde der Nutzen für sie doch schon unendlich groß sein. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[25. Stück, vom 27. Februar.]

Philosophische Gespräche. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1755. In 8vo. 7 Bogen.

Dieses kleine Werk, welches aus vier Gesprächen über metaphysische Wahrheiten besteht, enthält so viel Neues und Gründliches, daß man leicht sieht, es müsse die Frucht eines Mannes von mehrerm Nachdenken als Begierde zu schreiben sein. Vielleicht würde ein andrer so viel Bücher daraus gemacht haben, als hier Gespräche sind. Wir wollen den Inhalt eines jeden anzeigen. In dem erstern wird erwiesen, daß Leibniz nicht der eigentliche Erfinder der vorherbestimmten Harmonie sei, daß Spinoza sie achtzehn Jahr vor ihm gelehrt, und daß der erstere dabei weiter nichts gethan, als daß er ihr den Namen gegeben und sie seinem System auf das genaueste einzuverleiben gewußt habe. Spinoza leugnet ausdrücklich in seiner „Sittenlehre“, daß Seele und Körper wechselsweise in einander wirken könnten; er behauptet ferner, daß die Veränderungen des Körpers und ihre Folge auf einander gar wohl aus seiner bloßen Struktur nach den Gesetzen der Bewegung entstehen könnten, und endlich lehret er, daß die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei sei, oder, welches auf Eines herauskömmt, daß alles in der Seele ebenso auf einander folge, als es in dem Zusammenhange der Dinge auf einander folgt. Was fehlt diesen Sätzen, die vorherbestimmte Harmonie zu sein, mehr als der Name? Das zweite Gespräch macht anfangs einige Anmerkungen über den jetzigen Verfall der Metaphysik, über das Verdienst der Deutschen um dieselbe und über das Schicksal des Spinoza, welcher bestimmt war, den Übergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizischen Weltweisheit mit seinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein sehr kühner, aber, wie es uns scheint, auch sehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Gesichtspunkt betrifft, aus welchem man Spinozens Lehrgebäude betrachten muß, wenn es mit der Vernunft und Religion bestehen solle. Der Verfasser meint nämlich,

1. Philosophische Gespräche, der Verfasser ist Lessings Freund Moses Mendelssohn, 1729—1786, das Vorbild seines „Nathan“. Mendelssohn hatte das Manuskript dieses Buches 1754 Lessing zur Durchsicht übergeben und dieser es ohne Mendelssohns Vorwissen bei dem befreundeten Voß zum Druck befördert. Vgl. Danzel, 2. Ausg. I, S. 270 f. — 9 f. In ... Harmonie sei, vgl. Lessing an Mendelssohn den 17. April 1763: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat.“ Vgl. den Aufsatz aus Lessings Nachlaß: „Durch Spinoza ist Leibniz auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.“

man müsse es alsdann nicht auf die außer uns sichtbare, sondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Ratschlusse Gottes als ein möglicher Zusammenhang verschiedner Dinge in dem göttlichen Verstande existiert hat. Das dritte Gespräch enthält Zweifel wider die Leibnizische Auflösung der Schwierigkeit, warum Gott die Welt nicht eher erschaffen habe, und wider die Lehre von der besten Welt. Wir wollen es dem Leser überlassen, sie in der Schrift selbst nachzusehen, und hier nur anmerken, daß sie aus der Leibnizischen Weltweisheit selbst genommen sind, dergleichen wider dieselbe nur sehr selten gemacht werden. Das vierte Gespräch endlich gehet größtenteils wider den Herrn von Prémontval; es untersucht einen Gedanken, durch welchen dieser Weltweise von sich selbst auf den Satz des nicht zu Unterscheidenden gekommen zu sein versichert; es rettet die Leibnizianer wegen des ihnen von eben demselben aufgedrungenen Ohngefährs, nach welchem ihr Gott zu wirken genötiget sein soll, und bestärkt den Unterscheid zwischen notwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen gleichfalls der Herr von Prémontval, in dem Anhange zu seinen „Gedanken über die Freiheit", gänzlich aufheben wollen. — — Mehr wollen wir von einigen Bogen nicht sagen, welche Liebhaber der höhern Weltweisheit schwerlich werden ungelesen lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr. [26. Stück, vom 1. März.]

De **secta Elpisticorum** variorum opuscula junctim cum suis edidit, praefatione atque indicibus instruxit necessariis Joannes Christianus **Leuschnerus** A. M. Scholae Hirschbergensis Prorector. Lipsiae, ex officina Langenheimiana. 1755. In 4to. 9 Bogen.

Die Elpistiker sollen eine philosophische Sekte gewesen sein, von welcher man durchaus nichts wissen würde, wenn uns das einzige Zeugnis des Plutarchs fehlte. Und auch dieses ist von der Art, daß es wenig Wahres lehren, aber desto mehr Gelegenheit zum Streiten geben kann. Der Herr D. Heumann war der erste,

18. von Prémontval, vgl. oben S. 69, Anm. zu Z. 29. — 24 ff. Kleine Schriften Verschiedener über die Sekte der Elpistiker zugleich mit den seinigen herausgegeben, mit einer Vorrede und den nötigen Registern versehen von Joh. Chr. Leuschner, Magister artium, Prorektor der Hirschberger Schule. Leipzig, in der Langenheimischen Druckerei. Vgl. die Abhandlung aus Lessings Nachlaß: „Über die Elpistiker". — 33. Christoph August Heumann, 1681—1763, Professor in Göttingen.

welcher in seinen „Actis Philosophorum“ seine Gedanken etwas umständlicher darüber entdeckte und aus den Elpistikern die Christen machte. Der Herr Pastor Brucker wählte eine andre Meinung und machte Stoiker daraus, welches der Herr D. Jöcher hernach bis auf die Cyniker ausdehnte und die Stoiker nur insoweit Elpistiker genennt wissen wollte, als man sie für Nachfolger der Cyniker halten könne. Die Aufsätze dieser drei Gelehrten nun hat der Herr Prorektor Leuschner zu sammeln für gut gefunden und eine eigne Abhandlung gleiches Inhalts beigefügt, worin er sich für die Heumannische Meinung erklärt. Er giebt sich besonders Mühe, die Einwürfe, welche Brucker und Jöcher darwider gemacht haben, zu heben; allein wir glauben nicht, daß er es überall mit gleichem Glücke gethan hat. Auf die Schwierigkeit unter andern, daß die christliche Religion von der Beschaffenheit gar nicht gewesen, daß sie vom Plutarch für eine philosophische Sekte hätte können gehalten werden, antwortet er sehr obenhin; und gleichwohl kann sie durch einen Umstand auf einen noch weit höhern Grad getrieben werden, der hier vielleicht nicht aus der Acht hätte sollen gelassen werden. Man weiß nämlich, was der jüngre Plinius, welcher ein Zeitgenosse des Plutarchs war, nach verschiedenen pflichtmäßigen Untersuchungen von den Christen urteilte. Er macht sie zu einfältigen und abergläubischen Leuten. Ist es also wahrscheinlich, daß Plutarch, welcher, wie gesagt, zu eben den Zeiten lebte, da scharfsichtige Männer nichts als Einfalt und Aberglaube an den Christen finden konnten, daß, sage ich, Plutarch, welcher offenbar die Gelegenheit nicht gehabt hatte, sie näher als Plinius kennen zu lernen, sie für Philosophen sollte gehalten haben? Und er hätte sie ohne Zweifel sehr nahe kennen müssen, wenn er hätte wissen wollen, daß sich alle ihre Lehrsätze auf Glaube und Hoffnung gründeten. Der Gedanke überhaupt, die Elpistiker deswegen zu Christen zu machen, weil die Christen nach dem Wortverstande Elpistiker sein müssen, sieht mehr einer homiletischen Nutzanwendung ähnlich als einer kritischen Wahrscheinlichkeit. Wenn wir zum Exempel nur aus einer einzigen Stelle wüßten, daß es Zetetiker in der Welt gegeben habe, so wollte ich es nach der Heumannisch-Leuschnerischen Art sehr wahrscheinlich machen, daß diese Zetetiker Christen gewesen wären, weil den Christen das Forschen anbefohlen

3. Brucker, vgl. oben S. 48, Anm. zu Z. 2. — 4. Jöcher, vgl. oben S. 22, Anm. zu Z. 25. — 21 f. Er macht ... Leuten, vgl. oben S. 4, Anm. zu Z. 6f

wird. Es klingt daher in einer Predigt ganz gut, wenn man sagt: die wahren Christen müssen Zetetiker oder müssen Elpistiker sein; aber dieses umdrehen und sagen: die Elpistiker waren Christen, mag im Grunde wohl ebenso gut gesagt sein, als wenn man die Zetetiker zu Christen machte; nur daß dieses wegen der Menge von Zeugnissen sogleich kann widerlegt werden, und jenes nicht. So wenig wir aber für die Heumannische Meinung sind, ebenso wenig sind wir auch für die Bruckersche oder Jöchersche; denn diese beide Männer haben offenbar nicht untersucht, was für eine Sekte die Sekte der Elpistiker gewesen, sondern nur, welche von den alten Sekten man die elpistische nennen könnte. Sie haben also beide vorausgesetzt, daß die Elpistiker keine besondre Sekte gewesen, und daß dieses Wort bloß ein Beiname einer andern Sekte sei; und dieses hätten sie ganz gewiß nicht voraussetzen sollen. Denn wenn Plutarch die Stoiker oder Cyniker damit gemeint hätte, warum hätte er denn so bekannten Philosophen einen so unbekannten Namen gegeben? — — Wer waren denn nun aber die Elpistiker? — — Wir könnten vielleicht auch eine Mutmaßung vortragen, aber wir wollen lieber gleich sagen: wir wissen es nicht. So viel wissen wir, daß es Heumann, Brucker, Jöcher und Leuschner auch nicht gewußt haben. — — Sonst hat der letztere obiger Sammlung auch noch eine andre Untersuchung beigefügt, die aber gar keine Verwandtschaft mit den Elpistikern hat. Sie betrifft das Zeugnis des Prokopius von den Tingitanischen Säulen und rettet besonders das darinne vorkommende „*Ναυη*“ wider die Veränderung des Hn. le Clerc. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[41. Stück, vom 5. April.]

La Oille. Melange ou Assemblage de divers mets pour tous les gouts par un vieux Cuisinier Gaulois. A Constantinople. L'an de l'ere chret. 1755, de l'Hegire 1233. In 12mo. 14 Bogen.

Ein ziemlich lächerlicher Titel zu einem ganz ernsthaften Buche. Diese Potage nämlich oder dieser Mischmasch von verschiednen Gerichten, die ein alter gallischer Koch für jedes Geschmack zugerichtet haben will, bestehet aus vierhundert kurzen moralischen

26. Johann le Clerc (Clericus, 1657—1736), Professor zu Amsterdam, gelehrter Theolog. — 33. Potage, Suppe mit allerhand Zubehör.

Betrachtungen über verschiedne Gegenstände. Es ist eine Art von Maximenbuche, die aber kein Rochefoucault geschrieben hat, sondern ein guter ehrlicher Sprachmeister, welcher in seine Themata doch noch Menschenverstand hat bringen wollen. Aus ein paar kleinen Proben mag man von dem Reste urteilen, welcher nichts besser und nichts schlechter ist. „Der Zorn. Der Zorn kann bei dir wohl auf einige Stunden gleichsam durchziehen, aber eine ganze Nacht muß er sich nicht aufhalten. Ein fortgesetzter Zorn kehret sich in Haß, und aus Haß wird Bosheit. Kein Zorn ist zu entschuldigen, welcher zwei Sonnen gesehen hat. Sicherheit. So oft dir das Fleisch seine Lüste vorstellt, so denke an die Gefahr, die dabei ist. Wenn dich die Welt mit eitlen Hoffnungen erfüllt, so erfülle dich selbst mit wirklicher und gegründeter Furcht! Wo du siehest, daß der Teufel gleichsam Essig hinzuthut, da thue du Öl hinzu! Das wahre Geheimnis, in Sicherheit zu sein, ist, sich nie in Sicherheit zu sein dünken!" Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr. [62. Stück, vom 24. Mai.]

Discours sur l'origine et les fondemens de **l'inegalité parmi les hommes**, par Jean Jacques **Rousseau**, Citoyen de Geneve. A Amsterdam chez Marc Michel Rey. 1755. In 8vo. 1 Alph.

Dieses ist eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philosoph genug war, den Künsten und Wissenschaften keinen größern Einfluß auf die Sitten der Menschen einzuräumen, als sie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die sehr lehrreich hätte werden können, wenn sich in Frankreich nicht fast ebenso kleine Geister damit abgegeben hätten als in Deutschland, wo ein gewisser Schulmeister seine gutherzige Knaben davon deklamieren ließ. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rousseau seine Meinung von dem Ursprung und den Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen mitteilet, und wir können keinen kürzern Begriff davon machen, als wenn wir sagen, daß diese Ausführung der erstern,

2. Der Herzog François de Larochefoucauld (1613—1680) gab 1665 seine berühmten „Maximes et réflexions" heraus, in denen er die Verdorbenheit der höheren Stände schildert. — 6 ff. Der Zorn ... aufhalten, „lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehn". Eph. 4, 26. — 19. Jean Jacques Rousseau (1712—1778), hatte im Jahre 1749 den Preis für die Beantwortung einer von der Akademie zu Dijon gestellten Frage erhalten, über welche Lessing sich im 9. „Briefe" (s. unten) ausspricht. Die obige Schrift ging gleichfalls aus einer Preisfrage derselben Akademie hervor. — 27. Schulmeister Gottsched?

welche der akademischen Krönung vollkommen würdig gewesen war, in mehrern und wesentlichern Stücken als in der Art des Vortrages ähnlich geraten sei. Die jetzt unter den Menschen übliche Ungleichheit scheinet nämlich an ihm keinen größern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrsamkeit an ihm fand, insofern sie den Menschen tugendhafter wollte gemacht haben. Er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurteile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansiehet, sondern graden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen seinen spekulativischen Betrachtungen Anteil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da diese Eigenschaften alles, was er schreibt, auch da noch lesenswürdig machen müssen, wenn man seiner Meinung nicht beitreten kann, so wird es hoffentlich dem deutschen Publico angenehm sein, wenn wir ihm eine Übersetzung dieses neuen Rousseauischen Werks voraus ankündigen. Es ist ein Mann von Einsicht und Geschmack, welcher sie unternommen hat, und wir sind gewiß, daß er beides bei einer Arbeit zeigen wird, bei welcher die meisten nur Kenntnis der Sprachen zu zeigen gewohnt sind. Sie wird in den Vossischen Buchläden an das Licht treten, wo jetzt die französische Urschrift für 22 Gr. zu haben ist. [82. Stück, vom 10. Juli.]

Le Pyrrhonisme raisonnable. Nouvelle Edition revuë et augmentée avec quelques autres Pieces. A Berlin chez Etienne de Bourdeaux. 1755. In 12mo. Auf 284 Seiten.

Dieses Werk des Herrn von Beausobre bestehet aus 169 Paragraphen, in welchen allen auf ein vernünftiges Zweifeln gedrungen und die Notwendigkeit desselben durch eine Menge Beispiele von der Ungewißheit der menschlichen Erkenntnis erhärtet wird. Diese Beispiele sind größtenteils eigene Einwürfe wider verschiedne Wahrheiten aus dem ganzen Umfange der Weltweisheit und nicht selten wider Grundwahrheiten, die von allen Schulen einmütig angenommen werden. Es ist keine merkliche Ordnung dabei beobachtet; denn Ordnung würde hier viel zu dogmatisch

gelassen haben. Der Ausdruck ist der Sache angemessen, kurz und feurig, aber auch oft epigrammatisch. Wenn man an den meisten Orten den Verfasser bewundern wird, welchem nichts in der neuern Philosophie fremd ist, welcher selbst denkt und in manche Blößen unsrer Systematiker glücklich trifft, so wird man auch diejenigen Stellen ohne seinen Nachteil bemerken können, wo man ihn allzu witzig und allzu feurig nach eingebildeten Blößen stoßen siehet. Unter diese Stellen scheinen uns unter andern der 97. und 98. Paragraph zu gehören, und wir glauben gewiß, daß Leibniz den Tadel des Verfassers für einen Lobspruch würde genommen haben. Denn sind nicht alle mathematische Wahrheiten identische Sätze? Und was kann ein Leibniz mehr verlangen, als die metaphysischen Wahrheiten so gewiß zu machen als die mathematischen? Dergleichen Einwürfe scheinen eher von einem Misologen als von einem Zweifler zu kommen. Zwar wer weiß, ob wir jemals andere als misologische Zweifler gehabt haben? Es giebt Misologen, läßt Plato den Sokrates irgendwo sagen, so wie es Misanthropen giebt. Die Misanthropie und Misologie kommen aus einer Quelle. Denn woher entsteht die Misanthropie? Ein Mensch, der einen andern ohne genugsame Untersuchung für aufrichtig und getreu gehalten hat, siehet, daß er es nicht ist. Er wird hintergangen und abermals hintergangen. Endlich wird er unwillig, daß er sich von denen betrogen findet, die er seine besten Freunde zu sein glaubte. Diese waren falsch, schließt er, also sind alle Menschen falsch. Folglich da er nur einige hassen sollte, haßt er sie alle. Wie sich nun der Misanthrop gegen die Menschen verhält, so verhält sich der Misolog gegen die Gründe. Er hat diesen oder jenen mehr getrauet, als er ihnen hätte trauen sollen; er wird es gewahr und nimmt sich vor, gar keinen mehr zu trauen. Das war nicht wahr; drum ist nichts wahr. — — Die dem Werke beigefügten Stücke sind ein Brief über die Glückseligkeit der Menschen, und die Rede, welche der Verfasser bei seiner Aufnahme in die königliche Akademie gehalten hat. Beide wird man mit keinem gemeinen Vergnügen lesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[103. Stück, vom 28. August.]

---

14 f. Misologen (griech.) = Feind der Logik.

Über die Empfindungen. Berlin bei Chr. Fried. Voß. 1755. In 8vo. 14 Bogen.

Der Verfasser dieser Schrift ist eben der, welchem wir die „Philosophischen Gespräche“ schuldig sind. Sie sind durchgängig mit Beifall aufgenommen worden. Wir wünschten aber sehr, daß man diesen Beifall mehr auf den Inhalt als auf die Art des Vortrags hätte gründen wollen. Waren denn abstrakte Gedanken in einer schönen Einkleidung eine so gar neue Erscheinung unter uns, daß man bei der Anmut der letztern die Gründlichkeit der erstern übersehen durfte? Wären sie in den barbarischten Ausdrücken einer lateinisch scheinenden Sprache vorgetragen worden, so würde man sie untersucht und bestritten haben. Warum unterblieb beides, da sie deutsch, da sie schön abgefaßt waren? Ist der Deutsche, wenn er ein gründlicher Kopf ist, so gar düster und allen Grazien so gar feind; oder ist der Deutsche, wenn er ein schöner Geist ist, so gar seicht, daß jener nicht will und dieser nicht kann? Unglück alsdenn für den, der beides zugleich, ein gründlicher Kopf und schöner Geist ist! Er wird sich teilen müssen, um immer von seinen kompetenten Richtern gelesen zu werden. Er wird es, wenn er denken will, vergessen müssen, daß er schön schreiben kann, und wenn er schön schreiben will, vergessen müssen, daß er denken kann. — — Diese Betrachtung sollte uns fast bewegen, von der Einkleidung des gegenwärtigen Werks gar nichts zu sagen. Kaum dieses, daß es aus Briefen bestehe, in welchen überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet und die ganze Materie so kunstreich verteilet worden, daß man sehr unaufmerksam sein müßte, wenn sich nicht am Ende, ohne das Trockne der Methode empfunden zu haben, ein ganzes System in dem Kopfe zusammenfinden sollte. Ein System der Empfindungen aber wird denjenigen gewiß eine sehr angenehme Neuigkeit sein, welchen es nicht ganz unbekannt ist, wie finster und leer es in diesem Felde der Psychologie, der Bemühungen einiger neuen Schriftsteller ohngeachtet, noch bisher gewesen. Man hat es ohngefähr gewußt, daß alle angenehme und unangenehme Empfindungen aus dunkeln Begriffen entstehen; aber warum sie nur aus diesen entstehen, davon hat man nirgends den Grund angegeben. Wolff selbst weiß weiter nichts zu sagen als dieses: weil sie keine deutliche Begriffe voraussetzen. Man hat es ohngefähr gewußt, daß

3 f. Der Verfasser ... sind, Mendelssohn; vgl. oben S. 71, Anm. zu Z. 1.

sich alles Vergnügen auf die Vorstellung einer Vollkommenheit gründe; man hat es ohngefähr gewußt, daß Vollkommenheit die Übereinstimmung des Mannigfaltigen sei: allein man hat diese Übereinstimmung mit der Einheit im Mannigfaltigen verwechselt; man hat Schönheit und Vollkommenheit vermengt und die Leichtigkeit, womit wir uns das Mannigfaltige in jenem vorstellen, auch bis auf die sinnlichen Lüste ausdehnen wollen. Alles dieses aber setzt unser Verfasser auf das deutlichste auseinander. Er zeigt, daß das Vergnügen, welches aus der Schönheit entspringet, auf der Einschränkung unsrer Seelenkräfte beruhe und also Gott nicht beigelegt werden könne; daß ihm aber dasjenige, welches aus der Vollkommenheit entstehet und sich bei uns auf die positive Kraft unsrer Seele gründet, im höchsten Grade zukomme. Von den sinnlichen Lüsten beweiset er, daß sie der Seele eine dunkle Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers gewähren; und da in der organischen Natur alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft sind, wechselsweise eine aus der andern entstehen können, so erklärt er daher den Ursprung des angenehmen Affekts und zeiget, wie der Körper durch die sinnliche Lust den Abgang an Vergnügen ersetze, den er durch die Verdunklung der Begriffe angerichtet. — — Alles dieses ist nur ein kleiner Blick in die neue Theorie unsers Verfassers, welcher zugleich bei aller Gelegenheit seine philosophische Einsicht in diejenigen Künste und Wissenschaften zeigt, die unsre angenehmen Empfindungen zum Gegenstande haben: in die Dichtkunst, in die Malerei, in die Musik, in die musikalische Malerei des Farbenklaviers, bis sogar in die noch unerfundenen Harmonieen derjenigen Sinne, welchen noch keine besondern Künste vorgesetzet sind. Eines aber müssen wir hauptsächlich nicht vergessen, daß nämlich der Verfasser die Lehre vom Selbstmorde mit eingeflochten und diese schwierige Materie auf eine Art abgehandelt habe, wie sie gewiß noch nie abgehandelt worden. Er beweiset nicht nur, daß den Gläubigen die Religion und den Ungläubigen sein eignes System der Zernichtung nach dem Tode von dem Selbstmorde abhalten müsse, sondern beweiset auch, und dieses war ohne Zweifel das Wichtigste, daß ihn sogar der Weltweise sich untersagen müsse, welcher den Tod nicht als eine Zernichtung, sondern als einen Übergang in eine andere und vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachtet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[106. Stück, vom 4. September.]

3. Historischen und vermischten Inhalts.

1751.

Bremen. **Historie der Gelahrtheit,** von Anfange der Welt bis auf die sieben Weisen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. **Albertinus,** beider Rechte und der Weltweisheit Doktor. Erster Teil. Bremen bei Hermann Jäger in Kommission zu haben. 1751. In 8vo. 2 Alph. 10 Bogen.

Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wissenschaft, die er in seiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, diese Lücke einem andern auszufüllen überlassen. Denn welcher glaubt nicht imstande zu sein, dasjenige selbst auszuführen, von welchem er schon einsieht, daß es ausgeführet werden sollte? Der Herr Verfasser dieses Werks fand glücklicherweise, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Historie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet sei. Mußte es ihm also nicht notwendig einfallen, diesem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang seines Unternehmens und macht noch auf vier gleich starke Teile Hoffnung, welche die übrigen Perioden enthalten sollen. Dieser erste Periode ist der Zeit nach der größte, der Materie nach der unfruchtbarste. Er teilt sich ganz natürlich in zwei kleinere, von Erschaffung der Welt bis auf die Sündflut, bis auf die sieben Weisen. Der erste ist der wahre Sitz übertriebener Grillen, und ist es nicht in der That lächerlich, den Adam an der Spitze aller Wissenschaften, aller Künste und aller Handwerker zu sehen? Der andre ist voller Verwirrung und Ungewißheit. Lokman, Zoroaster, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Personen, die in diesen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tausenderlei erzählet, wovon sich die Hälfte widerspricht und die Hälfte von neuern Schriftstellern ohne Ansehen erdichtet ist. Beinahe sollte es also eine unnötige Bemühung scheinen, mit der Historie der

Gelahrtheit so weit hinauszugehen, und vielleicht würde, der sich nicht bei Ungewißheiten aufhalten wollte, da anfangen, wo der Herr Doktor vor diesesmal aufhört. Das einzige, wobei sich in diesen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Historie noch aufhalten könnte, wären die untergeschobenen Bücher. Man weiß, wie viel wunderliche Schriften die Gnostiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jakob ꝛc. angedichtet haben, um ihren schwärmerischen Lehrsätzen Vorgänger und Verteidiger zu verschaffen. Diese Schriften nun den Lesern näher bekannt zu machen, die sie verratenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfasser aufzusuchen, ihre Absichten zu entwickeln, würde zwar nicht die leichteste, aber doch eine vielen Lesern sehr angenehme Arbeit sein; eine Arbeit übrigens, die der Historie der Gelahrtheit wesentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man sie in diesem Werke vergebens suchen, ob es schon voller Ausschweifungen ist, die man schwerlich vermissen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfasser in den folgenden Teilen gefallen, die Quellen, woraus er geschöpft, fleißiger und genauer anzuführen, so wird er, wenigstens nach unserer Einsicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müssen noch erinnern, daß er dieses Werk der hiesigen königlichen Akademie der Wissenschaften zugeeignet hat. Und beinahe möchte man aus dieser Zuschrift auf die Vermutung kommen, daß er in der antediluvianischen gelehrten Historie sich besser umgesehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel ansehen, der zwar zweimal, beidemal aber falsch gedruckt ist. Ist zu haben in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 20 Gr.

[21. Stück, vom 18. Februar.]

Amsterdam. **Nouveau Dictionnaire historique et critique** pour servir de Supplément ou de Continuation au Dictionnaire historique et critique de Mr. Pierre **Bayle** par Jacques George de **Chaufepié**. Tom. I et II. A—H. A Amsterdam chez Chatelain etc. A la Haye chez P. de Hondt. 1750. Der I. Teil von 1 Alph. 19 Doppelbogen. Der II. Teil von 1 Alph. 12 Doppelbogen.

Dieses ist der Anfang eines Werks, welches auch nur durch den Titel die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich reißen muß.

Was für Vorteile werden sie nicht daraus ziehen können, wenn es demjenigen Werke gleichkommt, zu dessen Ergänzung es bestimmt ist. Es ist eigentlich aus den Zusätzen entstanden, welche die englischen Übersetzer dem Baylischen kritischen Wörterbuche beigefügt haben. Da aber diese Zusätze, welche einige holländische Buchhändler anfangs bloß übersetzen zu lassen beschlossen hatten, größtenteils die englische Litteratur betreffen und also für Ausländer minder gemeinnützig gewesen wären, so hat der Herr von Chaufepié eine große Anzahl neuer Artikel von seiner Arbeit hinzugefügt; und weil er übrigens die englischen Aufsätze an unzähligen Orten verbessert und vermehret hat, so ist er allerdings als der eigentliche Verfasser anzusehen. Die Einrichtung ist der Baylischen Einrichtung völlig gleich. Von der Ausführung können wir nichts mehr sagen, als daß es was Leichtes ist, Baylen zu vermehren, was unendlich Schweres aber, ihn Baylisch zu vermehren. Unter den vielen Artikeln, welche mit großer Gelehrsamkeit, Ordnung und Genauigkeit ausgearbeitet sind, befindet sich auch eine gute Anzahl solcher, welche kritischer abgefaßt sein könnten; hierunter rechnen wir das, was z. E. von B. Beckern, von Jakob Andreä, von Joh. Huß, von Grävio, von Holsteinen ꝛc. angeführet wird, wovon wir zum Beweise nur das Leben des letztern vorlegen wollen. „Holstein," heißt es, „ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts, war in Hamburg 1596 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt den Wissenschaften mit vielem Glücke obgelegen hatte, reiste er nach Frankreich, wo er durch seine Geschicklichkeit einen großen Ruf erlangte und sich einige Zeit in Paris bei dem Präsident von Mesmes aufhielt. Damals ohne Zweifel geschah es, daß er die lutherische Religion mit der katholischen verwechselte, und zwar, wie man sagt, auf Zureden des Jesuiten Pater Sirmonds. Er ging hierauf nach Rom, wo er sich besonders an den Kardinal Fr. Barberini hielt" ꝛc. In diesen wenigen Zeilen sind eine Menge Fehler, sowohl der Begehung als Unterlassung. Erstlich ist es zwar wahr, daß er in seiner Vaterstadt studiert hat, und zwar besonders unter Joh. Huswedeln, allein sehr kurze Zeit; weit länger aber hat er sich in Leyden aufgehalten, wo er sich besonders auf die Arzneikunst legte. Zweitens war die Reise

19 f. B. Beckern, vgl. II, S. 29, Z. 16. — Jakob Andreä, 1528—1590, verdient um die Ausbildung der protestantischen Kirche, Kanzler der Tübinger Universität. — 20. Johann Georg Grävius, eigentlich Gräfe, 1632—1703, Philolog, Professor zu Utrecht.

nach Frankreich nicht seine erste Reise, sondern diese unternahm er 1617 nach Italien, wohin ihn Ph. Cluver begleitete. Auch seine zweite Reise war es nicht; denn diese ging 1622 nach England, und als er von da wieder zurückkam, begab er sich erst nach Frankreich, und zwar, wie man will, aus Verdruß, vergebens um einen Schuldienst angehalten zu haben, welchem man auch seine Religionsveränderung zuschreibt. Drittens war es nicht in Italien, wo er den Kardinal Barberini kennen lernte, sondern schon in Frankreich, wohin ihn Papst Urbanus VIII. in Religionsgeschäften als Legaten geschickt hatte. Er wurde ihm von Peirescio empfohlen, und auf dessen Empfehlung nahm ihn der Kardinal unter seine Hausgenossen auf und hernach mit sich nach Italien, wo er ihn zu seinem Sekretär und Bibliothekar machte.

Diese zwei ersten Teile, von denen man überhaupt gestehen muß, daß sie verschiedner Unrichtigkeiten ohngeachtet mit einer ausgesuchten Gelehrsamkeit angefüllet sind, kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Thlr.

Was Chaufepié sonst von Holsteinen sagt, ist nicht weniger unvollständig. Die Reisen, die er gethan, als er schon in Italien gewesen, vergißt er ganz und gar, z. E. seine Reise nach Polen 1630, wo er bei seiner Rückreise über Wien ging und auf Verlangen des Kardinals Barberini verschiedene Handschriften nachschlug. In der Stelle, die er zum Schlusse aus den Nouvelles de la Républ. des Lettr. anführt, vergißt er eine kleine Unachtsamkeit des Herrn Bayle anzumerken, wo dieser sonst so genaue Mann ihm den Titel eines Bibliothécaire du Vatican beilegt, da dieser doch nur einem Kardinale gegeben werden kann und Holstein nichts als custos bibliothecae war. Ferner ist es zwar wahr, daß er den Kardinal Barberini zu seinem Erben eingesetzt hat, doch hätten auch seine beträchtlichen Vermächtnisse, die er an die Königin Christina, an die St. Johannisbibliothek in Hamburg, an die Augustinermönche in Rom an Büchern und Handschriften gemacht hat, nicht sollen vergessen werden. Was aber im ganzen Artikel am allerunzulänglichsten und trockensten ist, ist das Verzeichnis seiner Schriften. Was Bayle so oft an dem Moreri tadelt, daß er nichts als die Titel davon wisse und auch diese verstümmelt anführe, daß er weder die Ordnung der Zeit noch

28. Holstein ... custos bibliothecae war, vgl. Keyßlers Reisen I, 708.

der Materien dabei beobachte, daß er die Bücher, welche nach des Verfassers Tode herausgekommen, von denen, die er selbst herausgegeben, nicht unterscheide, daß er die angefangenen und versprochnen Werke anzuführen vergesse: alle diese Fehler hat er, als ein zweiter Moreri, ängstlich in acht genommen. Da er des Ranzovs Epistolam ad S. Calixtum mit unter die Holsteinischen Werke setzt, warum sagt er uns den Inhalt nicht davon, auf welchen alles ankommt? Er gedenkt nicht mit einem Worte dieses Proselyten, den der eifrige Holstein gemacht, auch der Mühe nicht, die er sich gegeben, den Markgrafen von Brandenburg Christian Ernst zu Annehmung der katholischen Religion zu bewegen. Wo bleibt seine Arbeit über den Baronius, dem er mehr als 8000 Schnitzer schuld gab? wo sein Catalogus der Handschriften in der florentinischen Bibliothek? Wir tragen Bedenken, umständlicher in Sachen zu sein, die vielleicht nach weniger Leser Geschmack sind. Sollten diese Supplemente übersetzt werden, so hoffen wir, daß die Aufsicht einem Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbessern imstande ist, nicht aber einem, dessen ganzer Ehrgeiz es ist, seinen Namen an der Stirne eines prächtigen Werks zu sehen, der Anteil, den er daran hat, mag nun so geringe sein, als er will.

[39. und 40. Stück, vom 1. und 3. April.]

Frankfurt an der Oder. Christian Ernst **Simonetti, Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit,** Vernunft, Freiheit und Religion. Et prodesse volunt et delectare - - Horat. Auf das Jahr 1750. Viertes Stück nebst Titel und Register zum zweiten Bande.

In diesem Stücke einer der nützlichsten Sammlungen kommen folgende Aufsätze vor: 1) Beschluß der Betrachtung des Satzes der Sittenlehre der Christen: Du sollst deinen Feind lieben. 2) O. L. v. Eichmanns Widerlegung der Meinung, daß die kurbrandenburgische Prinzessin Anna mit Albrecht, Herzogen von

12. Cäsar Baronius, italienischer Kardinal, 1538—1607, schrieb kirchengeschichtliche Jahrbücher (annales ecclesiastici). — 23. Christian Ernst Simonetti, vgl. oben S. 69 Z. 3. An seinen Vater den 2. November 1750: „Die Simonettischen und politisch Berlinschen Zeitungen kann ich Ihnen schicken, ohne daß sie mich etwas kosten." Es erschienen 1749 4 Stücke und 1750 3 Stücke. — 25. Et . . . delectare, sie wollen sowohl nützen als ergötzen.

Mecklenburg, im Jahre 1526 Beilager gehalten. Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist überzeugt, daß seine vorige Arbeit von der gelehrten Welt geneigt aufgenommen worden ist, und hat also um desto weniger angestanden, diese wichtige Entdeckung bekannt zu machen. Er hat es dem Publico schon einmal gesagt und sagt es ihm nochmals, daß er eine sehr zahlreiche Sammlung von Urkunden besitzt; er führt sogar an, in welcher Zeitung man es nachlesen kann, um sich unwidersprechlich davon zu überzeugen. Unter dieser Sammlung nun findet sich auch ein Brief, welchen gedachte Prinzessin an den Magistrat in Berlin 1526 geschrieben hat. Sie berichtet ihm darinne, daß sie sich von dem Kurfürsten, ihrem Herrn Vater, abermals die Weisemutter ausgebeten habe, welche ihr bereits vor einem Jahre gute Dienste geleistet hätte, und versichert ihn ihrer Gnade, wenn er die Abreise dieser Frau befördern würde. Es kömmt also darauf an, daß man imstande ist, mit dem scharfsinnigen Herrn Verfasser folgenden kitzlichen Schluß zu machen: Wenn dieser Brief im Jahr 1526 geschrieben ist und die Herzogin darinne sagt, daß sie die Weisemutter vor einem Jahre und also 1525 gebraucht, so kann das Beilager nicht allererst 1526 sein gehalten worden; dieses befindet sich nun also, folglich u. s. w. Q. E. D. Hierauf beseufzet der Herr Verfasser die Ungewißheit der Geschichte auch noch im 16. Jahrhunderte und versichert, daß die Urkunden dieser Ungewißheit abhelfen können. Er ist bereit, nach seinem Vermögen andre hierzu aufzumuntern, und dieses klärlich zu beweisen, überläßt er diese wichtige Urkunde dem Abdrucke. Aus seinen Anmerkungen übrigens kann man sehen, was beträchtliche Anmerkungen heißen. 3) Kurzgefaßte Geschichte der Handlung und Schiffahrt in den alten und mittlen Zeiten, entworfen von J. P. S. Man sieht der völligen Ausarbeitung dieses Entwurfs mit desto größerm Vergnügen entgegen, je mehr schon aus diesem wenigen die Einsicht des Verfassers nicht allein in die Geschichte, sondern auch in die Handlung selbst hervorleuchtet. 4) Gedanken über die Religionsveränderung. Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 6 Gr.

[49. Stück, vom 24. April.]

---

12. Weisemutter, Hebamme (sage-femme). — 21. Q. E. D., quod erat demonstrandum, was zu beweisen war.

Amsterdam. **Mémoires concernant Christine Reine de Suède,** pour servir d'éclaircissement à l'histoire de son règne et principalement de sa vie privée, et aux événemens de l'histoire de son tems civile et litéraire: suivis de deux Ouvrages de cette savante princesse, qui n'ont jamais été imprimés etc. Tome premier. A Amsterdam et Leipzig chez Mortier. 1751. In 4to. 3 Alph. 6 Bogen.

Die Königin Christine ist ohne Zweifel eine von den außerordentlichsten Personen, welche jemals regiert haben. Ihr Leben besteht aus so verschiedenen sonderbaren Scenen, daß jedem, der nur den geringsten Geschmack an der Kenntnis des Merkwürdigsten hat, was in der Welt vorgefallen ist, eine umständliche und getreue Beschreibung desselben höchst angenehm sein muß. Ihre öffentlichen Thaten hat der Baron von Pufendorf unverbesserlich aufgezeichnet, ihr Privatleben aber und ihre besondern Verrichtungen haben an dem Verfasser des gegenwärtigen Werks, dem Rat und Bibliothekario zu Kassel, Herrn Arckenholtz, einen nicht minder würdigen Geschichtschreiber gefunden. Der vornehmste Grund, worauf er seine Ausarbeitung gegründet hat, sind die eignen Briefe der Königin und andere Handschriften, welche sich größtenteils in den schwedischen Archiven befinden. Diese Briefe, deren Anzahl sich über zweihundert beläuft und von der Kindheit der Schriftstellerin, wo sie viele bloß zur Übung schrieb, anfangen, haben auch die Gestalt des Werks veranlaßt, so daß es eine beständige Erklärung derselben ist und Christinens Feder die Feder des Verfassers leitet. Christine ward sorgfältig auferzogen, um eine würdige Erbin der Krone des großen Gustavs zu werden. Ihr Geschmack an den Wissenschaften entwickelte sich sehr zeitig. Sie lernte die Sprachen mit einer erstaunenden Geschwindigkeit. Im achtzehnten Jahre konnte sie die schwersten griechischen Schriftsteller lesen und erklären. Sie sprach schwedisch, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch, und in allen Sprachen drückte sie sich mit einer verwundernswürdigen Leichtigkeit und Anmut aus. Als sie selbst zu regieren anfing, ward ihr Hof ein Sammelplatz von Gelehrten. Sie wollte alles lernen und lernte auch alles, wenn sie es einmal unternahm. Doch dieser Eifer fing an lau zu werden. Sie überließ sich einigen aftergelehrten Verführern, welche

14. Samuel von Pufendorf, 1632—1694, berühmter Naturrechtslehrer, schwedischer und deutscher Geschichtsschreiber, gab Utrecht 1676 de rebus Suecicis heraus.

anstatt der Anhänglichkeit gegen nützliche Wissenschaften ihr den Geschmack an Ergetzungen und Aufwand beibrachten. Es gelang ihnen, ihr Grundsätze einer leichtsinnigen Moral beizubringen und die Empfindungen der Religion, in welcher sie geboren war, zu ersticken. Sie ließen ihr die Krone als eine allzu schwere Last betrachten und als eine Hindernis an dem ruhigen Vergnügen, welches sie außer ihrem Reiche genießen könnte. Sie that den Schritt, über welchen ganz Europa erstaunte. In der Blüte ihres Alters stieg sie vom Throne, welcher mehr Glanz von ihr als sie von ihm empfangen hatte. Sie reiste durch Holland, Frankreich, Deutschland, bis sie ihren festen Aufenthalt in Rom nahm, wo sie 1689 starb. Ihre Niederlegung der Krone hat ihr zu nichts geholfen, als daß sie ihre schwache Seite, welche mit dem Purpur umhüllt war, den Augen der Welt merklicher machte. Ihre Günstlinge, die französischen Gelehrten, setzten alle Dankbarkeit aus den Augen, und sie waren es, welche ihren Ruhm am meisten zu verdunkeln suchten. Sie hatten als witzige Schmeichler die Königin und nicht Christinen verehrt. Daher entstehen die unsinnigen Romane, welche man in Frankreich von ihr ausgestreut hat. In diesem Werke wird man die Wahrheit in einem ganz andern Lichte sehen, und dem Herrn Arckenholtz ist es durchgängig geglückt, seine Heldin in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Dieser erste Teil gehet bis auf das Jahr 1657 und kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Thlr. 8 Gr.

[64. Stück, vom 29. Mai.]

Breslau. **Polonia litterata** nostri temporis auctore Jo. Dan. **Janozki**, Bibliothecae Zaluscianae Secretario. Pars I. Vratislaviae apud Joh. Jacob Korn. 1751. In 8vo. 9 Bogen.

Herr Janozki hat sich schon durch verschiedne Schriften um die polnische Litteratur verdient gemacht. Die gegenwärtige verdient die Aufmerksamkeit der Neugierigen um so viel mehr, da sie uns den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit in einem Reiche näher bekannt macht, welches nur allzu viele noch in einer tiefen Barbarei zu sehen glauben. Der Verfasser hat sie in zwei Bücher abgeteilet, wovon das erste die noch lebenden polnischen Schrift-

26 f. Das gegenwärtige gelehrte Polen, verfaßt von Johann Daniel Janozki, Sekretär der Zaluskischen Bibliothek. 1. Teil. Breslau bei ... — 34. sehen, seyn?

steller nach der Buchstabenordnung erzählt und das zweite diejenigen bekannt macht, welche unter der Regierung Sr. jetzt regierenden Majestät gestorben sind. Polen kann aus den vergangenen Zeiten nicht wenig große lateinische Redner und Dichter aufzeigen, und noch itzo hat es keinen Mangel daran. Es scheint übrigens andern Ländern in der Ausbesserung der eignen Sprache stark nachzueifern, und man bedient sich derselben sowohl in den schönen als höhern Wissenschaften mit glücklichem Erfolg. Wir wollen einiges aus dem ersten Buche ausziehen, welches den Lesern vielleicht zu wissen nicht unangenehm sein wird. Johann Bielski, ein Jesuit, hat verschiedne polnische Trauerspiele verfertigt, aus welchen er allen das weibliche Geschlecht ausschließt. Herr Czosnowzki hat den „Ödip" des Corneille übersetzt. Stanislaus Jaworski, ein Jesuite, ist der Verfasser einer polnischen Tragödie „Jonathan" ohne Reime. Stanislaus Orlowski hat die „Zaïre" des Herrn von Voltaire übersetzt, und ehestens wird sie im Drucke erscheinen. Stanislaus Ciolek Poniatowski, Palatinus von Masovien, soll der Verfasser der „Remarques d'un Seigneur Polonois sur l'histoire de Charles XII., Roi de Suède, par Mr. de Voltaire" sein. Der Graf Wielopolski ist mit Übersetzung der Werke des Herrn Rollins beschäftigt, von dessen alten Historie der Graf Jablonowski schon im Jahre 1743 den ersten Teil herausgegeben hat. Auch an gelehrten Frauenzimmern fehlt es in Polen nicht. Antonia Niemirzyczowa ist eine geschickte Dichterin; die Herzogin Ozinska hat verschiedne Romane der Madame Scudery übersetzt 2c. 2c. Man erwartet die Fortsetzung dieser Arbeit mit Verlangen. Gegenwärtiger erster Teil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[65. Stück, vom 1. Juni.]

Leipzig. **Allgemeines Gelehrten-Lexikon 2c.** Dritter Teil. M—R. Herausgegeben von Chr. Gottlieb **Jöcher**, der H. Schrift Doktore und der Geschichte öffentlichem Lehrer in Leipzig. In Gleditschens Buchhandlung. 1751.

Es ist unnötig, ein Werk zu loben, welches sich auf den meisten Studierstuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über

1. erzählt, d. h. aufzählt. — 21. Charles Rollin, einer der populärsten französischen Historiker, 1661—1741. — Historie, 13 Bde., Paris 1730—38. — 30 ff. Vgl. oben S. 22, Z. 25.

den ungehinderten Fortgang desselben, wir würden aber zu sehr unwissenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht gestünden, daß die billige Erwartung des Publici einen großen Abfall dabei leide. Zwar ist es wahr, ein Gelehrtenlexikon ohne alle Fehler verlangen, heißt sich einer unmöglichen Forderung schuldig machen, auch alsdann, wann anstatt Eines Jöchers deren zehne daran arbeiten. Es giebt aber doch gewisse Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frei zu sein begehren kann. Unser Vorgeben zu rechtfertigen, wollen wir einige aus diesem Teile anführen. z. E. „George Makenzie, ein Schottländer im vorigen Jahrhunderte ꝛc., schrieb Lives and Characters of the most eminent Writers of the Scots Nation in drei Folianten, welche aber erst 1708 zu Edimburg herausgekommen sind." Dieses hat seine Richtigkeit; allein wie hat man so unachtsam sein können, den gleich folgenden Artikel stehen zu lassen, der eben diesen George Makenzie zu einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben soll? Er muß ganz und gar ausgestrichen werden. Eben so eine wunderliche Verdopplung ist mit dem Mallet, welcher wider die französische Übersetzung des Neuen Testaments, die zu Mons herauskam, schrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Karl und gleich drauf Peter. Der wahre Karl Mallet aber, ein Cisterziensermönch, welcher 1658 starb und sich durch sein Werk „De Hierarchia et jure ecclesiae militantis" bekannt gemacht hat, ist gar weggeblieben. Überhaupt ist kein einziger Artikel von den fünf Mallets richtig. Franciscus Massaria hat Anmerkungen über das neunte Buch der „Natürlichen Geschichte" des Plinius geschrieben, welche 1538 (nicht 1537) zu Basel bei Frobenio herausgekommen sind. Eben diese Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artikel dem Hieronymus Massaria zugeschrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigstens nicht dem Korrektor sollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollständigste Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn sie bei Homonymis unzähligmal verwechselt werden? Hier ist nicht der Ort, uns weiter einzulassen, ob es gleich ohne Mühe geschehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein sehr geringes Verdienst zu sein scheint, die Leben der Gelehrten aus schon

24f. De Hierarchia et jure ecclesiae militantis, Von der geistlichen Herrschaft und dem Recht der streitenden Kirche. — 34. Homonymis, gleichlautenden Namen.

bekannten Biographis und Wörterbüchern zusammenzuschreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Besonders müssen wir die Leser vor dasjenige warnen, was man aus dem „Allgemeinen historischen Lexico" gezogen hat. Fast jeder Artikel, welcher sich mit einem HL schließt,

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Was sollen wir aber von denen sagen, wobei gar kein Währmann steht? Diese sind größtenteils noch schlechter. Auch von den bekanntesten Männern weiß man nichts zu sagen; z. E. der berühmte Rektor der Schule zu Delft, Thomas Munker, heißt ein Kritikus zu Leyden und Amsterdam, welcher zwischen 1670 und 1680 florierte. Wann sich jemand etwa wundern sollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Oktav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimnis entdecken. In dieser Ausgabe ist erstlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf vier Seiten gelesen hat, auf einen ganzen Bogen bringt; zweitens sind die Büchertitel, obgleich weder ganz noch halb, dazugekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelsten Männer mit hineingebracht, von welchen man ohngefähr etwas in den Bücherverzeichnissen, wenn es auch nur eine Predigt oder Disputation sein sollte, gefunden hat. Man urteile also, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn man ein so brauchbares Buch in seiner alten Form gelassen hätte und nur dahin bedacht gewesen wäre, es von den anstößigen Fehlern zu befreien, anstatt daß man durch unnötige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat. Kostet in den Vossischen Buchhandlungen 4 Thlr.

[69. Stück, vom 10. Juni.]

Ulm. Herrn Franz Salignac de la Motte **Fénélon**, Erzbischofs zu Cämmerich, **Kunst glücklich zu regieren**, mit nützlichen Lehren zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Staats. 1751. Auf Kosten Joh. Friedrich Gaums. In 8vo. 8 Bogen.

Diesen Aufsatz hat Fénélon zum Gebrauch des damaligen vermutlichen französischen Thronfolgers, des Herzogs von Bour-

6. Der ist schwarz, vor dem sollst du, Römer, dich hüten! Horaz' Satiren I, 4, 85. — 7 f. Währmann, so sagt Lessing stets für: Gewährsmann. — 13. groß Oktav, „Compendiöses Gelehrtenlexikon, ursprünglich eine Arbeit Joh. Burkhard Menckens, überarbeitet von Jöcher", Leipzig 1733.

gogne, dessen Unterweisung ihm anvertrauet war, verfertigt. Er bestehet aus siebenunddreißig Prüfungen, wovon jede einen Punkt abhandelt, welcher einen notwendigen Einfluß auf das Wohl des Staats hat. In der ersten zum Exempel fragt er seinen durchlauchtigen Schüler: „Habt Ihr auch eine hinlängliche Erkenntnis von allen Wahrheiten der christlichen Lehre?“ In der zweiten: „Seid Ihr noch niemalen auf die Gedanken geraten, daß die heilige Schrift nicht sowohl den Königen als den Unterthanen zur Regel und Vorschrift ihrer Handlungen diene?“ In der dritten: „Habt Ihr nicht unter Euren Ratgebern diejenigen besonders vorgezogen, welche am allerbesten sich Euern ehrgeizigen, eiteln, hoffärtigen, wollüstigen und schädlichen Absichten zu fügen gewußt?“ Aus diesem wenigen wird man leicht schließen, daß diese Schrift eher heißen sollte: „Die Kunst untadelhaft zu regieren“ als „Die Kunst glücklich zu regieren“. Man darf die Geschichte nur obenhin durchlaufen haben, um von der Wahrheit überzeugt zu sein, daß die besten Könige selten die glücklichsten, und die glücklichsten noch seltner die besten gewesen sind. So nahe Fénélon auch dem Ruder des Staats war, so wenig merkt man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigen, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine können gegeben werden. Alles, was Fénélon hier sagt, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können. Es sind lauter allgemeine Sätze, welche aus einem Prinzen zur Not einen ehrlichen und vorsichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen können. Die deutsche Übersetzung ist leidlich, nur verrät sie hin und wieder ihren Geburtsort. Der Übersetzer nennet sich in der Zueignungsschrift T. E. Gerhardi. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr. [90. Stück, vom 29. Juli.]

Leipzig. **Reise durch einige schwedische Provinzen,** von Karl **Härlemann**, Freiherrn, Königl. schwedischen Ober-Hof-Intendanten, Ritter des Nordsterns, wie auch Ceremonieenmeister aller Königl. Orden. Bei Gottfr. Kiesewetter, Buchh. in Stockholm. 1751. In 8vo. 9 Bogen nebst 2 Kupfertafeln.

Die Reise gehet von Stockholm durch die Provinzen Südermanland, Ostgothland, Smaland, Bleckingen, Schonen und Halland zu der Trollhätte. So heißen die bekannten Wasserfälle, wodurch

das Wasser des großen Wenersees sich hinunterstürzet und, nachdem es bei den Städten Bahus und Gothenburg vorbeigelaufen, ins Meer fällt. Man ist schon seit länger als zweihundert Jahren auf die Schiffbarmachung dieser Trollhätte bedacht gewesen, weil man eingesehen hat, wie viel es zum Aufkommen des Reichs und zu dessen Befreiung von dem Joche des fremden Handels beitragen würde, wenn man die Waren aus der Nordsee durch die Trollhätte in den Wener- und andere Seen hinaufbringen und sie also in dem ganzen Lande verteilen könnte. Besonders hat Karl XII. durch Hilfe des Kommerzienrats Pohlheims an diesem großen Werke gearbeitet, dessen Ausführung gewiß unter die vorzüglichsten seiner unsterblichen Thaten würde zu setzen gewesen sein, wenn es sein unvermuteter Tod nicht gehemmet hätte. Unterdessen lebte doch der Meister noch, dessen Leben das Schicksal auf ein ungewöhnlich hohes Alter nur deswegen zu verlängern schien, damit dieses dreiste Unternehmen endlich einmal zustande käme. Er ward also vor einigen Jahren wieder aufgesucht, und der Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Herr Elvius, erhielt nebst dem Freiherrn Härlemann Befehl, die gehörigen Untersuchungen und Abmessungen anzustellen. Dieses geschah; worauf sie durch die Provinzen Westgothland, Nericia und Westermanland wieder nach Stockholm zurückkamen. Gegenwärtige kleine Beschreibung dieser Reise kann ein Muster abgeben, mit was für Augen man sein Vaterland durchreisen müsse. Ein Patriot, dem weder Einsicht noch Eifer fehlen, findet überall Gelegenheiten, gemeinnützige Anmerkungen zu machen, und da er nicht gelernt hat, unter dem Gewinste oder Verluste der Krone, des Reichs und der Unterthanen einen Unterschied zu machen, so werden seine Vorschläge zur Aufnahme des Landes ebenso unfehlbar sein, als es die eigennützigen Vorschläge der Plusmacher zum Untergange desselben sind. Man lese diese wenigen Bogen, davon überzeugt zu werden, wo man auf allen Seiten die untrieglichsten Mittel finden wird, wie ein Reich nach Beschaffenheit seiner Lage und seiner natürlichen Vorzüge reicher und glücklicher zu machen sei. Überall wird man Beobachtungen untermischt finden, welche die Ökonomie, die Naturgeschichte, die Sitten, die wahre Lage des Landes erläutern und bestimmen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr. [95. Stück, vom 10. August.]

Heilbronn. George Bernhardt **Schwarzens**, von Beutelspach aus dem Herzogtum Würtemberg, Hochfürstl. Herrenküfers zu Münster bei Canstadt, **Reise in Ostindien**, worinne mancherlei Merkwürdigkeiten, besonders aber die anno 1740 in seiner Anwesenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chinesen und derselben darauf erfolgte große Massacre umständlich und aufrichtig beschrieben worden. Bei Franz Joseph Eckebrecht. 1751. In 8vo. 8½ Bogen.

Der Verfasser hat seine Reisebeschreibung für seinesgleichen aufgesetzt, das ist für solche Leute, welche ebenso unwissend sich an die Lesung derselben machen wollen, als er sich auf die Reise selbst gemacht hat. Er hat sich die Aufsätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muster genommen; denn es ist eine Thorheit, sich nicht gleich das Vortrefflichste in jeder Art zur Nachahmung vorzustellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Küfer, welcher aus Verzweiflung als Soldate nach Ostindien geht und in Ostindien entweder Kriegsdienste thun oder auf seiner Profession arbeiten muß, etwas Besonders sollte gesehen oder angemerkt haben. Die Leser werden sich also mit einigen Kleinigkeiten begnügen müssen, welche vielleicht vollständiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beschreibung der auf dem Titel gemeldeten Rebellion befindet sich ganz am Ende. „Im Jahre 1739 den 11. Oktober," fängt er an, „schwommen alle Fische in der Stadt oben auf dem Wasser und kehrten den Bauch in die Höhe, also, daß sie in dem Wasser als wie auf dem Lande aufzulesen gewesen, worüber alle Menschen, die es sahen, über alle Maßen sich verwunderten, also daß jedermann prognostizierte, es müßte dieses was Besonders zu bedeuten haben; welches in der That sich also befande, indem das folgende Jahr darauf das gerechte Gerichte Gottes an eben dem 11. Oktober an den Chinesern endlich ausgebrochen" ꝛc. Vortrefflich, Herr Küfer! Die elende Schreibart wird man wohl übersehen müssen, da der Verfasser so großmütig gewesen ist, einem jeden, welcher nach Batavia reisen will, die hundert Thaler zu schenken, die er daselbst an ausstehenden Schulden hat müssen zurücklassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

[99. Stück, vom 19. August.]

Altona. Die lateinischen Zeitungen, welche seit dem Monate April dieses Jahres alle Montage auf einem halben Bogen unter dem Titel:

Commentariorum Altonanorum de rebus in orbe terrarum recenter gestis

erscheinen, verdienen allen Beifall und alle mögliche Aufmunterung der Käufer. Die Wahl der Neuigkeiten, die man darinne beobachtet, ist bedächtig und die Schreibart sehr schön. Sie können in den Händen der Jugend nicht geringen Nutzen stiften, die noch in sehr wenig Schulen angeführt wird, die Begebenheiten unsrer Zeiten römisch einzukleiden. Wir sagen in den Händen der Jugend und können ebenso füglich in den Händen der Lehrer sagen, welche größtenteils das Geheimnis besitzen, in den auserlesensten lateinischen Worten Deutsch zu schreiben.

[107. Stück, vom 7. September.]

Göttingen. Opuscula sua anatomica de respiratione, de monstris aliaque minora recensuit, emendavit, auxit aliaque inedita novasque icones addidit Albertus v. Haller, apud Jo. Wilh. Schmidt. 1751. in 8vo. 1 Alph. nebst 10 Kupfertafeln.

Die meisten von diesen kleinen anatomischen Schriften des Herrn von Hallers sind schon einzeln gedruckt worden; gleichwohl wird diese Sammlung die Anmut der Neuigkeit nicht verlieren, da sie vermehrter und verbesserter darinne erscheinen. In der Vorrede verteidigt sich der Herr Verfasser gegen den französischen Arzt Senac, und auf eine Art, welche ihm ebenso viel Ehre macht, als dem Franzosen sein leichtsinniger Angriff schimpflich ist. Es ist, als ob es diese Nation verschworen hätte, einem Deutschen Recht widerfahren zu lassen. Ein alter Schriftsteller, der die Deutschen wenig kannte, sagt, die Deutschen wären Säufer. Man hat durch alle Jahrhunderte diesen Vorwurf fleißig wiederholt, und noch wiederholt ihn der Franzose, so oft er auf Unkosten der Deutschen witzig sein will. Der artige Kopf in Paris hält die Begriffe ein Deutscher und saufen für ebenso unzertrennlich als Wasser und naß sein, und wenn er in einer Roman einen Lands-

4 f. Altonaer Berichte über die jüngsten Ereignisse auf dem Erdkreise. — 16 ff. B. A. Wagner, Lessing-Forschungen S. 99.

mann von sich reisen läßt, so wird er ihn ebenso gewiß in Deutschland der Gefahr sich ungesund saufen zu müssen, aussetzen, als er ihn in Italien der Gefahr hinterlistigerweise erstochen zu werden aussetzt. In dem vorigen Jahrhunderte merkte ein Franzose an, daß die Deutschen in ihren Schriften aufrichtig genug wären, die Quellen, woraus sie geschöpft, anzuzeigen; es gefiel ihm, eine pedantische Begierde, seine Belesenheit auszukramen, daraus zu machen; und nunmehr war ein gelehrter Deutscher den Franzosen ein Geschöpf, das vollkommen weiß was andre gedacht haben, ohne selbst zu denken. Dieser Vorwurf dauert noch; niemals aber ist er wohl unglücklicher angebracht worden als bei den Schriften des Herrn v. Hallers. Senac und de la Mettrie haben ihn gemacht, weil sie ihm mit aller Gewalt einen machen wollten, und weil es der einzige mögliche war, wobei sie nach ihrer Art witzig sein konnten. Auch aus diesen kleinen Werken wird man hinlänglich davon urteilen können, wovon wir uns die Titel anzuführen begnügen, 1) de musculis diaphragmatis. 2) De respiratione experimenta anatomica P. I. 3) Pars II. s. vindiciae. 4) Pars III. seu diarium experimentorum. 5) Quod corpora humana secuerit Hippocrates Programma. 6) Anatome fetus bicipitis ad pectora connati. 7) Duorum monstrorum anatome. 8) De fele capite semiduplici Programma. 9) De fetu cranii experte. 10) Ad Lemeryi de monstris objectiones responsio. 11) Strena anatomica. 12) Oratio de amoenitatibus anatomicis. 13) De membrana pupillari. Den Beschluß macht ein Verzeichnis der sämtlichen Werke des Herrn von Hallers. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

Amsterdam. **Le Prince les délices des coeurs**, ou traité des qualités d'un grand Roi et système général d'un sage Gouvernement par **Mrs. M*****. En II Tomes. Maxima, quae mentes dominatur amore, potestas. A Amsterdam, aux dépens de la Compagnie. 1751. In 8vo. Der 1. Teil 10 Bogen, der 2. Teil 13 Bogen.

Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst, das recht gut sein würde, wenn die Regierungskunst ein

31 f. Maxima ... potestas, die größte Macht ist die, welche die Geister durch Liebe beherrscht.

Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre; oder vielmehr wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich ein System daraus zu machen unterfängt, weiter nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Größe eines Regenten und dergleichen gebracht hat. Man überlasse einen solchen Stoff denen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben, demjenigen Geiste insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Doch auch dieser würde nur für die eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar sein, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über ebendieselben Völker regieren. Der Herr von M*** hat seine Arbeit in vier Abteilungen gesondert und handelt in der Einleitung von der obersten Gewalt. Die erste Abteilung betrachtet hierauf den Fürsten als einen Bürger, die zweite als eine obrigkeitliche Person, die dritte als einen Staatskundigen, die vierte als einen Kriegsmann. Man wird überall Regeln, Vorschläge und Betrachtungen antreffen, wie man sie in den sogenannten politischen Collegiis auf hohen Schulen höret, und uns wundert nichts, als daß sich der Verfasser in der Vorrede die Falschheit des Sprichworts: Alles ist schon gesagt, so zuversichtlich zu behaupten wagt. Allenfalls hat man es ja schon gewußt, daß die Projektmacher nicht mit darunter begriffen sind. Gleichwohl muß man gestehen, daß in diesem „Fürsten, die Lust der Herzen", verschiedenes hin und wieder vorkommt, welches die Mühe, es hier zu suchen, bezahlt. Es ist noch zu erinnern, daß der Verfasser den dialogischen Vortrag gewählt hat, daß er sich überall rein und der Sache gemäß ausdrücket. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[140. Stück, vom 23. November.]

---

15. M***. Nach dem „Mrs." [Messieurs] des Titels müßten es mehrere Verfasser sein.

Magdeburg. Herr Archibald **Bowers** unparteiische **Historie der römischen Päpste**, von der ersten Grundlegung des Stuhls zu Rom bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Erster Teil. Aus der engländischen Sprache übersetzt von Friedrich Eberhard Rambach. 1751. Im Verlag der Seidel- und Scheidhauerschen Buchhandlung. In 4to. 3 Alph. 8 Bogen.

Herr Bower, welcher itzo einer von den gelehrten Verfassern der „Allgemeinen Weltgeschichte" ist, war ehedem der katholischen Religion zugethan und ist zu Rom, Ferrara und Macerata öffentlicher Lehrer der Rhetorik, Historie und Philosophie, auch Inquisitionsrat an dem letztern Orte gewesen. In Rom war es, wo er seine Historie der Päpste anfing, in der Absicht, die päpstliche Hoheit, wovon er damals ein sehr eiferiger Verteidiger war, feste zu stellen und von einem Jahrhunderte zum andern darzuthun, daß sie von den Tagen der Apostel bis auf gegenwärtige Zeiten von der ganzen katholischen Kirche sei erkannt und verehret worden. Er war aber kaum bis auf die Regierung des Viktors, das ist bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts, gekommen, als er es allzu überzeugend merkte, daß er mehr gewagt habe, als er leisten könne. Er fand gerade das Gegenteil von dem, was er suchte, und sahe, daß durch die ganze Christenheit im gedachten Zeitraume von der päpstlichen Hoheit nicht das Geringste bekannt gewesen sei. Einem ehrlichen Manne ist es nicht genug, die Wahrheit entdeckt zu haben, er tritt auch offenbar auf ihre Seite. Dieses that Herr Bower, sobald er wieder in sein Vaterland kam, und setzte seine in einer andern Sprache angefangene Arbeit in der englischen fort, sobald er sich wieder darinne stark genug gemacht hatte. Er zeigt durchgängig durch unwidersprechliche Gründe, daß die Päpste nichts als Bischöfe gewesen, und daß geheime Absichten weltlicher Monarchen, ihre eigene Ränke und die zu ihren Betriegereien vorteilhaften Zeiten ihnen eine Hoheit verschafft, die den ersten endlich selbst schimpflich und unerträglich ward. Die Historie der Päpste ist diejenige, welche die wenigsten glaubwürdigen Skribenten hat. Anastasius Bibliothecarius, Platina und Onuphrius Panvinius sind beinahe die einzigen Quellen, und

3. Erster Teil, die Übersetzung erschien in 10 Bänden 1751—80. — 4. Friedrich Eberhard Rambach, vgl. oben S. 6 u. 25, Z. 26. — 7. „Allgemeinen Weltgeschichte", eine Übersetzung dieses englischen Werkes von Sigmund Jakob Baumgarten, fortgesetzt von Semler, erschien in 16 Bänden, Halle 1744—56. Vgl. III, 2, S. 222, Z. 9. — 33. Anastasius Bibliothecarius, starb circa 886. Ihm werden die Vitae romanorum pontificum (Lebensbeschreibungen römischer Päpste) beigelegt. — Bartholomäus Platina wurde 1475 erster Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek. — 34. Onuphrius Panvinius, gleichfalls päpstlicher Bibliothekar.

noch darzu sehr seichte und verfälschte Quellen. Die neuen Skribenten zu den Zeiten, da die Päpste und Kaiser einander in den Haaren lagen, waren entweder Guelfen oder Ghibellinen. Die ersten werden die größten Bösewichter, wenn sie auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben, zu Heiligen, und jene wahrhaftig fromme und untadelhafte Männer, die den einzigen Fehler hatten, daß sie Päpste waren, zu Ungeheuern der Bosheit machen. Herr Bower hat also sein vornehmstes Bestreben dahin gerichtet, diese Parteilichkeit zu vermeiden. Er hätte sein Werk ebensowohl Historie des Papsttums als der Päpste nennen können, indem darinne nicht nur eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Päpste, sondern auch von allen päpstlichen Lehrsätzen und Meinungen enthalten ist, wann, durch wen, bei welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck eine jegliche erfunden und eingeführet worden. Alles dieses zeiget genugsam, daß die Übersetzung dieser Geschichte kein überflüssiges Unternehmen sei, wovon den Nutzen nur der Übersetzer begreifen könne. Der Herr Pastor Rambach hat in der Vorrede noch die Übersetzung eines kleinen Werks mitgeteilet, das in dem letzten Kriege, worinne England verwickelt war, in der Absicht verfertiget wurde, die päpstliche Religion auf der besten Seite vorzustellen und dadurch in Schottland die heimlichen Anhänger derselben in Bewegung zu bringen. Ein englischer Theologe hat eine Widerlegung hinzugefügt, welcher durch die Kürze nichts an dem Nachdrucke abgehet. Dieser erste Teil kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr. [149. Stück, vom 14. Dezember.]

Berlin. **Mémoires** pour servir à **l'histoire des moeurs du XVIII. Siècle**, par M. **Duclos**, de l'Académie royale des belles-lettres. Chez Etienne de Bourdeaux. 1752. In 12mo.

Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit itzo eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unsern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beilegt, wenigstens ins Tollhaus

28. Charles Pinneau Duclos, 1704—1772. Hauptwerk: „Mémoires secrets des règnes de Louis XIV et de Louis XV" (2 Bände, Paris 1791).

gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß sein wird, ein guter Christ zu heißen, so wie es itzo die Artigkeit erfordert, sich für nichts Schlechters als einen Atheisten, solange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern von Anfange an alle diese Abwechselungen in besondern Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser als die Schandchronike des menschlichen Geschlechts nennen können. Noch ist es Zeit, unsern Nachkommen diese Erniedrigung zu verschaffen. Herr Duclos, welchen man schon aus seinen „Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts“ auf eine für ihn vorteilhafte Art kennet, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verschiedenen Bilder von den Sitten seiner Zeitgenossen in die Lebensbeschreibung eines artigen Mannes gebracht. Diese Lebensbeschreibung ist wahrscheinlich genug, um wahr sein zu können; gleichwohl wird sie der Nachwelt, wenn anders wider den Ausspruch des Horaz eine vernünftigere auf uns folgen sollte, als der unsinnigste Roman vorkommen: so viel ausschweifende Thorheiten, so viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird sie darinne aufgezeichnet finden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr. [151. Stück, vom 18. Dezember.]

Berlin. Jo. Car. Conr. **Oelrichs**, J. U. D. Reg. societatibus, Gryphiswaldiae, Goettingae et Regiomonti, nec non Ducal. Helmstadiensi, Teutonicis ac Latinae Jenensi adscripti, **Commentationes Historico-Literariae**, quarum prior Consilium Friderici Wilhelmi M. Elect. Brand. condendi novam Universitatem omnium gentium, scientiarum et artium exponit, posterior Historiographos Brandenburgicos recenset. Apud A. Haude et J. C. Spener. 1751. In 8vo. 5 Bogen.

Diese beiden Abhandlungen sind ein Beweis, wie viel Neues und Brauchbares man auch auf wenigen Bogen sagen könne. Die

10 f. „Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts“, 1749. Das obige Werk ist eine Fortsetzung davon. — 17. Horaz, Od. III, 6, 46 ff.:

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Das Zeitalter unsrer Eltern, schlimmer als das unsrer Vorfahren, hat uns, ein noch schlimmeres Geschlecht, erzeugt, und wir werden wieder eine ruchlosere Nachkommenschaft hervorbringen. — 22 ff. Johann Karl Konrad Ölrichs, Doktors beider Rechte, Mitgliedes der Königlichen Gesellschaften zu Greifswald, Göttingen und Königsberg, der Herzoglichen

erstere enthält eine Nachricht von dem Vorhaben Friedrich Wilhelms, eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste aufzurichten. Sie gehöret mit Recht unter die Anekdoten, und zwar unter diejenigen, welche von dem großen Geiste dieses Monarchen auf die unwidersprechlichste Art zeugen. Wir wollen nichts davon erwähnen, damit die Leser das Vergnügen ganz genießen mögen, alle Umstände davon bei dem gelehrten Herrn Verfasser selbst nachlesen zu können. Die zweite Abhandlung erzählt die brandenburgischen Historiographi; und sowohl von denen, welche es in der That gewesen sind, als auch von denen, welche nur den Titel gehabt haben, werden überall besondere merkwürdige Umstände beigebracht. Beide Abhandlungen sind dem Herrn Prof. Formey zugeeignet. Eine Anmerkung in der erstern auf der 36. Seite können wir nicht unberühret lassen. Er beschwert sich daselbst über denjenigen, der von ihm ausgesprenget, daß nicht er, sondern der Herr Präses seine Inaugural-Dissertation „De Botding et Lodding, judiciis Germaniae et imprimis Marchiae Brandenburgicae antiquissimis“ gemacht habe. Er hat dieses mit solchen Worten gethan, daß er notwendig seiner Sache sehr gewiß sein muß. Soviel uns wenigstens bekannt ist, hat er seine Dissertation zweien hiesigen in der Landesgeschichte vorzüglich erfahrnen Gelehrten, ehe er sie dem Herrn Präses geschickt, zum Durchlesen mitgeteilet, welche es auch bezeugen können und wollen, daß das Manuskript den Sachen nach mit dem gedruckten Exemplar vollkommen übereinkomme, nur daß in der Schreibart verschiednes geändert und hin und wieder etwas hinzugefüget worden sei. Ob aber dieses auf Verlangen des Herrn D. oder wider dessen Willen geschehen sei, wissen wir nicht. Indessen können wir doch ohnmöglich glauben, daß der Herr Präses an dem Gerüchte, wogegen sich der Herr D. mit Recht zu verteidigen sucht, schuld sei; da nämlich jüngst ein Dritter, ein sehr kleiner Geist, wie es nicht anders sein kann, in den „Breslauischen Gelehrten Zeitungen“, im 32. Stücke dieses Jahres, melden lassen, daß des Herrn D. Dissertation unter des Herrn Präses Namen

zu Helmstädt, der Deutschen und der Jenaer Lateinischen, litterargeschichtliche Abhandlungen, deren erste den Plan Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten von Brandenburg, eine neue Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste zu gründen, auseinandersetzt, die zweite die brandenburgischen Geschichtschreiber durchgeht.

8. erzählt, d. h. zählt auf. Vgl. oben S. 88, Anm. zu Z. 1. — 12. Johann Heinrich Samuel Formey, aus einer Réfugié-Familie, 1711—1797, beständiger Sekretär der Berliner Akademie. — 16 ff. De Botding ... antiquissimis, über Botding und Lodding, die ältesten Gerichte Deutschlands und besonders der Mark Brandenburg.

ganz allein wieder aufgelegt worden wäre, daß es dessen eigne Arbeit sei und daß dem Herrn D. davon weiter nichts als die Vorrede und der Anhang von den zwölf Beweisstücken zugehöre. Das erstere ist ebenso unwahr als das andere, indem man noch zur Zeit keinen Nachdruck von dieser Dissertation gesehen hat. Dieses ist also eine neue Art, wie man auf eine tückische und niederträchtige Weise andre verlästern kann. Wir zweifeln nicht, der Herr D. werde diese Verleumdung gegen den Urheber dieser Nachrichten zu seiner Zeit nach Würden zu belohnen suchen, wo er ihn anders nicht schon kennet und es etwa ein Mensch ist, der mehr Mitleiden als Züchtigung verdient. Von den vernünftigen und gelehrten Verfassern gedachter Zeitung aber ist man vollkommen versichert, daß sie an solchem Aufsatze weiter keinen Anteil haben, als daß sie ihn mit andern empfangenen Nachrichten in einer Zeitung abdrucken lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[153. Stück, vom 23. Dezember.]

1753.

Seit dem Verfalle des römischen Reichs verdient wohl die Geschichte keines einzigen Volks mit mehrerm Rechte bekannt zu sein als die Geschichte der arabischen Muselmänner, sowohl in Betrachtung der großen Leute, welche unter ihnen aufgestanden sind und die wunderbarsten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichsten Teile der Welt gemacht haben, als in Ansehung der Künste und Wissenschaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den schönsten Fortgang unter einem Volke genossen, welches uns unsre Vorurteile gemeiniglich als ein barbarisches Volk betrachten lassen. Man kann zwar nicht sagen, daß die Gelehrten in dieser Geschichte gar nichts geleistet hätten; oder man müßte außer den arabischen Originalskribenten einen Pococke, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen

30. Pococke, vgl. unten St. 64 von 1754. — 31. George Sale, ein Engländer, gab 1734 die erste englische Koranübersetzung aus dem Urtext heraus. In seinen Zusätzen zu dem ersten „Fragment eines Ungenannten" nennt ihn Lessing „den getreusten Übersetzer und Ausleger des Korans". Vgl. III, 1, S. 44, zu V. 841. — Ockley, vgl. Marignys Geschichte der Araber (übers. von Lessing) I, 248 und Lessings Citat daraus unten in der „Rettung des Cardanus".

Herbelot, einen Renaudot ganz und gar nicht kennen. Dieses aber kann man sagen, daß uns nur noch vor einiger Zeit ein Werk zu fehlen schien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmutige Art alles, was uns genannte Gelehrte stückweise geliefert haben, zusammenfaßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrsamkeit zu prahlen. Es scheint aber itzo nicht mehr zu fehlen, seitdem wir des

Herrn Abts **Marigny Historie der Araber** unter der Regierung der Kalifen

erhalten haben. Dieser Schriftsteller hat sich einen Rollin zum Muster vorgestellt, und schon dieses Muster muß ein gutes Vorurteil für ihn erwecken. Da er wie dieser bloß die Absicht hat, eine mittle Gattung von Lesern und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, so hat er sich aller dunkeln Untersuchungen entschlagen, welche nur Gelehrten, die diese Geschichte in allen ihren Teilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgestürzten Throne, die zum Glücksballe gewordenen Monarchieen, die niedrigen Sklaven, die sich zu dem Gipfel der Ehre geschwungen und mächtige Dynastieen, die durch noch mächtigere zerstöret worden, gestiftet haben, auf eine Art zu beschreiben, wodurch die Geschichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kann also sein Werk, welches aus vier Oktavbänden besteht, sowohl dem innerlichen Werte als der äußerlichen Einrichtung nach als eine Art von Fortsetzung der „Alten Geschichte" des Herrn Rollins ansehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beifall erhalten hat. Und eben dieser Beifall hat eine deutsche Übersetzung verursacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird. Sie ist bereits unter der Presse, so daß künftige Ostermesse der erste Teil unfehlbar in der Vossischen Buchhandlung erscheinen wird.

[20. Stück, vom 15. Februar.]

---

1. Herbelot, vgl. III, 1, S. 22, zu V. 419 ff. An seinen Vater, den 2. November 1750, schreibt er, er sei mit der Durchsicht einer lateinischen Übersetzung der Bibliothèque orientale des Herbelot beauftragt. — 7 f. 3 Bände, zum Teil von Lessing selbst übersetzt. Berlin und Potsdam 1753—54, bei Voß. Vgl. unten dessen Vorrede dazu. An seinen Vater, den 29. Mai 1753: „Die Historie der Araber habe ich übersetzt. Es werden drei Teile, und den vierten werde ich selbst dazu machen, welcher von der Geschichte der Moraviden in Spanien handeln soll. Ich würde mich auf dem Titel genannt haben, wenn ich nicht wegen der Vorrede einiges Bedenken getragen hätte." — 9. Rollin, vgl. oben S. 88, Z. 21.

Auf zwei Bogen in groß Oktav hat Herr **Johann Adolph Schlegel**, Diakonus und außerordentlicher Kollege bei der Landschule Pforte, dem Publico eine Übersetzung von des

Anton **Banniers Erläuterung der Götterlehre** und Fabeln aus der Geschichte

angekündigt. Dieses Werk ist in Frankreich allzu wohl aufgenommen worden, als daß es sich nicht auch in Deutschland einen großen Beifall sollte versprechen können, besonders da sich ein Mann damit abgiebt, dessen Geschmack und Verdienste um die schönen Wissenschaften nur allzu wohl bekannt sind. Obschon die Mythologie aufgehört hat, den christlichen Theologen notwendig zu sein, so ist sie doch noch immer denen unentbehrlich, welche die alten Schriftsteller mit Nutzen lesen wollen; zu geschweigen, daß sie weder der Maler noch Bildhauer noch Geschichtschreiber wohl entraten kann, welcher, wenn er ihre Fabeln von dem falschen Putze gehörig zu entkleiden weiß, selten etwas anders als wahre Begebenheiten darunter finden wird. Diesem letztern zum Dienste scheint der Abt Bannier besonders gearbeitet zu haben, ob seine Arbeit gleich auch den andern sehr große Dienste leisten kann. Da es aber nicht zu leugnen ist, daß er sich oft durch die Liebe zu seinem System allzu weit hat treiben lassen (ein Schicksal, welches er mit sehr großen Gelehrten gemein hat), so wird der Herr Diakonus Schlegel durch beigefügte kurze Anmerkungen den Leser wieder zurechte helfen. Er wird noch mehr thun: er wird sein Original von einem Mangel befreien, welcher allen französischen Schriftstellern, den einzigen Bayle ausgenommen, anklebt, von der Nachlässigkeit nämlich im Citieren, welche bei ihnen nur allzu ofte daraus entsteht, daß sie ihre Citationen aus andern Citationen nehmen, ohne sie selbst nachzusehen. Man sich wird übrigens in der Übersetzung nach der Ausgabe in drei Quartbänden richten und gleichfalls, um ihre Einteilung beibehalten zu können, drei Bände in Median-Oktav liefern. Der Verleger in Leipzig, Joh. Gottfr. Dyck, läßt auf jeden Teil 1 Thlr. 12 Gr. pränumerieren

1 ff. Lessing schreibt an den Übersetzer den 23. Januar 1753: „Schon seit anderthalb Jahren bin ich mit einer Übersetzung beschäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beschäftiget sind; und schon seit einigen Monaten habe ich dasjenige der Presse übergeben, was Sie ihr vielleicht erst in einigen Monaten überlassen werden. Ich meine die Fabellehre des Herrn Bannier." — J. A. Schlegel, Vater der beiden Romantiker Fr. und A. W. v. Schlegel, 1721—1793, Bruder von Joh. Elias Schlegel und von Joh. Heinrich Schlegel (vgl. Danzel, 2. Ausg. I, S. 45 f.), Lessings Schulkameraden von St. Afra.

und verspricht den ersten auf die Michaelismesse 1753 und die beiden andern auf die nächsten Michaelismessen 1754 und 1755. Diejenigen, welche sich den Weg des Vorschusses nicht wollen gefallen lassen, werden alsdann das Werk nicht anders als für 7 Thlr. kaufen können. Den Vorschuß wird man bis Johannis dieses Jahres in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands und hier in der Vossischen annehmen.

[30. Stück, vom 10. März.]

Des Abts von **Marigny Geschichte der Araber** unter der Regierung der Kalifen. Aus dem Französischen. Berlin und Potsdam bei Chr. Friedr. Voß. 1753. In 8vo. 1 Alph. 12 Bogen.

Manche sind in der Geschichte berühmt, und manche sollten es sein. Die Araber gehören zu den letztern. Die Thaten dieses Volks, wenn man sie auch nur seit dem Zeitpunkte des Mahomets betrachtet, geben den so gepriesenen Thaten der Griechen und Römer wenig oder nichts nach. Allein zu wie vieler Kenntnis sind sie wohl gekommen? Die vornehmste Ursache, warum sie so verborgen geblieben sind und zum Teile noch bleiben, ist die Sprache, in welcher sie hauptsächlich aufgezeichnet worden, und deren nur immer sehr wenige Gelehrte in Europa mächtig gewesen sind. Diese haben zwar verschiedenes aus den Originalskribenten in die gelehrten Sprachen übergetragen, allein in wie viel Werken haben sie es nicht zerstreuet? Der Abt von Marigny hat sich die Mühe genommen, aus diesen zerstreuten Stücken ein Ganzes zu machen, uud seine Mühe ist ihm so gut gelungen, daß er einer Übersetzung gar wohl wert war. Er hat sich bloß auf die Regierung der Kalifen eingeschränkt und in diesem Zeitraume von etwas mehr als 600 Jahren so viel Merkwürdiges gefunden, als nur immer eine Geschichte aufweisen kann. Sein Werk bestehet aus vier Teilen, welche man in der Übersetzung auf dreie zu bringen für gut befunden hat. Dieser erste enthält die Regierung der vier ersten Kalifen, des Abubekers, des Omars, des Othmans und des Ali. Wann je große Geister unter einem Volke aufgestanden sind, welche die erstaunlichsten Veränderungen zu unternehmen und auszuführen imstande waren, so sind sie damals unter den Arabern aufgestanden,

9 f. Vgl. oben S. 102.

und es wäre nicht möglich gewesen, daß sie ihre Eroberungen so weit hätten ausdehnen können, wenn nicht, so zu reden, jeder gemeine Soldat unter ihnen ein Held gewesen wäre. Man bilde sich aber nicht ein, daß sie sich bloß als tapfre Barbaren zeigten: auch die Tugend, und oft eine mehr als christliche Tugend war unter ihnen bekannt, wovon man die Beispiele gewiß mit einem angenehmen Erstaunen lesen wird. In der Vorrede des Übersetzers zu diesem Teil wird Marigny wegen einiger Vorwürfe verteidigt, welche der berühmte Herr D. Baumgarten ihm zu machen für gut befunden hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

[65. Stück, vom 31. Mai.]

Procopii von Cäsarea Geheime Geschichte. Johann Paul Reinhard P. P. hat sie aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Erlangen und Leipzig 1753 verlegt's G. Poetsch. In 8vo. 18 Bogen.

Der Geschichtschreiber Procopius lebte in dem sechsten Jahrhunderte unter dem Kaiser Justinian. Er bekleidete die Würde eines Präfectus Urbis, die ihm aber von dem Kaiser wieder genommen ward. Von seinen Werken hat die Geheime Geschichte das meiste Aufsehen gemacht. Und auf welche Schriften pflegt man auch begieriger zu sein als auf die, welche die Schande der Großen entdecken und durch ihre Herabsetzung unserm Hochmute schmeicheln? In allen seinen übrigen Büchern hat Procopius den Justinian, seine Gemahlin Theodora und den General Belisarius bis an den Himmel erhoben; in diesem aber malt er alle drei auf das abscheulichste ab und giebt sie für nichts Geringers als eingefleischte Teufel aus. Er hat so viel Schändliches von ihnen gemeldet, daß einige auf den Verdacht gekommen sind, er müsse ein heimlicher Heide gewesen sein und nur aus Haß gegen einen christlichen Monarchen seiner Schmähsucht den Zügel gelassen haben. Doch daß er kein Heide gewesen, erhellet aus seinen Schriften allzu deutlich, eben wie es aus den gleichlautenden Zeugnissen anderer Geschichtschreiber erhellt, daß nicht alles Böse, welches er von dem Kaiser und seiner Gemahlin erzählt, erdichtet sein kann. Freilich wird ihn der Verdruß über seine Absetzung zu Übertreibungen

7. des Übersetzers, Lessings selbst. — 9. Baumgarten, vgl. oben S. 97, Z. 7. — 13. P. P., Professor publicus, öffentlicher Professor.

verleitet haben, welche einem beleidigten Geschichtschreiber nur allzu natürlich sind. Man muß daher billig sein und bei Beurteilung dieser geheimen Geschichte die Mittelstraße erwählen, ohne sie für völlig unparteiisch noch auch für völlig unwahr zu halten. So viel ist gewiß, daß sie als die erste aller geheimen Geschichten, wenigstens der noch itzt vorhandenen, von allen Liebhabern ärgerlicher Anekdoten gelesen zu werden verdienet. Die Übersetzung des Herrn Prof. Reinhards ist so schön geraten, daß man die Erfüllung seines Versprechens, die übrigen Schriften des Procopius auf nämliche Weise zu liefern, nicht anders als wünschen kann. Kostet in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

[69. Stück, vom 9. Juni.]

Histoire de Polybe, nouvellement traduite du Grec par Dom. **Vincent Thuillier**, Bénédictin de la Congrégation de Saint Maur; avec un Commentaire ou un corps de science militaire enrichi de Notes critiques et historiques, où toutes les grandes parties de la guerre soit pour l'offensive, soit pour la défensive sont expliquées, démontrées et représentées en Figures. Ouvrage très-utile non seulement aux Officiers Généraux, mais même à tous ceux qui suivent le parti des armes. Par Mr. **de Folard**, Chevalier de l'Ordre Militaire de Saint Louis etc. etc. Nouvelle Edition revue, corrigée et augmentée d'un Supplément. VII Vol. in 4to. A Amsterdam chez Chatelain et Fils. 1753.

Der Kommentar des Ritter Folard über die Geschichte des Polybius ist in seiner Art ohne gleichem. Es würde uns sehr schlecht lassen, wenn wir ein Werk anpreisen wollten, welches ebenso viel alte Feldherren gebilliget haben, als es junge Feldherren hat bilden helfen. Nach dem Tode des Verfassers sind die neidischen Beurteiler verstummt, und itzo wird ihm schwerlich weder ein Held noch ein Gelehrter — denn für beide ist es eine unerschöpfliche Quelle neuer Einsichten — die größten Lobsprüche versagen. Diese neue Ausgabe ist von einem seiner Freunde besorgt worden, welcher sie mit ansehnlichen Zusätzen vermehrt hat, die den siebenten Teil dieses prächtigen Werks ausmachen. Sie bestehen aus den neuen Kriegsentdeckungen eben dieses Ritters, welche vorher besonders gedruckt worden, aus einem kritischen Sendschreiben eines holländischen Offiziers, aus den Anmerkungen eines Kriegsverständigen über das Folardische System und aus der

Beantwortung derselben. Da Folard ein gleiches Werk über die Kommentare des Julius Cäsars angefangen und sonst sehr viel Verbesserungen und Zusätze zu seinem Polybius hinterlassen hat, so läßt es itzo dem Herzoge von Belle-Isle, welchem er seine Handschriften vermacht, sehr übel, zu sagen, er habe noch nicht Zeit gehabt, nachzusehen, ob etwas Brauchbares darunter vorhanden sei oder nicht. Wenn unter dieser Entschuldigung, die er dem Herausgeber überschreiben lassen, nicht eine andere politische Ursache verborgen liegt, so muß man billig dem Herzoge mehr Zeit oder den Manuskripten einen andern Erben wünschen. Folard hat die erste Ausgabe Karl XII. zueignen wollen, und diese neue Ausgabe ist Sr. Majestät unserm Könige zugeeignet worden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 25 Thlr.

[72. Stück, vom 16. Juni.]

Geschichte der Eroberung von Florida, aus dem Spanischen des Ynca **Garcilasso de la Vega** in die französische und aus dieser in die deutsche Sprache übersetzt von Heinrich Ludewig Mayer. Zelle und Leipzig 1753. Bei G. C. Gsellius. In 8vo. 1 Alph. 8 Bogen.

Der Verfasser dieser Geschichte ist ein geborner Peruvianer und stammt von der mütterlichen Seite aus dem Hause der Yncas. Als er nach Spanien kam, arbeitete er verschiedene Werke aus, welche alle in die Historie von Amerika einschlagen. Er ließ überall darinne eine ganz besondere Liebe für seine Landsleute, die Peruvianer, und übrigen Amerikaner blicken, doch ohne dadurch ein parteiischer Geschichtschreiber zu werden. Bei der Eroberung von Florida ist er nicht selbst zugegen gewesen, gleichwohl aber hat er alles nach dem Berichte verschiedener Augenzeugen mit größter Sorgfalt beschrieben. Dieses Land ist seit seiner Entdeckung von verschiedenen europäischen Nationen erobert worden. Die vornehmste davon ist ohne Zweifel die Eroberung des Ferdinand von Soto, eines der zwölf Eroberer von Peru, bei welcher gewiß sehr merkwürdige Thaten, sowohl auf seiten der Indianer als Spanier, vorgefallen sind. Und diese ist es auch eigentlich, welche Garcilasso

4. Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von Belle-Isle, Marschall von Frankreich, Enkel des Finanzministers Fouquet, 1684—1761, berühmter Feldherr. Vgl. Lessings „Kollektaneen" s. v. Testament politique. — 20. aus dem Hause der Yncas, der einheimischen Könige von Peru.

mit weit größerer Aufrichtigkeit als Kunst und Artigkeit aufgezeichnet hat. Die Spanier bewiesen dabei eine außerordentliche Geduld, welche nur eine ungemeine Ehrbegierde und eine ebenso starke Liebe zu den Reichtümern einflößen können; die Indianer hingegen ließen einen Mut und eine Klugheit blicken, die den Begriff weit übersteigen, den man sich gemeiniglich von barbarischen Völkern macht. Die französische Übersetzung rühret von der Hand eines Meisters her, nämlich des Herrn Richelet. Wenn die deutsche Übersetzung mit eben der Reinigkeit abgefaßt ist, so kann sie nicht anders als sehr vollkommen sein. Kostet in den Vossischen Buchläden 12 Gr. [75. Stück, vom 23. Juni.]

Leben und Thaten des berühmten königl. dänischen Vice-Admirals Peter **Tordenschilds.** Aus dem Dänischen übersetzt. Drei Teile. Kopenhagen, verlegt's Fr. Ch. Mumme. 1743. In 8vo. 3 Alph. und einige Bogen.

Tordenschild ist ohne Widerspruch einer von den größten dänischen Seehelden, welcher in der neuern nordischen Kriegsgeschichte bis auf den Friedensschluß zu Friedrichsburg im Jahr 1720 eine wichtige Rolle gespielet hat. Er hatte das Glück, seine Thaten in den Augen zweier der größten Könige zu verrichten, eines Friedrichs IV. und eines Karls XI'. So getreu und eifrig er für sein Vaterland fochte, so unversöhnlich und ergrimmt war er gegen die Feinde desselben, bei welchen er sich in keine gemeine Furcht gesetzt hatte. Seine Lebensgeschichte kann also nicht anders als sehr wichtige Anekdoten zur Erläuterung des letztern Krieges zwischen Schweden und Dänemark enthalten und muß den Liebhabern umständlicherer Erzählungen sehr angenehm sein. Der Verfasser derselben, Herr Rothe, hat sie aus den besten Quellen zusammengetragen, indem er sich unter andern aus dem Archive der Admiralität aller dazu nötigen Papiere, Dokumente und Protokolle bedienen dürfen. Aus einer fast übertriebenen Liebe zur Glaubwürdigkeit hat er die meisten Tordenschilds Seeangelegenheiten betreffenden Briefe, Orders und Rapporte mit eingerückt. Da aber dergleichen Bestätigungen ohne Zweifel in Dänemark nützlicher als in Deutschland sind, so hat der Übersetzer wohlgethan, daß er die meisten, wo es ohne Nachteil der Sache geschehen können, weggelassen. Vielleicht hätte er noch mehr weglassen können, ob

wir gleich auch gestehen müssen, daß gewisse Kleinigkeiten dennoch für Seeleute von Nutzen sein können, die man allenfalls in diesem sonst sehr angenehmen Werke überhüpfen kann. Kostet in den Vossischen Buchläden 20 Gr [76. Stück, vom 26. Juni.]

Conjectures sur les causes de la grandeur des Romains; nouvelle Hypothèse, opposée à quelques autres ci-devant publiées sur le même sujet; avec un discours sur l'enthousiasme par Mr. le Baron **de Holberg**. A Leipzig chez Mumme. 1753. In 8vo. 12 Bogen.

Wenn man den geringen Anfang des römischen Staats betrachtet und ihn mit der erstaunlichen Größe vergleicht, zu welcher er gleichwohl anwuchs, so kann man nicht anders als von einem Erstaunen hingerissen werden, welches der Anblick einer fast übernatürlichen Sache, die in der ganzen Geschichte ohne Exempel ist, verursachen muß. Man hat verschiedentlich die Ursachen davon anzugeben gesucht. Einige haben sie in dem alten Zustande Italiens zu finden geglaubt. Sie behaupten, da dieser Teil Europens in sehr viel kleine Republiken, welche alle mit einander in Streite gestanden, zerteilt gewesen, so habe es einer von diesen Republiken sehr leicht sein müssen, im Trüben zu fischen und sich die andern zu unterwerfen. Andre geben vor, die Gesetze des Romulus und die weisen Anordnungen des Stifters hätten diesen wunderbaren Anwachs verursacht. Doch keine von diesen beiden Hypothesen hat dem Herrn Baron von Holberg, einem Gelehrten, welcher überall neue Wege sucht, wenn sie auch nur dem Anscheine nach neu sein sollten, gegründet genug geschienen. Er trägt daher eine andre vor, welche ihm die wahrscheinlichste zu sein scheinet, und die er auch durch die ganze römische Geschichte auf eine sehr faßliche Art durchzuführen weiß. „Wenn man erwägt," sagt er, „daß die ersten Einwohner Roms ein zusammengelaufnes heterogenisches Gesindel waren und gleichwohl unter dieser Rotte einen Ehrgeiz ohne Grenzen findet, so weiß man nicht, was man denken soll. Man muß notwendig glauben, daß sie alle ihrer nicht mächtig gewesen sind, und daß sie eine Art von Enthusiasterei müsse befallen haben, welche sich auf ihre Kinder mit solcher Gewalt fortgepflanzt, daß sie ihrem

8. de Holberg, vgl. oben S. 29, Anm. zu Z. 25.

Ehrgeize und dem Ruhme ihres Vaterlandes Güter und Freunde, Eltern und Weiber und alles, was ihnen am liebsten war, aufopferten." „Eine solche Enthusiasterei," fährt er fort, „welche einzig und allein fähig ist, die allerentschlossensten und heroischten Thaten hervorzubringen, kann vielleicht aus der Geschichte von der wunderbaren Geburt des Stifters oder aus den Umständen seines Todes oder auch aus irgend einer andern Vorherverkündigung der zukünftigen Größe Roms entstanden sein" . . . Die weitere Ausführung dieser Mutmaßungen verdient in dem kleinen Werke selbst nachgelesen zu werden, welches die Liebhaber der Holbergischen Schriften ohne Zweifel nicht unterlassen werden. Es ist eigentlich nichts als eine weitere Ausführung einer kleinen Abhandlung, die der Herr Verfasser ehmals seiner dänischen Übersetzung des Herodians vorangeschickt. Er hat sie selbst in der französischen Sprache aufgesetzt, weswegen wir auch niemanden raten wollen, diese sonst sehr lesenswürdige Schrift bloß der Sprache wegen zu lesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

[85. Stück, vom 17. Juli.]

Hr. D. Martin **Listers** rc. **Reise nach Paris**, wobei die auserlesensten Merkwürdigkeiten dieser Stadt, welche die Gelehrsamkeit, Kunst und Natur betreffen, zu betrachten vorkommen; auf Veranlassung eines andern hochberühmten Medici und Polyhistoris aus der dritten englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt und mit einigen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Georg **Meintel**. Mit Kupfern. Schwabach bei Joh. Jac. Endter. 1753. In 8vo. 18 Bogen.

Lister ist als einer von den gelehrten englischen Ärzten des vergangenen Jahrhunderts bekannt. Er that verschiedene Reisen nach Paris, deren letzte von ihm hier beschrieben wird. Da sie aber schon in das Jahr 1698 fällt, so wird die Beschreibung davon denjenigen jungen Herren ganz und gar unnütze sein, welche dergleichen Werke nur deswegen lesen, damit sie auf die wohlfeilste Art so von diesem Orte reden können, als ob sie wenigstens ebenso bekannt darinne wären als in ihrer Vaterstadt. Auch für die wird sie nicht sehr brauchbar sein, welche etwa die Namen der berühmtesten Wirtshäuser darinne zu finden hoffen Sie enthält nichts als Anmerkungen, wie sie ein Gelehrter über die wichtigsten Gegenstände der Kunst und Natur machen kann. Bald ist man

mit dem Verfasser in einem Büchersaale, bald in der anatomischen Schlachtbank eines Verney oder Merry, bald bei den Kräutersammlungen eines Plumier, bald in der Werkstatt eines Butterfield, bald in der staubigen Studierstube eines Dacier. Kaum daß er die prächtigen Gebäude, die öffentlichen Orte der Ergetzung und dergleichen nur obenhin berührt. Wenn diesem Fehler wenigstens nur der Übersetzer in seinen Anmerkungen abgeholfen hätte! Doch weit gefehlt: das, was er hinzugefügt hat, ist gleich dasjenige, was ein Leser nach der Mode am wenigsten zu wissen verlangt. Vielleicht wird er auch bei niemanden sonst Dank verdienen als bei denen, welche etwa ihre Reisen, die doch eigentlich nichts als Stücke der Galanterie sein müssen, nach dem Listerschen Exempel nützlich einzurichten lernen wollen. Diese aber werden ihm vielleicht das übel nehmen, daß er eine Sprache mit ihnen redet, welche kaum zu der Zeit in Deutschland kann schlechter gewesen sein, als die Urschrift zuerst erschien. Kostet in den Vossischen Buchläden 10 Gr. [86. Stück, vom 19. Juli.]

Bibliotheque curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné des livres dificiles à trouver par David Clement. Tome quatrieme. à Hannover chez J. G. Schmid. 1753. In 8vo. 2 Alph. 16 Bogen.

Die Liebhaber der gelehrten Geschichte können nicht anders, als sich über den Fortgang dieses vortrefflichen Werks freuen. Ob sie gleich im voraus über die Anzahl der Bände, zu welchen es anwachsen muß, erstaunen, so müssen sie doch auch dem Verfasser wegen der Begierde, so viel möglich etwas Vollständiges zu liefern, keinen gemeinen Dank schuldig zu sein erkennen. Dieser vierte Teil fängt mit der Bibel in französischer Sprache an, und geht bis auf Boh. Es herrscht eben derselbe Fleiß, eben dieselbe Genauigkeit darinne, welche in den vorhergehenden geherrscht hat. Da es aber beinahe eine Unmöglichkeit ist, alle Fehler bei einer solchen Arbeit zu vermeiden, so würde es unbillig sein, sich aus Anzeigung derselben ein Verdienst zu machen. Sonst haben wir

4. André Dacier, berühmter Philolog, 1651—1722. — 19 f. Tome quatrieme, Bd. 5 wird unten St. 114, vom 21. September 1754, angezeigt. Die Recension wurde von B. A. Wagner in seinen „Lessing-Forschungen“ S. 145 zuerst wieder abgedruckt (1881). Von dem angezeigten Werke erschienen 9 Bände (A—Hes), Göttingen 1750—56.

auch verschiedene Lücken bemerkt, welche vielleicht zu einer guten Nachlese einmal Gelegenheit geben können. So haben wir z. E. die raren Werke des Stephanus Binet in diesem Teile vergebens gesucht; besonders sein Abregé des vies des principaux Fondateurs des Religions etc. Desgleichen findet man auch nur ein einziges Werk von dem Henrico Bogueto, einem Gelehrten, von dem man in dem Jöcherschen Lexico gar keine, und sonst sehr wenige Nachricht lieset, angemerkt; seine observationes in consuetudines generales Comitatus Burgundiae sind außerordentlich rar. Ferner haben wir des Jani Bircherodii breviarium equestre ungern vermißt; und was dergleichen Auslassungen mehr sind, die aber der Brauchbarkeit des Werks selbst nur sehr geringen, oder vielmehr gar keinen Abbruch thun. Kostet in den Vossischen Buchläden 2 Thlr. 12 Gr. [96. Stück, vom 11. August.]

Des Herrn **von Arvieux** hinterlassene merkwürdige Nachrichten, worinne er sowohl seine **Reise nach Konstantinopel, in Asien, Syrien,** dem **gelobten Lande, Ägypten** und der **Barbarei** als auch die Beschaffenheit dieser Länder, die Religion, Sitten, Gebräuche und Handlung dieser Völker nebst der Regierungsart, der natürlichen Historie und den besondern in diesen Gegenden vorgefallenen Begebenheiten genau und richtig beschreibt. Im Französischen herausgegeben von dem Hrn. Labat und jetzt ins Deutsche übersetzt. Erster Teil. Kopenhagen und Leipzig bei J. B. Ackermann. 1753. In 8vo. 1 Alph. 6 Bogen.

Der Herr von Arvieux war zu Ende des vorigen Jahrhunderts königl. französischer Gesandte bei der ottomanischen Pforte und hernach Konsul verschiedner Handlungsplätze im Orient und auf der Küste der Berberei. Er war ein Mann von durchdringendem Verstande und vieler Gelehrsamkeit und sprach die hebräische, die türkische, die persische, die arabische und die griechische Sprache vollkommen wohl. Diese Nachrichten, welche erst nach seinem Tode herausgekommen, enthalten solche Merkwürdigkeiten, die man bei andern, die von diesen Ländern geschrieben haben, vergeblich suchen wird. Seine Anmerkungen erstrecken sich nicht allein auf den Handel, den er aus dem Grunde verstand, sondern auch auf die Religion, auf die Sitten und Gebräuche der Türken, der Araber,

7. Jöcherschen Lexico, vgl. oben S. 88, Z. 30 ff. — 22. Erster Teil. Die beiden folgenden Teile unten St. 88 von 1754 und St. 32 von 1755.

der Turkomannen, der Drusen, der Juden und der morgenländischen Christen. Die Nachrichten besonders, die er von den Arabern des Berges Karmel giebt, sind sehr vollständig und waren damals etwas ganz Neues. Dieser erste Teil enthält zweiundzwanzig Hauptstücke, welche von Smyrna, von Ägypten, von Palästina, von Tyrus, von dem ehemaligen Ptolemais, von Sidon oder Sayd, dem Handel an allen diesen Orten und den damaligen neusten Begebenheiten daselbst handeln. Kostet in den Vossischen Buchläden 10 Gr. [108. Stück, vom 8. September.]

Ausführliches **Verzeichnis von raren Büchern**, mit historischen und kritischen Anmerkungen in alphabetischer Ordnung verfaßt von Melchior Ludwig **Widekind**, Prediger zu Berlin. Erstes und zweites Stück. Berlin, verlegt's A. Haude und J. C. Spener. 1753. In 8vo. 1 Alph.

Das neuste und zum Teil vollständigste Werk von einem der angenehmsten Teile der Gelehrtengeschichte, von der Kenntnis seltner Bücher, ist ohne Streit die Bibliothek des Herrn Clement. Da sie aber ein wenig kostbar ist und ohne Zweifel einmal zu einer ziemlichen Anzahl von Bänden anwachsen muß, so verdient das Unternehmen des Herrn Prediger Widekinds, eine ins kurze gezogene Übersetzung davon zu liefern, allen Dank. Diese zwei Stücke, welche der Anfang sind, gehen von A bis Ba und enthalten nicht nur alle seltne Bücher, welche Herr Clement anführt, sondern auch noch verschiedne mehr, welche teils aus der Salthenischen Bibliothek, teils aus den Schriften des Herrn Freytags, teils auch aus der eignen Kenntnis des Herrn Widekinds hinzugekommen sind. Auch wird man das Beträchtlichste aus den Anmerkungen des erstern darinne finden, ob man gleich vielleicht wünschen wird, daß man ein wenig mehr Prüfung dabei angewendet hätte. Herr Clement ist oft in seinen Urteilen ein wenig zu geschwind und spricht dann und wann von Büchern, die er nicht gesehen hat, ebenso zuversichtlich, als wenn er sie gesehen hätte. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen. Er macht unter andern den Jacobus Angelus wegen seiner Lebensbeschreibung

16. Clement, vgl. oben S. 111. — 23 f. Salthenischen Bibliothek, Bibliotheca librorum rariorum Dan. Salthen, Königsberg 1751. — 24. Fr. Gotthelf Freytag, Analecta literaria de libris rarioribus, Leipzig 1751, und Apparatus literarius, ubi partim antiqui, partim rari libri recensentur, Leipzig 1752—56.

des Cicero zu einem bloßen Übersetzer des Plutarchs und setzt ganz freudig hinzu: „Voilà donc un Auteur réduit à la condition de simple Traducteur!“ Wenn er auch nur den Titel dieser Lebensbeschreibung gekannt hätte, so würde er schon ein Bessers aus den Worten, die sich darauf befinden: „a Jacobo quodam cognomento Angelo non tam ex Plutarcho conversa quam denuo scripta“, ersehen haben. Herr Widekind schreibt ihm dieses wie fast alles nach und giebt sich wohl gar oft Mühe, wann sein Vorgänger sich übereilt hat, noch eine Ausflucht für ihn zu finden; wie es z. E. bei dem Nonnus des P. Abrahams geschehen ist, wo man es nicht allein aus dem Titel sieht, daß er ihn niemals muß gesehen haben, sondern auch aus der falschen Anzahl der Verse, die er uns mit den bestimmtesten Zahlen angiebt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr. [113. Stück, vom 20. September.]

Herrn Zacharias Conrad **von Uffenbach** merkwürdige **Reisen durch Niedersachsen, Holland und England.** Zweiter Teil. Mit Kupfern. Ulm 1753. Auf Kosten Joh. Fr. Gaum. In groß Oktav. 1 Alph. 15 Bogen.

Man weiß es schon, daß der Herr von Uffenbach als ein Mann gereiset ist, welcher alle nötigen Eigenschaften hatte, das, was er sah und hörete, zu seinem und dem gemeinen Nutzen anzuwenden. Er reisete nicht auf bloßes Glück, sondern in allen Orten, wo er hinkam, wußte er schon, was er daselbst sehen könne und müsse. Gelehrte, Künstler, Bibliotheken, Kabinette, Merkwürdigkeiten der Lage, alles war ihm schon ungefähr bekannt, und es konnte also nicht fehlen, daß er nicht überall weit mehr zu sehen bekam als hundert andre, welche sich erst in dem Wirtshause, wo sie absteigen, bei dem ersten dem besten, und sollte es auch der Hausknecht sein, nach dem Sehenswürdigen erkundigen. Der erste Teil seiner Reisen beschließt mit Lüneburg. Von hier nun reisete er nach Ratzeburg, Lübeck, Hamburg, Stade, Bremen, Oldenburg, Emden, Gröningen, Dockum, Franeker, Harlingen,

5 ff. a Jacobo ... scripta, von einem gewissen Jacobus, mit dem Zunamen Angelus, nicht sowohl aus dem Plutarch übersetzt als von neuem geschrieben. — 10. Nikolaus Abraham, ein Jesuit aus Toul, 1589—1655, schrieb „auch einige Anmerkungen über Nonni paraphrasin [des Nonnus Umschreibung] des Evangelii Johannis“ (Jöcher).

Bolsward, Zwoll, Deventer, Harderwyk, Amsterdam, Leyden, Harwich, London, und mit dem Artikel von dieser Stadt schließt sich der zweite Teil, welcher ebenso voller merkwürdigen Anmerkungen als der erste ist. Man kann zwar nicht leugnen, daß auch nicht Kleinigkeiten darunter vorkommen sollten, z. E. wie man einen guten Pfannkuchen machen solle, wie alt die Wirtin in dem oder jenem Gasthofe gewesen und dergleichen. Doch da man einmal das Reise-Journal des Herrn von Uffenbachs unverstümmelt liefern wollen, so ist es billig gewesen, daß auch so etwas nicht weggeblieben ist, wenn man auch schon nichts daraus lernen könnte, als die große Aufmerksamkeit zu bewundern, die dieser Gelehrte überall anwendete. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr. [121. Stück, vom 9. Oktober.]

Christian Friedrich **Walbaums** ausführliche und merkwürdige **Historie** der Ostindischen **Insel Groß-Java** und aller übrigen **Holländischen Kolonien in Ostindien.** Leipzig und Jena bei Crökern. 1754. In 8vo. 1 Alph. 8 Bogen.

Dieses Werk gehöret unter diejenigen, welche einer gewissen Art Leser so angenehm als lehrreich sein können. Der Verfasser redet zwar von Ländern, die er niemals selbst gesehen hat, allein er redet doch aus den Nachrichten solcher Leute davon, die sie gesehen haben, und die er meistenteils auf so eine Art zu verbinden, zu vergleichen oder unter einander aufzuheben weiß, daß er wenigstens keine alten Lügen vorbringt, wenn schon die neuen Wahrheiten etwas selten bei ihm sein sollten. Einiges von dem, was er geleistet hat, giebt er selbst für vorzüglich aus, und es mag es auch wohl sein; z. E. eine kurze Historie aller Generalgouverneurs zu Batavia und alles Anwachses, welchen die Kompagnie ihren Bemühungen zu danken hat; desgleichen einen Versuch in der Geschichte der Könige von Bantam und der Kaiser von Java, soviel er aus den zerstreueten Nachrichten der Reisenden hat zusammenstoppeln können. Da übrigens in dieser Insel die größten Etablissements sind, welche die Holländer in ganz Ostindien haben, so verlohnt es sich schon der Mühe, von ihren Einrichtungen, von ihrem Kriegswesen, von der Stärke ihres Handels daselbst eine hinlängliche Beschreibung zu haben, welche gleich weit

von der holländischen Parteilichkeit als den neidischen Verkleinerungen der Engländer und Franzosen entfernt ist. Der Verfasser macht oft Ausschweifungen, welche eben nicht leer sind, die aber nur allzu sehr zeigen, daß er entweder mit seiner Gelehrsamkeit prahlen will oder sich sehr unwissende Leser verspricht, die er bei Gelegenheit seines Javas alles, was er selbst weiß, lehren will. Kostet in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

[131. Stück, vom 1. November.]

De **Aldi Pii Manutii** Romani **Vita** Meritisque in rem literatam, liber **Ungeri** singularis. Auctus cura et studio Samuelis Lutheri **Geret**, A. M. Ordinis Philosoph. Vitemberg. Assessoris ordinarii etc. Vitembergae ex officina Viduae Scheffleriae. 1753. In 4to. 1 Alph. 9 Bogen.

Christian Gottlieb Unger gehöret unter diejenigen Gelehrten, deren Ruhm weit kleiner ist, als ihre Verdienste gewesen sind. Seine Kenntnis der meisten orientalischen und occidentalischen Sprachen und seine große Stärke in der Litteratur hätten ihn zu einer Zierde seines Vaterlandes (Schlesiens) machen können, wenn ihn das Glück mehr vorgesucht und er mehr Gelegenheit sich zu zeigen bekommen hätte. Er hat selbst wenig herausgegeben, aber desto mehr beträchtliche Manuskripte hinterlassen, von welchen man itzo nicht einmal eigentlich weiß, wo sie alle hingekommen sind. Unter diesen ist auch das gegenwärtige Werk von dem Leben und den Verdiensten des Aldus Pius Manutius gewesen, welches man aber fälschlich hin und wieder als eine vollständige Historie aller Manutier angeführt findet. Dieses Manuskript ist dem Herrn Adjunkt Geret in Wittenberg in die Hände gefallen, und der Augenschein zeigt es nunmehr, daß es in keine glücklichere habe fallen können. Er hat es uns nicht nur in einer Gestalt geliefert, in welcher man es mit Ordnung und Bequemlichkeit lesen kann, sondern hat es auch durchaus mit Anmerkungen bereichert, welche

9 ff. Unger, ein einziges Buch von des Aldus Pius Manutius, des Römers, Leben und Verdiensten um die Gelehrsamkeit. Vermehrt durch die Sorgfalt und den Eifer Samuel Luther Gerets, Artium magister, der philosophischen Fakultät zu Wittenberg regelmäßigen Beisitzers u. s. w. Wittenberg, aus der Druckerei der Witwe Scheffler. — 24. Aldus Pius Manutius, aus der Nähe von Rom (daher sein Beiname „der Römer"), zu Bassiano bei Velletri, gebürtig, 1449—1515, berühmter Buchdrucker zu Venedig, der zuerst den Druck griechischer Klassiker pflegte.

seiner Belesenheit und seiner Kritik Ehre machen. Über dieses hat er noch des Erasmus Erklärung des Sprichworts Festina lente, welche, wie bekannt, ein weitläuftiges Lob des Aldus und seiner Offizin enthält, beifügen und das Brustbild dieses Gelehrten nebst dem ihm gewöhnlichen Bücherzeichen auf zwei Kupferblättern vorsetzen lassen. Da wir also durch ihn die geringe Zahl wohlgeschriebener und brauchbarer Lebensbeschreibungen so glücklich vermehrt sehen, so ist kein Zweifel, daß die Welt seine rühmliche Arbeit mit Dank aufnehmen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

[132. Stück, vom 3. November.]

Remarques critiques sur le Dictionnaire de Bayle. En II Parties. A Paris et à Dijon chez Ganeau et Desventes. 1752. In Fol. 9 Alph. 20 Bogen.

Für den Verfasser dieses Werks wird in dem königl. Privilegio der Abt Joly angegeben, ein Gelehrter, der, wie er selbst gesteht, sich sonst noch durch nichts bekannt gemacht hat. Desto rühmlicher für ihn, daß er seinen ersten kritischen Feldzug gegen einen Feind richtet, dessen Name allein, wie der Name des Hannibals, Schrecken einzujagen gewohnt ist. Er entschuldigt diese Kühnheit in einer langen Vorrede, welche sonderlich dazu bestimmt zu sein scheinet, das Ansehen, in welchem Bayle bisher gestanden, zu verringern, die Ursachen der unzähligen Fehler seines kritischen Wörterbuchs anzugeben und die wahrscheinlichen Gründe beizubringen, warum er dieser Fehler ohngeachtet einen so außerordentlichen Beifall erhalten habe. Diese Gründe sind: seine vortreffliche Art zu erzählen, die Einrichtung seines Werks, welche auch den flatterhaftesten Lesern bequem ist, sein auf Unkosten der natürlichen und geoffenbarten Religion reicher Witz und endlich eine gewisse Unparteilichkeit, auf die er sein größtes Verdienst zu gründen scheinet. Diese letztere ist es besonders, welche der Abt Joly untergräbt und, wir müssen es gestehen, sehr oft

2 f. Desiderius Erasmus von Rotterdam, 1467—1536, der berühmteste deutsche Humanist des 16. Jahrhunderts, gab seine Sprichwörtersammlung (Adagia) bei Manutius heraus. — Festina lente, „Eile mit Weile" [das war schon des Kaisers Augustus Devise. Goethe in „Hermann und Dorothea"]. — 5. Bücherzeichen, ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt. — 12. Bayle, vgl. oben S. 81, Z. 31. 15, Z. 33. 20, Z. 28.

glücklich umstürzet. Die vornehmsten Punkte, worinne er dieses thut, betreffen die katholische Kirche, gegen welche Bayle nur deswegen so spöttisch und ungerecht soll gewesen sein, damit ihn sein Feind Jurieu bei seinen eigenen Glaubensgenossen nicht allzu sehr verhaßt machen möge. Doch auch außer diesen Punkten, welche gleichgültigen Lesern nur allzu oft ein leeres Gezänke scheinen werden, zeigt er ihm eine Menge übler Vergehungen fast in allen Teilen der Gelehrsamkeit, in die er sich selbst gemengt hat. Nur von dem, was die spekulativische Philosophie und die eigentliche Theologie anbelangt, hat er sehr wenig oder vielmehr gar nichts berührt. Diejenigen, deren Einsichten sich der Abt bei dieser Gelegenheit zu nutze gemacht, sind Crusaz, Leclerc, der P. Merlin, der Präsident Bouhier und verschiedene andere, worunter sich auch deutsche Litteratores befinden. Unter diesen würde er gewiß noch vieles zu seiner Absicht Dienliches gefunden haben, wenn sie ihm alle bekannt gewesen wären; wie wir denn z. E. nicht finden, daß er die antibaylischen Dissertationes des Herrn Kanzler Pfaffens gekannt oder gebraucht habe. In Kleinigkeiten ist er oft unbestimmter und nachlässiger als Bayle selbst; wie es denn unter anderen eben keine Ehre für einen so großen Bücherkenner ist, daß er vorgiebt, die deutsche Übersetzung des Baylischen Wörterbuchs sei in 4to. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Rthlr.

[135. Stück, vom 10. November.]

1754.

Halle. Des Hrn. D. **Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern**

werden glücklich fortgesetzt, und mit dem 24. Stücke ist nunmehr der vierte Band geschlossen worden. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um den Lesern dieses vorzügliche Werk, welches bei dem vornehmsten Hilfsmittel der Gelehrsamkeit, bei der Kenntnis der

12. Leclerc, vgl. oben S. 74, Z. 26. — 17. Christoph Matthäus Pfaff (aus Stuttgart, 1686—1760), berühmter protestantischer Theolog und Verfasser mehrerer kirchengeschichtlichen Werke. Vgl. das 42. Stück der „Dramaturgie“. — 21. in 4to, sie ist in Folio, von Gottsched besorgt, 1741—1744. — 25. Baumgarten, vgl. oben S. 97, Z. 7; 105, Z. 9. Siegmund Jakob Baumgarten, 1706—1757, gelehrter und einflußreicher Theolog, Professor zu Halle, Schüler Wolffs, Dogmatiker und Kirchenhistoriker, gab obiges Werk in 12 Bänden Halle 1752—1757 heraus.

Bücher, ungemeine Dienste leisten kann, anzupreisen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünschen sein, diese nämlich, daß der Herr Doktor nicht dann und wann die Recension der merkwürdigen Bücher solchen Leuten auftragen möge, die sie ohne Zweifel das erste Mal in die Hände bekommen. Aus diesem Umstande ist vielleicht in gedachtem 24. Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius „Naturalphabete" als von einem ursprünglich deutschen Buche geredet wird. Man will sogar aus den Worten des Titelkupfers die Ursache angeben, warum es öfter unter der lateinischen Benennung Alphabetum naturae als unter der deutschen angeführet werde. Die Vermutung ist überflüssig; das Werk selbst ist eigentlich lateinisch geschrieben und nur mit der deutschen Übersetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrscheinlicherweise hat Helmontius so viel Deutsch nie verstanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu schreiben. [10. Stück, vom 22. Januar.]

Vie de Grotius, avec l'histoire de ses ouvrages et des négociations auxquelles il fut employé, par Mr. de **Burigny**. Edition nouvelle avec de nouvelles remarques. En II Tomes. A Amsterdam chez Marc. Michel Rey. 1754. In 12mo. 1 Alph. 3 Bogen.

Grotius hätte längst einen Geschichtschreiber von dieser Art verdient. Er war keiner von den Gelehrten, deren Lebensbeschreibung nichts als die Historie ihrer Schriften ist; er war so vielen Zufällen und Veränderungen ausgesetzt, daß seine gelehrten Beschäftigungen lange nicht der wichtigste Teil sind. Seine Klugheit, seine Bescheidenheit im Glücke, seine Geduld in Widerwärtigkeiten, seine Liebe zur Tugend, sein Eifer für die Wahrheit und für die Beobachtung seiner Pflichten, seine brennende Begierde, wann es möglich gewesen wäre, alle Christen zu einem Glauben zu versammeln, unterscheiden ihn so vorzüglich von dem größten Teile der Gelehrten, daß sein Leben allen zum Muster dienen kann, die sich den Wissenschaften ergeben haben. Herr Burigny hat alle diese Vorzüge in ein sehr helles Licht zu setzen gewußt und teilt sein

6. 24. Stücke, S. 499. — 7. Franciscus Mercurius van Helmont, geb. 1618, starb zu Berlin 1699, suchte, wie sein Vater, Joh. Bapt. van Helmont, ein mystischer Theosoph, 1577—1644, den Stein der Weisen und hinterließ mehrere theosophische Schriften. — 21. Grotius, vgl. oben S. 10, Anm. zu Z. 14.

ganzes Werk in sechs Bücher. In dem ersten Buche beschreibt er die jüngeren Jahre des Grotius, die nie ein Gelehrter glänzender und mit mehrerm Ruhm einer frühzeitigen erstaunlichen Gelehrsamkeit zugebracht hat. In dem zweiten Buche wird von den Gomaristen und Arminianern und von dem Anteile, den Grotius bei dieser Streitigkeit nahm, folglich auch von seinem Gefängnisse und der Art, wie er aus demselben entkam, gehandelt. Das dritte Buch beschreibt seinen Aufenthalt zu Paris und Hamburg, an welchem letztern Orte er so lange blieb, bis ihn Oxenstiern zu sich rief und als Gesandten an den französischen Hof schickte. Das vierte und fünfte Buch sind ohne Zweifel die wichtigsten und werden zur Widerlegung des so gemeinen als ungegründeten Vorurteils dienen, daß die Gelehrten zu öffentlichen Geschäften nicht geschickt wären. Sie beschreiben alles, was er als Gesandter verrichtet hat, und zeigen, daß er sehr viel Anteil an den größten Angelegenheiten gehabt, daß er in verschiedenen sehr glücklich gewesen, daß er den Ministern vortreffliche Ratschläge gegeben, und daß er sich beständig als einen eifrigen, uneigennützigen und vorsichtigen Staatsmann erwiesen habe. Das sechste Buch endlich handelt von seinen übrigen Schriften, deren nicht gelegentlich hat gedacht werden können, wie auch von seinen theologischen Gesinnungen. — Bei dieser neuen Ausgabe sind verschiedene Anmerkungen hinzugekommen, welche dieses und jenes in ein größer Licht setzen und auch dann und wann den Herrn Burigny, welcher sich als einen Katholiken vielleicht von dem Eifer für seine Religion manchmal hat verführen lassen, verbessern. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 4 Gr.

[18. Stück, vom 9. Februar.]

---

5 f. Arminianer oder Remonstranten, eine nach Jakob Arminius (Harmensen, 1560 bis 1609) benannte Partei in der reformierten Kirche der Niederlande, Gegnerin der strengen Calvinschen und Bezaschen Prädestinationslehre, geriet 1604 in Streit mit dem calvinistisch gesinnten Kollegen Arminius', Franz Gomarus. — den Grotius ... Gefängnisse, er unterstützte den holländischen Ratspensionär Oldenbarneveldt, den Beschützer der Arminianer. Oldenbarneveldt ward dafür 1619 enthauptet und Grotius zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurteilt, aus welcher ihn seine Gattin in einer Bücherkiste befreite. — 22 ff. Vgl. 1755, St. 44.

Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siècle de Louis XIV. A Francf. aux dépens de la Compagnie. 1754. In 8vo. 1 Alph. 4 Bogen.

Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein „Abrégé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charles-Quint" erschien. Nach dem Vorgeben dieses Gelehrten soll es nichts als ein Teil einer unvollständigen Handschrift von einem größern Werke sein, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es sei bei einem Treffen in Böhmen in die Hände der Husaren gefallen, und er vermutet, daß eben diese Husaren den Druck müßten besorgt haben, weil alles auf das grausamste darinne verstümmelt und verfälscht worden. Damit aber eine solche Mißgeburt nicht auf seiner Rechnung bleibe, so habe er nunmehr selbst Hand angelegt und es in Ansehung der deutschen Reichsgeschichte so umgearbeitet, daß es anstatt eines Inbegriffs derselben dienen könne, welcher weder trocken noch bis zum Ekel umständlich sei. Nach dieser neuen Einrichtung ist es unter dem Titel Annales in Holland in zwei Duodezbänden gedruckt und auch in Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von diesem Nachdrucke ist das oben Angeführte der erste Teil, welcher von Karl dem Großen bis auf Ludewig V. geht; der zweite Teil enthält die Geschichte von diesem Ludewig bis auf den Tod Karls VI. In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben, die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen; denn niemand weiß so gut als er die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverraten läßt. Das Merkwürdigste bei diesem ganzen Werke sind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kaiser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit, mit der sich bei uns Berckenmeyer und andre abgegeben haben. Diese Probe giebt Anlaß, zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfte, und vielleicht aus keiner andern Absicht, als sich nach dem Ge-

33. Paul Ludolf Berckenmeyer (1667—1732), Oberküster an der Petrikirche zu Hamburg, gab 1708 und öfter heraus: „Geographische Fragen, in welchen die Wappen der europäischen souveränen Staaten, samt einer poetischen Anleitung zur Universalhistorie und der Erläuterung derselben".

schmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt; so wie er zum Exempel in Frankreich die „Henriade“ und in England den „Brutus“ und den „Tod des Cäsars“ gemacht hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[33. Stück, vom 16. März.]

Herrn **von Burigny Historie der Staatsveränderungen** des Kaisertums **zu Konstantinopel** von Erbauung dieser Stadt bis aufs Jahr 1453, da sich die Türken derselben bemächtiget haben. Aus dem Französischen übersetzt. Erster und zweiter Teil. Hamburg in der Hertelischen Handlung im Dom. 1754. In 8vo. Beide Teile 2 Alph. 8 Bogen.

Die Geschichte der morgenländischen Kaiser ist unstreitig eine von den fruchtbarsten an großen und außerordentlichen Veränderungen; sie würde daher auch eine von den lehrreichsten sein, wenn sie nicht, besonders durch die Parteilichkeit der griechischen Geschichtschreiber, sehr zweideutig wäre gemacht worden. Unterdessen verdienet doch die Arbeit eines Schriftstellers, der uns das Glaubwürdigste aus ihnen sammelt und in eine vernünftige Ordnung bringet, allen Dank. Herr Burigny hat sie in zehn Bücher abgeteilet, wovon die ersten neune bloß die weltliche Geschichte in sich fassen, das letzte aber einzig und allein von Kirchensachen handelt. Er hat für gut befunden, alles, was die Religion angeht, auf diese Art von den verschiedenen Regierungen abzusondern, damit man mit einem Blicke die vornehmsten Streitigkeiten der konstantinopolischen Kirche mit der römischen, den Fortgang der Spaltung und alle verschiedene Versuche, die man zu beider Vereinigung vorgenommen hat, übersehen könne. Diese zwei ersten Teile der Übersetzung enthalten nur die ersten acht Bücher; das Rückständige wird den dritten Teil ausmachen, welcher künftige Michaelismesse herauskommen soll. Man wird demselben einen Nachtrag zum Leben des Kaisers Julians I., den der Herr von Burigny dem Übersetzer im Manuskripte zugesandt hat, und ein vollständiges Register über alle drei Teile beifügen. Was die Übersetzung selbst anbelangt, so läßt sie sich sehr wohl lesen, nur daß es scheint, als ob ihr Urheber die eigentümlichen Redensarten der französischen Sprache oft nicht gehörig genug verstanden habe;

6. von Burigny, vgl. oben S. 119.

er übersetzt zum Exempel: „il parla le premier“, „er redete der erste“, anstatt daß er sagen sollte „zuerst“. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr. [60. Stück, vom 18. Mai.]

Tagereisen von Großcairo nach dem Berge Sinai und wieder zurück. Aus einer Handschrift des Präfektus der Franziskaner in Ägypten übersetzt. Mit Anmerkungen über den Ursprung der Hieroglyphen und Mythologie der alten Heiden; der Gesellschaft der Altertümer in London zugeeignet von dem hochwürdigen Robert **Clayton**, Bischof zu Clogher. Aus der verbesserten englischen Ausgabe übersetzt von J. P. Cassell. Mit Kupfern. Hannover bei Försters Erben. 1754. In 8vo. auf 12 Bogen.

Diese Reise ist von einem Vorsteher der Franziskaner in Ägypten, dessen Name aber unbekannt ist, im Jahre 1722 angestellet worden. Pococke hatte derselben in seinen Reisen durch die Morgenländer erwähnt, und weil der Bischof Clayton das Original davon in seiner Bibliothek hatte, so hielt er es wegen der vielen besondern und genauen Nachrichten für wert, von ihm übersetzt und der Gesellschaft der Altertümer in London vorgelegt zu werden. Der Franziskaner giebt besonders eine sehr umständliche Beschreibung von den alten Charaktern, die in der Wüste von Sinai, in einer Gegend, die durch den Namen Gebel el Mokatteb, d. i. der beschriebene Berg, bekannt ist, anzutreffen sind. Eine ziemliche Strecke von marmornen Klippen ist damit angefüllt, und man hat hinlängliche Ursache, sie für eine uralte Schrift zu halten, die, wenn sie zu entziffern wäre, ohne Zweifel das wunderbarste Denkmal des Altertums sein würde. Der Bischof hält sie für ein Werk der in der Wüsten herumirrenden Kinder Israel, die zur Nachahmung der steinern Gesetztafeln Gottes in den damals üblichen, itzt aber unbekannten hebräischen Charaktern vielleicht Nachrichten von der wunderbaren göttlichen Führung zum ewigen Andenken in diese harte Felsen eingegraben haben. Diese nun vornehmlich näher zu untersuchen, abzuzeichnen und nach England zu bringen, ermuntert er die Gesellschaft, einen Gelehrten dahin zu schicken, und erbietet sich, einen Teil der dazu nötigen Kosten zu

14. Pococke, vgl. oben S. 101, Z. 30. — 20. alten Charaktern, d. h. Inschriften. Es sind sogenannte Keilschriften, die jetzt größtenteils entziffert sind; von den Juden, wie jener Franziskaner vermutete, rühren sie nicht her.

tragen. Es ist sehr zu wünschen, daß diese gelehrte Reise zustande kommen möge, und es würde kein geringer Ruhm für die neuern Zeiten sein, wenn sie den wahren Sinn dieser alten Charaktere wiederherstellen könnte, die aller Wahrscheinlichkeit nach sehr viel Übereinstimmendes mit den Nachrichten der heil. Schrift enthalten müssen. Die diesen „Tagereisen" beigefügten Anmerkungen und Untersuchungen des Bischofs von der Bildersprache und Götterlehre der alten Heiden und besonders der Ägypter sind voller Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Mutmaßungen. Die deutsche Übersetzung ist so zierlich, als es das Original und die kritische Materie zulassen wollen, geraten. Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 6 Gr. [64. Stück, vom 28. Mai.]

Anton **Banniers**, Mitglieds der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, **Erläuterung der Götterlehre** und Fabeln aus der Geschichte. Aus dem Französischen übersetzt, in seinen Allegaten berichtiget und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Adolf Schlegeln. Erster Band. Leipzig bei Joh. Gottfr. Dyck. 1754. In groß Oktav. 2 Alph. 20 Bogen.

Die Erlernung der Mythologie ist auch noch itzt unentbehrlich. Zwar ist die Notwendigkeit derselben in Absicht auf die Religion weggefallen, und wir können itzt der Mühe völlig überhoben sein, sie nach dem Exempel der ersten Kirchenväter deswegen zu studieren, um ernstliche Widerlegungen des heidnischen Aberglaubens daraus herzuholen. Desto fester aber hat sie sich unter den schönen Künsten und Wissenschaften gesetzt, welche kein geringes Hilfsmittel entbehren würden, wenn die Götterlehre und Fabel unbebaut liegen blieben. Ohne sie würde uns die Hälfte der Schönheiten der alten Dichter und Redner unverständliche Rätsel bleiben, und ohne sie würden wir nur halb von den teuern Resten der alten Bildhauerkunst urteilen können. Doch auch außer diesen Vorteilen, welche, wenn sie auch die einzigen wären, schon groß genug sein würden, können auch die wichtigern Wissenschaften Kenntnisse daraus schöpfen, die zu ihrer Erweiterung und Erklärung nicht wenig beitragen. Ohne der Sittenlehre, der Naturkunde und der reinen Gottesgelahrtheit zu gedenken, ist es besonders die Historie, welche sehr wichtige Dienste von ihr erhält. In Beziehung auf diese

13 ff. Vgl. oben S. 103.

letztere hat sie besonders Bannier, wie bekannt, in dem gegenwärtigen Werke erläutert, welches längst in unsre Sprache übergetragen zu werden verdient hätte. Doch es ist ebenso gut, daß diese Arbeit dem Herrn Schlegel vorbehalten worden, weil es sehr zweifelhaft ist, ob sie irgend ein andrer mit ebenso viel Gelehrsamkeit und Geschmack würde ausgeführt haben. Der erste Teil seiner Übersetzung erscheinet zwar dem Versprechen nach um ein halbes Jahr später; allein man wird diesen Aufschub leicht entschuldigen, wenn man die unsägliche Mühe nur ein wenig überlegt, die vornehmlich die Berichtigung der Allegaten in einem solchen Werke gekostet hat. Herr Schlegel hat ihm dadurch eine Art der Zuverlässigkeit gegeben, die es für sich selbst beinahe nicht haben konnte, indem es die Gelehrten fast für nichts weiter als für einen Zusammenhang wohlgewählter Auszüge aus den dahin gehörigen Schriften der Neuern wollten gelten lassen. Nebst diesen richtigen Allegaten sind von ihm auch Anmerkungen hinzugekommen, welche seine Urschrift oft widerlegen, öfter erläutern, allezeit aber ergänzen und ihrer Brauchbarkeit einen Grad der Vollkommenheit geben, der ihr ohne dieselben gewiß mangeln würde. Die Leser werden selbst am besten davon urteilen können und deswegen den übrigen Bänden ebenso begierig als wir entgegensehen. Kostet in der Vossischen Buchhandlung hier und in Potsdam 2 Rthlr. 8 Gr.

[72. Stück, vom 15. Junius.]

Des Abts **von Marigny Geschichte der Araber** unter der Regierung der Kalifen. Aus dem Französischen. Zweiter Teil. Berlin und Potsdam bei Chr. Fr. Voß. 1754. In 8vo. 1 Alph. 15 Bogen.

Dieser zweite Teil fängt mit dem Hassan, dem fünften Kalifen, an und geht bis auf den sechsundzwanzigsten Kalifen, Namens Mamon. Er enthält also die Jahre der Hegire 40—218, welches die Jahre nach Christi Geburt 660—833 sind. Man wird auch in diesem eine Menge wichtiger Begebenheiten finden, deren Einfluß sich nicht allein auf das kleine Arabien, sondern zugleich auf die ganze christliche Welt erstreckte, die dem Verluste, den sie in dem Verfalle des griechischen Kaisertums leiden sollte, immer näher und näher kam. Doch nicht die kriegerischen Vor-

24 ff. Vgl. oben S. 102. 104. — 29. Hegire. Diese französische Form des arabischen „Hidschra" gebraucht bekanntlich auch Goethe im ersten Gedicht seines „Divan", auch in dem Brief an Knebel vom 8. Febr. 1815, an Lavater vom 3. Dez. 1781, Ital. Reise Sept. 1787

fälle allein sind es, die diesen Zeitpunkt merkwürdig machen. Einen besondern und ganz eigenen Glanz erhält er von den allmählichen Bemühungen seiner letztern Kalifen, besonders des Harun al Raschid und des Mamon, die Wissenschaften in ihren Ländern einzuführen und ihre Unterthanen einer Barbarei zu entreißen, die um so viel härter auf ihnen lag, je mehr sie von den Vorurteilen der Religion gerechtfertiget ward. Der Anfang einer so wichtigen Epoche für den menschlichen Verstand, der sich plötzlich unter ungesitteten kriegerischen Völkern aufzuklären anfing, so daß sie in kurzem ebenso viel Gelehrte als Helden aufzuweisen hatten, wird nicht anders als mit vielem Vergnügen können gelesen werden. Es wird ein Schauspiel von einer ganz besondern Art sein, Nachfolger des Mahomets ohne Unterscheid der Religion unter Dichtern, Meßkünstlern und Weltweisen leben und sich so erniedrigen zu sehen, daß sie bei ihren Feinden mit Versprechung eines ewigen Friedens um die Überlassung eines Philosophen bitten und bloß deswegen, weil man ihnen denselben versagt, aufs neue gegen die Christen zu den Waffen greifen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr. [79. Stück, vom 2. Julius.]

Réponse au supplément du siècle de Louis XIV. A Colmar. 1754. In 8vo. auf 11 Bogen.

Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem „Jahrhunderte Ludwigs XIV.“ bekommen, ist genugsam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaitres der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine Frankfurtische Ausgabe des Jahrhunderts verschiedne Anmerkungen setzen; auf diese Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsstück zu seinem Werke, und gegen dieses Ergänzungsstück erwidert der erstere nunmehr durch angeführte Bogen. Es ist nicht wohl möglich, etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit

18. zu den Waffen greifen, es handelte sich um den aus seinem Bistum zu Thessalonich vertriebenen gelehrten Bischof Leo, Philosophen und Mathematiker, der zu Konstantinopel von Unterricht lebte und den sich Al-Mamun (Mamon) von dem Kaiser Michael dem Stammler ausbat. Die Geschichte ist in dem oben besprochenen Werke S. 560 f. zu lesen. Lessings Übersetzung geht nur bis c. S. 369 dieses Bandes; von da an hat ein anderer die Arbeit übernommen. — 23. la Beaumelle. Über den Streit mit la Beaumelle vgl. die Pariser Ausgabe Voltaires von 1818, I, 415 ff.

oder beides zugleich sein; denn darinne besteht die große Kunst des Verfassers, daß er selten eines ohne das andere sagt. Vor allen Dingen versichert er, daß er nur den allerkleinsten Teil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieses ist, so hat er gut fechten: was er nicht verteidigen kann, darf er nur auf den Fortsetzer seiner Arbeit schieben. Es ist nur schade, daß auch bei dieser Zänkerei der deutsche Name wieder ins Gedränge kömmt. Können sich denn ein paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein- oder zweimal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesundem und gesetzten Verstande fehle? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr. [93. Stück, vom 3. August.]

Bibliotheque curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné de livres difficiles à trouver par David Clement. Tome cinquieme. à Hannover chez J. G. Schmid. 1754. In 4to. 2 Alph. 15 Bogen.

Dieser fünfte Teil geht von Boi—Bzo und enthält also gleichfalls nur einen mäßigen Teil eines einzigen Buchstabens. Man wird aber auch dafür in diesem kleinen Raume schwerlich etwas vermissen, welches in den Plan des Herrn Clement gehöret. Spuren einer erstaunlichen Belesenheit und glückliche kritische Entdeckungen wird man überall antreffen, und besonders wird den Kennern in diesem Teile die genaue und sorgfältige Bemerkung aller Schriften des Jordanus Brunus, welche allein auf 7 Bogen einnimmt, nicht anders als angenehm sein. Da der Herr Verfasser sie fast alle selbst bei der Hand gehabt hat, so ist er imstande gewesen, verschiedene Zweifel zu heben, die besonders Bruker in seiner kritischen Geschichte der Philosophie, wider die Ausgaben derselben, und wider verschiedne Lebensumstände dieses berufenen Italieners gemacht hat. Wir glauben nicht, daß es nötig sein wird, ein Werk weiter anzupreisen, welches einmal in dieser Art von Litteratur ohnfehlbar eine der vornehmsten Quellen werden wird. Die Größe, zu der es anwachsen muß, kann ein neuer

15. Tome cinquieme, vgl. oben S. 111. — 24. Giordano Bruno, Dominikaner, berühmter Philosoph, Pantheist, geboren zu Nola um 1550, wurde 1600 zu Rom als Ketzer verbrannt. — 28. Bruker, vgl. oben S. 48, Anm. zu Z. 2.

Bewegungsgrund sein, sich dasselbe teilweise anzuschaffen, ehe es noch durch seinen Preis selbst unter die raren Bücher gesetzt zu werden verdienet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr. 12 Gr. [114. Stück, vom 21. September.]

Julius Bernhard von Rohr rc., **Physikalische Bibliothek,** worinne die vornehmsten Schriften, die zur Naturlehre gehören, angezeigt werden, mit vielen Zusätzen und Verbesserungen herausgegeben von **Abr. Gotthelf Kästner,** Math. P. P. E. zu Leipzig. Leipzig bei Joh. Wendlern 1754. In 8vo. 2 Alph.

Diese zweite Auflage ist nach einer hinterlassenen Handschrift des Herrn von Rohr, welcher 1742 in Leipzig gestorben, besorgt worden. Man kann aber mit Recht sagen, daß sie durch die Verbesserungen und Zusätze des Herrn Prof. Kästners beinahe ein ganz neues Buch geworden ist, wenigstens diejenige Glaubwürdigkeit erhalten hat, welche die Rohrschen Schriften vor sich niemals gehabt haben noch jemals haben werden. Der berühmte Herausgeber gehört unter die seltenste Art von Bücherkennern, unter diejenigen nämlich, welche viel Bücher kennen, weil sie viel Bücher gelesen haben, und die Wissenschaft der Titel für das, was sie ist, für eine Kleinigkeit ansehen, die sie so mit beiher behalten. Der Ruhm übrigens, welchen er sich mit so vielem Rechte noch in einem weitern Umfange der Gelehrsamkeit als in der bloßen Physik erworben hat, leistet für die Gründlichkeit seiner Urteile die Gewähr, welche einen jeden in den Stand setzen werden, sogleich die besten Bücher in ihrer Art zu wählen, ohne mit Verlust der Zeit, des Fleißes und der Kosten durch unglückliche Versuche darauf zu geraten. Die sechzehn Kapitel, in welche diese Bibliothek abgeteilet ist, haben folgende Überschriften: Das erste Kapitel handelt von der Naturlehre überhaupt; das zweite von den ersten Grundteilchen der natürlichen Körper und den Elementen überhaupt; das dritte von dem Weltgebäude; das vierte von dem Himmel; das fünfte von unserer Erdkugel überhaupt und der Beschaffenheit der Erde insbesondere; das sechste vom Feuer; das siebente von der Luft; das achte vom Aufsteigen der Dünste; das neunte vom Wasser; das zehnte von

7 f. Abr. Gotthelf Kästner, vgl. oben S. 22, Z. 25 f. Lessing an Kästner den 16. Oktober 1754: A propos de la Bibliothèque. J'ai dit quelques mots de la Vôtre.

dem Reiche der Gewächse; das elfte von dem mineralischen Reiche; das zwölfte von dem Reiche der Tiere; das dreizehnte von dem Menschen; das vierzehnte von den Gesundbrunnen; das funfzehnte von Länderbeschreibungen und das sechzehnte von Gespenstern. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

[115. Stück, vom 24. September.]

Kurze Sammlung unterschiedlicher, dem Menschen dienlicher **Wissenschaften und Kunststücke,** sowohl für curieuse Liebhaber als Künstler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holzlaquieren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebst Verfertigung der Tinte dazu, Wartung und Verbesserung der Weine, gold- und silbernen Buchstaben, Marmorsteinen, Holz zu verwahren, sympathetischen Pulvern, Spitzen- und Flor-Zubereitung, gold- und silbernen Sachen einen Glanz zu geben und zu verneuern, nebst noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht erteilet wird, wobei ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich. Frankfurt und Leipzig bei Felßeckers Erben. 1754. In 8vo.

Kaum wird man es sich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen diese Sammlung besteht, so viele und mancherlei Künste, deren immer sieben und sieben, sollten wir meinen, ihren Mann ernähren könnten, verraten und mitgeteilt sein sollten. Allein wir können versichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles sagt, und daß ein neugieriger Leser nicht weniger als 161 der auserlesensten Geheimnisse darinne finden wird, die sich alle eines dem andern den Vorzug streitig machen. Das Geheimnis zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Wasser halten; das Geheimnis, Mäuseküchlein zu backen; das Geheimnis, Fliegen zu vertreiben; das Geheimnis, Flöhe und noch eine andere Art Tierchen zu töten; das Geheimnis, eine sehr außerordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angesichts dienlich ist; das Geheimnis, sympathetische Pulver zu bereiten; die vortrefflichen Geheimnisse für die Trödelweiber, wie sie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfrischen sollen: diese Geheimnisse, sagen wir, und noch viel mehrere müßten entweder sehr schlecht entdeckt sein, oder es wird nie einen Menschen reuen, die Rezepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr kosten sie in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

[123. Stück, vom 12. Oktober.]

Des Abts **von Marigny Geschichte der Araber** unter der Regierung der Kalifen. Aus dem Französischen übersetzt. Dritter und letzter Teil. Berlin und Potsdam bei Chr. Fr. Voß. 1754. In 8vo. 1 Alph. 21 Bogen.

Wir haben bereits bei den vorhergehenden Teilen von dem nützlichen Gebrauche dieses Werks geredet, und itzt können wir bei dem Beschlusse desselben nicht anders, als es den Liebhabern einer kurz und lehrreich vorgetragnen Geschichte nochmals anzupreisen. Es ist gewissermaßen als eine Fortsetzung der „Alten Geschichte" des Rollins anzusehen und völlig mit der Leichtigkeit geschrieben, die die Arbeit dieses Vorgängers so beliebt gemacht hat. Schon in der Vorrede zu dem ersten Teile hat man gezeigt, daß die Vorwürfe, welche der Herr Doktor Baumgarten dem Marigny gemacht hat, teils ganz ungegründet, teils nicht von der Wichtigkeit sind, daß man die Lesung des Buches selbst deswegen unterlassen müßte. Da es übrigens die einzige Kompilation von dieser Materie ist, so muß man dem Verfasser wegen seines Fleißes um so viel mehr verbunden sein, je größer die Mühe sein würde, wenn man den Stoff aus hundert Büchern selbst zusammensuchen müßte. Anmerkungen kann mit Hilfe zweier oder dreier Quellen über einen Geschichtschreiber ein jeder machen, aber nicht ein jeder kann ebensowohl ein zusammenhangendes Werk schreiben. — Dieser dritte Teil fängt von dem 218. Jahre der Hegire an und geht bis auf das 656. derselben, in welchem unter dem Mostazem der Regierung der Abbassiden und der Kalifen überhaupt von den Tartarn ein Ende gemacht ward; denn die sogenannte zweite Herrschaft der Abbassiden, welche kurz darauf in Ägypten errichtet ward, kömmt in keine Betrachtung, indem sie nichts als eine Reihe von Prinzen war, welche weder Land noch zeitliche Gewalt hatten, sondern einzig und allein als die obersten Priester angesehen wurden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr. Alle drei Teile zusammen kosten 1 Rthlr. 16 Gr. [145. Stück, vom 3. Dezember.]

---

1 ff. Vgl. oben S. 102. 104. 125. — 10. Rollin, vgl. oben S. 88, Z. 21. — 24. Hegire, die französische Form für Hedschra (Muhammeds Flucht nach Medina, 622 n. Chr.). Vgl. S. 125, Z. 29.

Versuch einer **Geschichte der Österreichischen Gelehrten**, herausgegeben von Franz Constantin Florian **von Khautz**. Frankfurt und Leipzig bei Joh. Fried. Jahn. 1755. In 8vo. 22 Bogen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten von den östreichischen Gelehrten unbekannter geblieben sind, als sie es verdienen, und daß man längst einen fleißigen Mann gewünscht hat, welcher sich der Erneuerung ihres Gedächtnisses annehmen möchte. Dieser Wunsch würde größtenteils erfüllt werden, wenn es dem Herrn Verfasser des gegenwärtigen Versuchs gefallen wollte, seine Arbeit fortzusetzen. Er scheinet vollkommen mit der dazu gehörigen Belesenheit und erforderlichen Hilfsmitteln versehen zu sein, und die zwölf Lebensbeschreibungen, die er uns diesesmal liefert, beweisen, daß er jene anzubringen und diese zu brauchen weiß. Es sind nicht allein eigentlich sogenannte Östreicher, mit welchen er sich beschäftiget, sondern er hat sie auch in andern östreichischen Erblanden, in Steiermark, Kärnthen, Krain und Tirol aufgesucht. Den Anfang machen zwei Dichter, der eine aus dem 13. Jahrhunderte, Johann Enenkel, und der andere aus dem 14., Ottokar von Horneck. Die dritte Stelle hat Johann von Gmunden, der erste, welcher sich in Deutschland um die Astronomie verdient machte, die er in Wien öffentlich lehrte. Er starb 1442. Auf diesen folgt Georg von Peurbach, gleichfalls einer von den ersten Astronomis in Deutschland. Ferner Thomas Ebendorfer, Professor der Gottesgelahrtheit in Wien, welcher 1464 als Hofkapellan Friedrichs III. starb. Den sechsten Platz zieret der Kaiser Maximilian I., den siebenten bekleidet Wolfgang Laz, den achten Erasmus Oswald Schreckenfuchs, den neunten Julius Alexandrinus von Neustain, den zehnten Reichard Strein, den elften Johann Stephan Strobelberger und den zwölften Christoph Forstner, Kanzler zu Mümpelgard, welcher im Jahr 1667 starb. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[149. Stück, vom 12. Dezember.]

---

18 f. Johann Enenkel, ein Wiener Chronist, starb um 1250, schrieb zwei Reimchroniken mit eingestreuten Novellen. — Ottokar von Steier, oder von Horneck, schrieb in anziehendem Vortrag eine gereimte östreichische Chronik, die Jahre 1250—1309 enthaltend.

Histoire moderne des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Persans, des Turcs, des Russiens etc., pour servir de suite à l'Histoire ancienne de M. Rollin. Tome premier et second. A Paris chez Desaint et Saillant. 1754. In 12mo. Jeder Teil 20 Bogen.

Die historischen Werke des Herrn Rollin sind mit so allgemeinem Beifalle aufgenommen worden, daß es kein Wunder ist, wenn man von allen Seiten Fortsetzer derselben auftreten sieht. Wir müssen gestehen, daß der gegenwärtige völlig das Ansehen hat, als ob er einer von den glücklichsten derselben werden würde. Er hat sich folgenden Plan gemacht: „Vor allen Dingen," spricht er, „will ich mich bemühen, das, was den Ursprung und den Wachstum eines jeden Volks betrifft, auseinanderzuwickeln. Ich will die Epoche und die vornehmsten Umstände seines Aufnehmens, die Ordnung seiner Dynastieen, seine berühmtesten Regenten und die merkwürdigsten Veränderungen, die es erlitten hat, anzeigen. Hierauf will ich mit einer Art von Genauigkeit die Lage, den Umfang und die Grenzen seines Reichs, desgleichen die vornehmsten Städte desselben, die Merkwürdigkeiten, die sie enthalten, die Denkmäler der Kunst und die Hervorbringungen der Natur bemerken. Endlich will ich mich bestreben, das Genie eines jeden Volks, ihre Regierungsart, ihre Künste, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Sitten und ihre Gewohnheiten kennen zu lehren." „Dieses," fährt er fort, „war ungefähr die Methode, welche der Verfasser der Geschichte alter Zeiten und Völker in den ersten Teilen seines vortrefflichen Werks beobachtete. Es ist nur zu bedauern, daß sich Rollin manchmal davon entfernet hat, und daß uns z. E. seine Geschichte der Perser, der Macedonier und der Römer ganz und gar nicht diese Verschiedenheit von Gemälden darstellet. Er ist hier nichts als ein eilfertiger Kompilator von Belagerungen, Schlachten, Veränderungen und Kriegen; die lehrreichen Ausschweifungen sind sehr selten, und die Begebenheiten folgen überall nach eben der methodischen und einförmigen Art auf einander, nach welcher sie in langwierigen Jahrbüchern erzählt werden." — — Kann man nunmehr wohl noch zweifeln, daß ein Nachahmer, welcher die Fehler seines Musters ebensowohl als die Vollkommenheiten einsieht, nicht etwas Vorzügliches liefern sollte?

6. Rollin, vgl. oben S. 88, Z. 21. — 14. seines Aufnehmens, d. h. seines Aufblühens.

Wenigstens bestätigen die ersten beiden Teile, welche die Geschichte der Chineser und Japaneser enthalten, diese vorteilhafte Vermutung sehr. Er ist überall pragmatisch und hält sich bei den historischen Kleinigkeiten nicht auf, welche das Gedächtnis beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten. Dieses macht, daß er sich mit einer Leichtigkeit lesen läßt, die seinem Werke auch auf der Seite des Anmutigen vor manchen schwer geschriebenen Romanen den Vorzug giebt. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, ein andermal umständlicher davon zu reden, wenn nämlich die deutsche Übersetzung zum Vorscheine kommen wird, welche ein Mann übernommen hat, von dem man sich nicht allein alle Treue, sondern auch sehr nützliche Anmerkungen und Zusätze versprechen kann. Sie wird gegen Ostern in den Vossischen Buchläden zu haben sein, wo man itzt die ersten Teile des Originals für 1 Rthlr. 12 Gr. bekommen kann. [156. Stück, vom 28. Dezember.]

1755.

Les **Moeurs et Coutumes des François** dans les premiers tems de la Monarchie, par Mr. l'Abbé **le Gendre**, Chanoine de l'Eglise de Paris, précédés des Moeurs des anciens Germains, traduits du Latin de C. Tacite, et d'une Préface, contenant quelques remarques relatives aux usages anciens ou modernes de ces deux Peuples. A Paris chez Briassons. In 12mo. 20 Bogen.

Das Werk des Abts le Gendre ist nicht neu, sondern bereits 1721 gedruckt worden. Es enthält viel artige Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen, welche unter den Franzosen von Zeit zu Zeit geherrscht haben, und durch welche sie zu derjenigen Artigkeit hinaufgestiegen sind, die itzt so viele an ihnen bewundern. Diese neue Ausgabe enthält ziemlich entbehrliche Vermehrungen, eine Übersetzung nämlich von des Tacitus kleinem Werke: „Von den Sitten der alten Deutschen", und eine Vorrede, in welcher diese mit den Sitten der alten Gallier und den neuern Sitten beider Völker verglichen werden. Da die Gallier unwidersprechlich deutschen Ursprungs sind, so hat diese Vergleichung nicht viel Mühe kosten können. Unterdessen ist sie doch in einem Tone abgefaßt, welcher

10. ein Mann, Zachariä. Vgl. S. 138, Z. 14. — 32 f. Da . . . deutschen Ursprungs sind, bekanntlich ist dies nicht der Fall; die Gallier sind Kelten.

einen Deutschen belustigen kann. Z. E. „Wir Franzosen," sagt der Schriftsteller, „sind in dem Anfange eines Treffens schrecklich. Wir sind gewohnt, dem Feinde den Sieg zu entreißen; denn wenn wir ihm denselben lange streitig machen sollen, so laufen wir Gefahr, ihn zu verlieren. Unterdessen haben wir doch auch bei manchen Gelegenheiten ebenso viel Standhaftigkeit als Hitze gezeigt. Wir haben das feindliche Feuer ruhig ausgehalten; wir haben gelassen den günstigen Augenblick zum Angriffe erwartet; wir" ꝛc. — — Kurz, das französische Wir läßt in dem Munde eines Schriftstellers, der vielleicht nicht das Herze hat einen Hund totzumachen, vortrefflich tapfer. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr. [2. Stück, vom 4. Januar.]

Wohlmeinender **Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen lesen,** worinnen sowohl von dem nützlichen Gebrauche der gelehrten und politischen Zeitungen als auch von ihrem Vorzuge, den einige vor andern haben, bescheidentlich gehandelt wird; nebst einem Anhange einiger fremden Wörter, die in den Zeitungen häufig vorkommen. Leipzig bei Chr. Fr. Geßner. 1755. In 8vo. 22 Bogen.

Wenn dieses Buch, welches eigentlich zu nichts als zum Nutzen der Zeitungsleser und zur Aufnahme der Zeitung selbst bestimmt ist, nicht verdienet, in den Zeitungen bekannt gemacht und angepriesen zu werden, so verdient es gewiß kein Buch in der Welt. Unsern Blättern soll man wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß sie die Dankbarkeit so weit aus den Augen gesetzt und ein sträfliches Stillschweigen davon beobachtet hätten. Sie sollen vielmehr ihren Lesern melden, daß dieser „wohlmeinender Unterricht" halb ein neues und halb ein neu aufgewärmtes Buch ist, welches aus drei Hauptabteilungen besteht. Die erste handelt von den Zeitungen überhaupt und untersucht in neun Kapiteln mit einer ziemlich philosophischen Gründlichkeit, was man unter einer Zeitung verstehe, woher die Zeitungen ihren Ursprung haben, was für Sachen in den Zeitungen vorkommen, welcher vorzügliche Wert ihnen beizulegen, wie die Verfasser der Zeitung, besonders der politischen, beschaffen sein sollen, was sie für eine Schreibart und für einen Endzweck haben müssen, und endlich auch, was sie für Leser verlangen. Die zweite Abteilung handelt von dem Nutzen der Zeitungen, von ihrem Nutzen überhaupt, von ihrem Nutzen

an Höfen, von ihrem Nutzen auf Universitäten, von ihrem Nutzen in der Staatskunde, von ihrem Nutzen im geistlichen Stande, von ihrem Nutzen im Kriege, von ihrem Nutzen bei der Kaufmannschaft, von ihrem Nutzen im Hausstande, von ihrem Nutzen auf Reisen, von ihrem Nutzen in Gesellschaften, von ihrem Nutzen in Unglücksfällen. Kurz es ist sonnenklar, daß die Zeitungen das nützlichste Institutum sind, zu welchem die Erfindung der Buchdruckerei jemals Anlaß gegeben hat. Das Publikum kann leicht einsehen, daß man dieses ohne Absicht auf irgend einen Nutzen sagt; denn von dem Nutzen, den ihre Verleger daraus ziehen, steht kein Wort in dem ganzen Werkchen. Die dritte Abteilung endlich handelt von der Art, wie man den Nutzen, welchen die Zeitungen bringen, durch eine vernünftige Lesung derselben erhalten soll; aber mit dieser, wie wir frei gestehen müssen, sind wir gar nicht zufrieden. Der Verfasser will die Welt bereden, daß Zeitungsleser gewisse Naturgaben, gewisse Kenntnisse in der Genealogie, in der Wappenkunst, in der Weltbeschreibung, in der Geschichte, und wer weiß noch worinne haben müßten. Allein, mit seiner Erlaubnis, das ist grundfalsch. Wer ein wenig Neugierde besitzt und das wenige Geld daran wenden will und kann, ist ein vollkommner Zeitungsleser; welches hiermit zur Nachricht dienet! Am Ende hat der Verfasser eine Nachricht von den in Deutschland bekanntesten Zeitungen beigefügt, allein an dieser Nachricht ist auch vieles auszusetzen. Besonders tadeln wir dieses daran, daß er unsere Zeitung nicht gleich obenan gesetzt hat. Wir hätten ihn noch ganz anders loben wollen! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. [29. Stück, vom 8. März.]

Leben des Grotius nebst der Historie seiner Schriften und der Staatsgeschäfte, welche er geführt hat; durch Herrn **von Burigny** beschrieben, mit Anmerkungen. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig in Lankischens Handlung. 1755. In 8vo. 1 Alph. 12 Bogen.

Das Werk des Herrn von Burigny kann denjenigen ganz nützlich sein, welche gern einen so großen Mann, als Grotius war, näher kennen möchten und weder die eignen Schriften desselben noch andere Quellen zu Rate ziehen können. Eine deutsche Übersetzung würde daher nicht ganz vergebens gewesen sein, wenn sie

28 ff Vgl. oben S. 119.

nur in bessere Hände gefallen wäre; denn so, wie wir sie itzt lesen, findet man fast auf allen Seiten die gröbsten Spuren, daß ihr Urheber weder französisch noch lateinisch, weder eines noch keines muß verstanden haben. Wer wird es zum Exempel erraten können, was der Hof der Gerechtigkeit ist, wenn er nicht mehr französisch versteht als der Übersetzer? Und wenn dieser von dem Grotius sagt: er beschäftigte sich dazumal am meisten mit dem Barreau, so sollte man fast wetten, daß das gute Barreau hier für einen Schriftsteller angesehen worden. Ein alter griechischer Dichter, der aus Solis gebürtig war, wird auf der 30. Seite zu einem französischen Edelmanne gemacht, der Aratus de Sole heißt. Auf eben dieser Seite werden Fragmenta Prognosticorum übersetzt durch Fragmente der Weissager, und man hätte doch wohl wissen sollen, daß Prognostes und Prognosticon nicht einerlei wären, wenn man es auch nicht gewußt hätte, was diese Fragmente enthielten. Außer unzählig solchen unverantwortlichen Fehlern hat der Übersetzer auch sonst Nachlässigkeiten gezeigt, die seine Arbeit fast ganz und gar unbrauchbar machen. Unter andern hat er die Rückweisungen in dem Buche fast immer französisch gelassen und nicht einmal die Seiten nach seiner Übersetzung verändert. Wenn man also wissen will, was voyez plus haut pag. 25, not. a heißt, so muß man nicht allein französisch können, sondern man muß auch das französische Original besitzen, das ist, man muß die Übersetzung völlig entbehren können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

[44. Stück, vom 12. April.]

Johann **Hübners kurze Fragen aus der neuen und alten Geographie**, bis auf gegenwärtige Zeit sorgfältig fortgesetzt, auch mit neuen Zusätzen vermehrt und durchgehends nach dem neuesten Zustand der politischen Welt verbessert, nebst einer nützlichen Einleitung vor die Anfänger und Vorrede von den besten Landcharten. Regenspurg und Wien im Verlag E. F. Baders. 1755. 2 Alph. 11 Bogen.

Dieses unzähligmal aufgelegte geographische Schulbuch erscheint nunmehr in einer andern Gestalt. Man hat nämlich anstatt des

7 f. dem Barreau, der Rechtsgelehrsamkeit. — 10. aus Solis, in Cilicien; Aratus schrieb ein astrologisches Gedicht Phaenomena, welches Grotius herausgab. — 12. Fragmenta Prognosticorum, Bruchstücke von Anzeichen der Zukunft. — 27. Johann Hübner, vgl. oben S. 53, Z. 4.

Duodezformats, welches durch die ziemliche Dicke unförmlich ward, das Oktavformat erwählt, und dieses ist ohne Zweifel die am meisten in die Augen fallende Veränderung, die man damit vorgenommen hat. Wir wollen dadurch aber nicht zu verstehen geben, als ob die übrigen Veränderungen nicht auch merklich genug wären. Sie sind es allerdings, und besonders wird man von vielen Orten eine richtigere Lage bestimmt und von diesem und jenem Lande eine bessere und anitzt gebräuchliche Einteilung gemacht finden. So ist zum Exempel das Reich Ungarn auf die Art des Szazky, welches die neueste und itzt allein wahre Art ist, abgeteilet worden. Die Beschreibung von Schweden ist nach Tunelds schwedischer Geographie vielfältig verbessert worden, und bei Amerika hat man sich des britischen Reichs in Amerika und der Beschreibung der Länder und Völker dieses Weltteils mit Nutzen bedient. Ob aber die Druckfehler sorgfältiger als bei den vorhergehenden Ausgaben vermieden worden, werden diejenigen selbst am besten sehen können, die einen fleißigen Gebrauch davon zu machen belieben wollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[55. Stück, vom 8. Mai.]

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen 2c. Als eine Fortsetzung von Rollins älterer Geschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen. Erster Teil. Berlin bei Chr. Friedr. Voß. 1755. In 8vo. 1 Alph. 8 Bogen.

Wir haben bereits bei Gelegenheit der französischen Urschrift den Plan dieses Werks angezeigt. Es ist eben derselbe, welchen sich Rollin in den erstern Teilen seiner ältern Geschichte gemacht zu haben schien, wo er sich auf eine kleine Anzahl merkwürdiger Begebenheiten einschränkt und, ohne sich bei bloß historischen Umständen aufzuhalten, zu wichtigern Untersuchungen des Wachstums der Künste, der Merkwürdigkeiten der Natur, der vornehmsten Gesetze und Gebräuche 2c. fortgehet. Ebenso verfährt der Verfasser dieser neuern Geschichte, bei welchem man etwas mehr als eine forteilende Sammlung von Belagerungen, Schlachten, Revolutionen und Kriegen suchen muß. Er setzt erstlich alles, was den Ur-

25. französischen Urschrift, vgl. oben S. 133.

sprung und das Wachstum jeder Nation betrifft, auseinander. Hierauf zeigt er die Epochen, die merkwürdigsten Umstände ihrer ersten Einrichtung, die Ordnung ihrer Dynastieen und macht die berühmtesten Fürsten derselben bekannt. Er bemerkt ferner mit ziemlicher Genauigkeit die Lage, die Größe, die Grenzen jedes Reichs, die vornehmsten Städte derselben, die größten Merkwürdigkeiten und die Denkmale der Kunst nebst dem, was die Natur besonders darin hervorbringt. Endlich lehrt er das Genie jedes Volks, seine Regierungsform, seinen Gottesdienst, seine Sitten und Gebräuche kennen. Nach dieser Einrichtung findet man in diesem ersten Teile die Geschichte der Chineser abgehandelt, eines Volks, welches unter allen in neuern Zeiten bekannt gewordnen Völkern ohne Zweifel die meiste Aufmerksamkeit verdienet. Die deutsche Übersetzung hat den Herrn Zachariä in Braunschweig zum Verfasser, welcher schon in eignen Werken gezeigt hat, daß er weit mehr als übersetzen könne. Es wäre überhaupt ein Glück, wenn alle diejenigen das Übersetzen wollten bleiben lassen, welche nichts als übersetzen können, und wenn sich nur solche Gelehrte von Zeit zu Zeit damit beschäftigen wollten, denen man den Vorwurf nicht machen kann, daß sie nichts Bessers anzufangen wüßten. Der Anmerkungen, welche Herr Zachariä hinzugethan, sind zwar wenige, man wird sie aber allezeit an dem rechten Orte angebracht finden; eine Geschicklichkeit, welche die wenigsten unserer Notenschreiber besitzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr. [58. Stück, vom 15. Mai.]

M. Johann George **Hagers**, Rektor zu Chemnitz, **kleine Geographie** vor die Anfänger. Chemnitz bei Joh. Christoph und Johann David Stössel. 1755. In 8vo. 2 Alph. 6 Bogen.

Da die ausführliche Geographie des Herrn Hagers, welche vor einigen Jahren in drei Oktavbänden herauskam, so vielen Beifall gefunden, daß sie nicht allein in verschiedne öffentliche Schulen eingeführet, sondern auch in nicht langer Zeit mehr als einmal der Presse übergeben worden, so ist zu hoffen, daß auch dieser Auszug seine Gönner finden werde. Er ist für die Anfänger

14. Fr. Wilh. Zachariä, 1726—1777, der Dichter des Renommisten, ward 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig und später mit Lessing befreundet.

ungleich brauchbarer als das große Werk, und man darf nicht glauben, daß es ebensogar leicht gewesen ist, ihn zu verfertigen. Eine vieljährige Erfahrung ist ihrem Verfasser dabei zu statten gekommen, durch die er einsehen lernen, was eigentlich jungen Leuten in diesem Studio unumgänglich zu wissen nötig sei, wenn sie in der Folge etwas mehrers darinne thun wollen. Er hat dabei überall seine erste Lehrart gebraucht und die gleich anfangs beliebte Einrichtung beibehalten, damit, wenn man einmal in dieser kleinen Geographie einen tüchtigen Grund gelegt, man hernach durch die größere mit leichter Mühe desto mehr darauf bauen könne. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[71. Stück, vom 14. Juni.]

II.

Selbständige Schriften.

Vorrede.

So sind die Schriftsteller. Das Publikum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich itzt der Gefahr aussetze, dasjenige alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber ebensogar klug sei, das ist eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich itzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel „Kleinigkeiten". Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deswegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der Erste sein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr sogar vor und bat meine Leser, gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sei.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man itzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert, ich habe weggeworfen und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch

1. Vorrede, zum ersten und zweiten Teil der Schriften, 1753.

strenger sein können, wenn ich nämlich alles durchgestrichen oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte; denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum sein, ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner sein müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen; denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile, von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wenn durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wenn ich, diese Lücken zu erfüllen, nicht meinen ganzen poetischen Vorrat hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben, und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben sein. Doch so geht's; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Teile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genötiget, sie in zwei Büchern abzuteilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größtenteils das Licht schon kennen und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingeteilet hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größten-

teils neu sein, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß Unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sei, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es, daß einige niedrig genug sind, andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die sein, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug sein kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Teile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zustande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzuteilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurückbehalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwert ist.

Anfangs war ich willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht, so habe ich es gar unterlassen.

Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt sein, daß man auch aus meinen Poesieen zur Ehre des deutschen Witzes Proben ins Französische übersetzt und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Teil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuten. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis itzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Korrespondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existieren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe, sie zu lesen, belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrat, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände geraten, mitgeteilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Teile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größre Poesieen, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

---

1 ff. Nach Redlichs Bemerkung bezieht sich diese Äußerung wahrscheinlich auf das kurz vorher erschienene Buch des Baron von Bielfeld: „Progrès des Allemands dans les sciences, les belles-lettres et les arts“, in welchem die übersetzten Proben aus Hagedorn sämtlich französischen Dichtern entlehnt sind.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus.
Nihil in conscientia latet, quod scriptorum
cuniculis occulatur.

Symmachus.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den „unglücklichen Dichtern“ wieder zurückschicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr? entweder Sie hätten gedacht: „Nun wahrhaftig, der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können!“ oder: „Ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg wie der Hahn über die Kohlen!“ Die eine Vermutung sowohl als die andre war mir ungelegen, mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will, mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. „Nun? aber ohne Beurteilung?“ werden Sie sagen. Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urteilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so

1. Diese (25) Briefe erschienen zuerst im zweiten Teil der Schriften, 1753. — 2 ff. Mit offener Gesinnung tauschen wir lautere Gefälligkeiten aus. Nichts ist im Bewußtsein versteckt, was durch verdeckte Gänge meiner Schriften verborgen würde. — 5. Symmachus (Quintus Aurelius), aus dem 4. Jahrh. n. Chr., hat gleichfalls besonders Briefe geschrieben.

bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsternis und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Musen! — — am Galgen, und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheiratet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche, so zu reden, die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu eifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja, sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer noch sehr erträgliche

34. Saint Amant, vgl. oben S. 58, Z. 23. — 35. Über Neukirch und Günther vgl. Nat.-Litt. Bd. 38 f. „Die Gegner der zweiten schlesischen Schule" II, 445 ff. und Bd. I. Klagende Gedichte Neukirchs sind besonders die in Hankes Gedichten enthaltenen I, 453 und III, 293.

Armut wimmern hört? Und sie, die Armut, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebenso viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Ärzte, arme Sternkundige &c. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen raten soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisieren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine! Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichnis einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin &c.

Zweiter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank geraten. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen, und alsdann urteilen Sie! Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir,

alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.*) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntnis der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken, er ließ sie in Wittenberg drucken und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurteilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum?

*) So muß der sprechen, der aus Überzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Teil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden. Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichtum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

15. Georg Sabinus, berühmter Latinist, 1508—1560. — 21. zwei Bücher lateinischer Sinnschriften, Simonis Lemnii Epigrammaton Libri duo. Vitebergae 1538.

Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weswegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war, sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Kurfürst von Mainz Albertus einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich zeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden, Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet. Luther donnerte also

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papsttums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papsttum. — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1. lascivam verborum licentiam, die ausgelassene Zügellosigkeit der Worte. Aus Martials Vorrede zum 1. Buch seiner Epigramme. — 3. Epigrammaton linguam, die Sprache der Epigramme. — 11. Albertus, Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, 1490—1545, hatte den Ablaßhandel in Deutschland gepachtet und wurde deshalb besonders von Luther angegriffen. — 18 f. Er gedachte ... Worte, Pilger weist nach, daß dieses ein Irrtum ist. — 23. unvergebliches, unverzeihliches. — 27 ff. Hier ... scheinet, vgl. I, S. 163, Nr. 21.

mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist, und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrak desto heftiger, je unvermuteter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeiten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Mut einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet, seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man riet ihm zur Flucht, und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachteilig sein werde. Er floh, er ward citiert, er erschien nicht,*) er ward verdammet, er ward erbittert, er fing an, seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte: er verteidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte, er schmähte, er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht, sondern verschiedne bittre

*) Lemnius hätte, wie Alkibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu verteidigen, antworten können:

„Εὔηθες, τὸν ἔχοντα δίκην ζητεῖν
ἀποφυγεῖν, ἐνὸν φυγεῖν.“

Und als man den Alkibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τῇ πατρίδι) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutterlande nicht (τῇ μητρίδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrtum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.“ Zu der Nachricht, daß ihn seine Landsleute zu Tode verurteilt, sprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben.“ Er ging zu den Lakedämoniern und erregte den Atheniensern den dekelischen Krieg. Aelian. XIII, c. 38. — [Zusatz der Ausg. von 1784.]

28 f. Es wäre einfältig, wenn der Angeklagte freigesprochen zu werden verlangte, wenn es ihm frei steht zu fliehen. — Diese Anmerkung machte Lessing wohl bei Gelegenheit der Studien zu seinem Drama „Alcibiades“ (III, 2, S. 219 ff.), also in Breslau, 1760—65.

Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das Ihre dazu beigetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugnis. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrat davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. „Aber hier sind sie ja," rufen Sie, „die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten! Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben?" — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: Absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen, und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: „Midas, spricht er, wann schon dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest, so bist du doch ungelehrt und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel sein." Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Ver-

3. Johann Mathesius, ein Freund Luthers, gestorben 1565, gab Predigten über Luthers Leben, Nürnberg 1566, heraus. — 17. Georg Schelhorn, Amoenitates historiae ecclesiasticae et litterariae, I. Frankfurt und Leipzig 1737, S. 850 ff. — 22 f. Absit ... scribat, „fern bleibe der Schlichtheit unsrer Scherze ein boshafter Ausleger und klage meine Sinngedichte nicht an", sagt Martial in der Vorrede zum 1. Buche.

stand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern, als den Kurfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmütigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz, es ist klar; lesen Sie doch das Original:

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind mutwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile:

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Mut hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Kommendant in Wittenberg sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

28. Thraso, auf deutsch ungefähr: Raufbold, Name eines prahlenden Soldaten bei Plautus und Terenz. Vgl. das 21. Stück der „Dramaturgie". — 30. Kommendant in Wittenberg, Hans von Metsch. — 32. Kanzler Pontanus, Gregorius von Brück, Kanzler des Kurfürsten von Sachsen.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe, und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen! Finden Sie aber deren keine, so sein Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satire hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen" 2c. Als Prediger bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, soviel Sie wollen! Matthesius

15 f. wie man ... sehen könne, doch bezeugte Camerarius in dem Leben des Melanchthon, daß nach seiner und aller Vorurteilsfreien Ansicht keine Schmähungen in Lemnius' Epigrammen enthalten gewesen seien. — 28. Rifianische, schurkische.

begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.
Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas, evenit illa tibi etc.,

anzuführen scheue; wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen sein, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüts war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute nicht ebenso erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, soviel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich

1. begeht ein Hysteronproteron, erzählt später Geschehenes als früher geschehen. — 3. erholte, verschuldete. — 18f. auf dem fahlen Pferde finden läßt, die Redensart ist nach Offenbarung 6, 8 gebildet und bedeutet: auf Lügen ertappt werden.

hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin 2c.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlnerweise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurteilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Kurfürsten, dessen Inhalt Seckendorf anführt, und ich bin kühn genug, ebendieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Kurfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sei willens gewesen, ihn zu relegieren. Als er den Tag darauf gar verschiedenes angetroffen, was dem Kurfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Kurfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durchgelesen und das, was der Ehre des Kurfürsten darinne nachteilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken an=

12. Ludwig von Seckendorf, Historie des Lutherthums, übersetzt von El. Frick, Leipzig 1714, S. 1704. — 18. durchgezogen, vgl. I, S. 142, Nr. 84.

geraten und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären.“ — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmütiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Kollision geriet, er den seinigen allezeit unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen sein könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Ebenso unschuldig, als sie dem Sabinus geschienen, ebenso unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Kurfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen

fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem und nicht dem Lemnius ist die Übergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sei nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß: ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig, das Verteidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzu Leichtes zu verteidigen habe. Ich bin 2c.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urteil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchenthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten, der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat

33 f. Wegen ... gemacht hatten, vgl. oben S. 155.

Luther sagen können, daß ein paar satirische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten ebenso wenig wiederholen als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Kurfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lektion für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüte geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Professor Kappe hat sie uns in dem dritten Teil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgeteilet. Sie sind wert, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Kurfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verraten, und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Prozesse tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenen Malen, sondern gleich auf das erste Mal peremptorie citiert, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verrät mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht und ward also öffentlich kontumaciert, und seine Relegation ward auf den achten Tag

16. Erh. Kapp, Nachlese zur Reformationsgeschichte, III, S. 376 ff. — 33. peremptorie, ein für allemal. — 37. kontumaciert, in Abwesenheit verurteilt.

darnach, als den 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn kontumaciert, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius notwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas, dem Albertus, geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc. zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worinne er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Herrn Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachteile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Kurfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Herr Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Teile des angezognen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig, und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Herrn Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius

5. besonders, d. h. eigentümlich. — 10 f. nach Halle ... geflohen, nach Halle kam Lemnius nicht, wenigstens erwähnt er diese Stadt nicht. — 12 f. Per quod quis peccat, per idem punitur et idem, wodurch einer sündigt, eben dadurch wird er auch bestraft. — 17. Joh. Vogt, Catalogus historico-criticus librorum rariorum, Hamburg 1732, S. 405. — 34. Schellhorn, Amoenit. etc. S. 850 ff.

nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Herr Freytag und andre Bücherkenner einmütig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Konfekt noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O, ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen geraten; er ist allzu artig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herren * * und * * lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero wert waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist

2. Friedr. Gotthilf Freytag, Analecta litteraria de libris rarioribus, Leipzig 1750, S. 523. Vgl. oben S. 113, Z. 24. — 3 ff. daß ... Stillschweigen sei, Pilger bemerkt, daß seitdem die Monachopornomachia gedruckt ist in W. Murrs Neuem Journal zur Literatur und Kunstgeschichte II, 1799. — 9. ob fugam vacui, um einen leeren Raum zu vermeiden. — 12. Justus Jonas, 1493—1555, Luthers Freund und Begleiter, war Lemnius früher freundlich gesinnt, warf ihm aber später dasselbe vor, was, nach Lemnius, Erasmus (vgl. oben S. 117, Z. 2 f.) dem Jonas vorwarf, er sei „ein Redner, der keine Grammatik verstände“. — 18. Donats Ars grammatica war bis in die Zeit der Reformation Schulbuch. — 19. Priscian, aus Cäsaria, gleichfalls römischer Grammatiker. — 20. Im Cid von Corneille, Akt I, Scene 3, giebt „der großsprecherische Gormas dem alten würdigen Diego“ eine Maulschelle. Vgl. „Hamburger Dramaturgie“ Stück 55 und 56.

unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß als das Wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im voraus damit und versprach, die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimnis erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmütig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmütig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich gelassene Horaz sagt: Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich, womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochse mit den Hörnern, und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urteln und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein sein Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lykambische Geheimnis nicht verloren gegangen wäre, einen

20. der sich gelassene, d. h. der sich selbst überlassene, nicht gereizte. — 22. Er wird weinen, und seine Schande wird in der ganzen Stadt gesungen werden. (Sat. II, 1, 46.) — 26. Canidia, in derselben Satire. — 27. Daß einer seine vermutlichen Gegner mit dem schrecke, worin er tüchtig ist. — 28. Waffen, Neutrum des Singulars, wie bei Luther: „Ein gute Wehr und Waffen", bei Uhland (Roland Schildträger): „Ein Waffen, stark und lange". — 32. das Lykambische Geheimnis, Lykambes soll sich samt seinen Töchtern aus Verzweiflung über die satirischen Jamben des Archilochos (700 v. Chr.), dem er eine derselben erst zur Ehe versprochen, dann verweigert hatte, erhängt haben.

Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herren Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua,

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide ebenso gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch, und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoton warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoisell Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. „Aber," werden Sie sagen, „was geht mich meine Schwester an?" — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten, Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. „Ein artig Kompliment," setzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last,

5 f. Hitzig gegen die Schlechten erhebe ich die kampfbereiten Hörner. Hor. Epod. 6, 11. — 13. Anekdoton (etwas Unveröffentlichtes) nennt Lessing hier im uneigentlichen Sinne einen selten gewordenen Druck.

eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Oktav auf drei Bogen und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr erraten lassen, eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicherweise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprichworte: „Hier liegt der Hund begraben" Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage: eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten, oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden,

17 ff. Ad ... Prophetam, „An den hochberühmten, weitberufenen Herrn, Herrn Doktor Luther, den Erneuerer der heiligen Gebräuche, Verwalter des Gerichtswesens, Erzbischof von Wittenberg und Primas von ganz Sachsen, Propheten von Deutschland."

sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Catta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art loszumachen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine andre zu heiraten, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie notwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich notwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Ärgernis und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei weitem nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuten, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urteilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,

2. Georg Spalatinus, Freund Luthers, Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten Friedrich des Weisen. — 19. Spado, Kastrat. — 22. Priapus, vgl. den Abschnitt IV „Priapeia" der „Anmerkungen über das Epigramm". — 29. Janotzky, vgl. oben S. 87.

Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui Castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguinè fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nötige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen und zu versichern, daß dieses noch das Allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern und fängt sich folgendergestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

21. Johann Cochläus, einer der eifrigsten Gegner der Reformation, geb. um 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg, hieß eigentlich Dobeneck, starb 1552 als Kanonikus zu Breslau. — 28. Ein Weib von schönem Oberleib läuft in einen Fischschwanz aus. Hor. Ars poet. 4.

Doch ich komme wieder in das Abschreiben und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermute, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel Besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundschaft. O, wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Katharina von Bora beigelegt, und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nötig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mitteilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und notwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntnis ich Ihnen schon mehr als einmal

7. George Heinrich Götze, lutherischer Geistlicher, 1667—1728; schrieb: De domesticis Lutheri singularibus. — 21. Franz Walch, Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Katharina von Bora. I. Halle 1751 (II. 1754).

gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Katharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu schimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtnis am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon freisprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugnis aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugnis schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
  Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
  Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus,*
  Tantum verba sui pondus habere viri.

17. Henricus Stephanus, vgl. oben S. 2 der Einleitung. Über Lessings Lektüre desselben vgl. jetzt Erich Schmidt, Lessing S. 331. — 25 ff.

Auf Hornemann.

Sein Weib nennt er nur seine Herrin, und mit Recht,
Da sie ihn weidlich schlägt und schilt wie einen Knecht.
So macht Frau Käthe wahr den Titel, den sie trägt,
Da er den Feind durchs Wort, sie ihn mit Knütteln schlägt.
So stehen beide da schlagfertig jeden Tag,
Und ihre Waffen sind durchaus von gleichem Schlag.

Ich dringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes," besser gedeutet werden als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es beizeiten; denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten, gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit

1 ff. daß Luther ... genennet hat, vgl. Scherer, Litteraturgeschichte S. 498. — 10 ff. Wann ... beizeiten, Walch lehnte diese Deutung Lessings in der Vorrede zu seinem zweiten Bande höflich ab. — 18. Josias Simmler, Epitome Bibliothecae Conr. Gesneri, Zürich 1555, führt S. 166 mehrere Schriften des Lemnius an. — Vita G. Sabini von Albinus, 1588, herausgegeben von Theodor Crusius, Leipzig 1624. — Joachim Camerarius, De vita Ph. Melanchthonis narratio, Leipzig 1566, oft herausgegeben, zuletzt von Augusti, Berlin 1817. — 19. Joh. Abrah. Wimmer, Vita Gregorii Pontani, Altenburg 1730. — 20. Olaus Borrichius, Dissertationes VII de poetis Latinis et Graecis, Kopenhagen 1676—81 und Frankfurt 1683. — 24 ff. Dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" entlehnt.

gehet. Man könnte verschiedenes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat, und solange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind — — Kurz, Herr Rousseau hat unrecht; aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Äneïs zu machen, als seine Georgika gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so

schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegenteil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Übersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurteilen überschickt. Wissen Sie, was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.,

so übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschaffene Erde, andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesamt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein daß Sie sich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beiwörter, eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermutlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

---

14 ff. Georgica I, 12. — 31 f. Sat. I, 3, 99 f.

Elfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bei mir gesehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. Die neue Theorie des Whistons und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger als irgend eine andre philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstrakte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichnis, hier und da eine kleine Ausschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urteilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterei über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein.

12. Whistons, vgl. oben S. 11, Z. 7. — Christian Huygens (Hugenius), berühmter holländischer Astronom und Mathematiker, 1629—1695. Der „Kosmotheoros" (Betrachter der Welt) ist erst nach seinem Tode, 1698, erschienen. — 24. Bernard de Fontenelles, 1657—1757, Entretiens sur la pluralité des mondes erschienen Paris 1686.

Ei, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, soviel matte Zeilen sie auch hat:

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es dich verführt;
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrtum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rat,
Durch beides siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist
Und ohne Talisma zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm' ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnisvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort,

25. Segen, Zaubersegen.

Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babylon wagt es, auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Ägypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt mutig durch die Dünste
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigentum;
Dem ersten war die Müh', und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch und gleichwohl unrecht malen,
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet 2c.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Teilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt! Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur! Ich bin 2c. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleinen Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn: und er ist es wert, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Offizier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt, die großen sehen zu.

Allein ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Offizier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Über diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?" werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht." Sie haben recht; denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

---

14. Areopagiten, Richtern des obersten Gerichtshofs zu Athen, also s. v. a. ernsten Männern.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie teilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei anderen wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Anteil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jakob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter sein als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten, wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand sein Armut vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmütig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu

1 ff. Unter dem Titel: „Die väterliche Liebe", mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon in der Vossischen Zeitung vom 15. Juli 1751. — 27. sein Armut, zu dem Neutrum „das Armut" vgl. III, 1 S. 128, Anm.

haben — — Jakob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nötigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten &c. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brot würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid alle Schelme," sagte er, „wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmütiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu, da!" sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brot — — „Ihr sollt Brot haben, meine Kinder," sagte er, „ihr sollt haben. Zwar wird es euerm Vater teuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. „Meine Kinder zu versorgen," dachte er, „muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brot

mehr geben kann." Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brot zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdest eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab und brachte ihn mit Hilfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbeigekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin rc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust, mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst

32 ff. Vgl. „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", April 1751 (IV, 2 S. 3 ff.).

von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntnis von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verraten. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn als ein Grund, ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gotischen Geschmack verraten. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vorteilhafte Schönheit sein können,

34 ff. könnte. Das Folgende ist der Inhalt einer Recension Lessings in der Vossischen Zeitung vom 17. August 1751 (IV, 2 S. 56 ff.).

und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzu viel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie Ja sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie Nein sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto größerer

8 ff. offendit limae ... Helicone excludunt, freie Benutzung von Versfragmenten aus Horat. Ars poet. 290—97. Horaz wirft hier den römischen Dichtern vor, daß sie „verdrießt die Mühe und der Aufenthalt der Feile". Darum soll das Volk alle Gedichte tadeln, „welche Länge der Zeit nicht bessert' und häufiges Streichen". Andere Dichter giebt es, die „nüchternen", welche die Demokrite „vom Helikon ausschließen". — 28. Zu den folgenden Briefen 15—17 vgl. „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes', September 1751 (IV, 2 S. 69).

Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Überhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: „Damit vermenge ich mich nicht.“ Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht weil ich sie mehr zu besorgen hatte als andre? Das kann sein. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Konzepte unter hundert Strichen und ebenso viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzuteilen, muß ich sie notwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nötig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpsen und alsdenn gleich anfangen.

Über das Heldengedicht Der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, so wohl, als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verraten jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich, als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugnis ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem Folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias auseinandergesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet, der Verfasser der Ästhetik, der Geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegenteil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die schweizerschen Kunstrichter wären von dieser Partei. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** und T** von ihnen gelernt, und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meinten, ein jeder müsse sie bei sich empfinden, die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzu kützlige Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun

11. die schweizerschen Kunstrichter, vgl. den 127. Litteraturbrief. — 14. G** und T**, im „Neuesten“: Gottsched und Triller.

konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters sein könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urteil fing sich mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer sein, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang sein?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Ökonomie desselben urteilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man

muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurteilen läßt, sind die Schönheiten der Teile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beispielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verraten. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae,

so glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit, seinen Charakter, inferretque Deos Latio, als den frommen Äneas, die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira, sondern auch die beiden Teile der ganzen Äneïde darinne gefunden zu haben, den ersten: multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten: multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu erraten. Ich fing an zu zergliedern, jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

31. Gedanke, auch sonst bisweilen bei Lessing Femininum. Vgl. auch J. E. Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften, Neudruck, S. CLIX.

Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier bete!
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf: und vollbrachte die große Versöhnung; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: Ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: Singe, unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt auf eine ganz neue Art seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen, will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterbliche Seele singe der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, das heiß' ich abschreiben! Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich

will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Kritikus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dantes sein Genie angerufen:

O Muse, o alto 'ngegno, hor m' aiutate:
O Mente, che scrivesti, cio ch' i' vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist, hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: „Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier!" so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters notwendig hersetzen:

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum, captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

12 ff. Göttliche Komödie, Hölle, II, 7:
„O Mus', o hoher Geist, jetzt helft mir mild!
O Seele, die beschrieb, was ich gesehen,
Hier wird sich's zeigen, ob dein Adel gilt." (Streckfuß.)

16. René Rapin, 1621—1687, Jesuit. Oeuvres Amsterdam 1709. — 17. hier ist mehr denn Rapin, Matth. 11, 9.

„Ich habe die Übersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Übersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rat giebt, nicht als ein Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet: „Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen"; sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: „Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menschen Sitten gesehen hat." Ich bin so kühn, zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleïs des Statius bei:

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersilbichten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das sechssilbichte *Πηληϊάδεω*, das viersilbichte *Ἀχιλῆος*, das ebenso lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

1. Übersetzung ... Gottscheds, sie erschien als Einleitung zu seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst", erste Ausgabe, Leipzig 1730. — 15. sonantia, vasta, tumida, tönend, weitschweifig, schwülstig. — 16. P. Papinius Statius, römischer Dichter aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr., schrieb die Heldengedichte „Thebaïs" und „Achilleïs". — 25 f.

„Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt." (Voß.)

Hier ist kein sechssilbichtes Wort, nicht einmal ein viersilbichtes, hier ist kein 'Singe mir Muse!' Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehet aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterschied antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand*) angemerkt hat. Die griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römischen trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles &c. Hier: Sage mir, Muse, den Mann &c. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als ein Mann, der sich der Gnade der Götter überläßet; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus fängt an: 'Ἐκ

*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner „Davideïs" folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the Prayer, by converting it from the Deity, to te worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian*; both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks choses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.

24. Aratus aus Macedonien, um 270 v. Chr., fängt sein Lehrgedicht „Die Himmelserscheinungen" an: „Laßt vom Zeus uns beginnen!" — 25. Abraham Cowley, geschätzter englischer Lyriker, 1618—1667, erlebte die Vollendung seines Heldengedichtes „Davideïs" nicht. — 32. *A Jove principium Musae*, von Jupiter hebt die Muse an. — 33. *Jovis omnia plena*, Jupiters ist alles voll.

Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius: *Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε* — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

> *Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη,*
> *Ἔσπετέ μοι* u. s. w.

singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

> *Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων*
> *Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων* u. s. w.

> Besinge mir, Göttin, die Fackel, die Zeugin verborgener Liebe,
> Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
> Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
> Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte 2c.,

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzu wichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt: Das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen, hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homers sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg! und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer erraten, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demütigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die

1. Apollonius aus Alexandria, zubenannt Rhodius, epischer Dichter aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. Sein Epos „Argonautika" hebt an: „Phöbus, mit dir beginnend". — 5. Coluthus, um 500 n. Chr. — 6. Musäus, aus derselben Zeit, Verfasser von „Hero und Leander". — 9 ff. Lessing übersetzt in Hexametern mit einer Vorschlagsilbe, dem Versmaße des „Frühlings" von E. v. Kleist (1749).

Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte, verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte.“ — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin 2c.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Über die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beidemal fragen, warum er hier seine Seele auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihr in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das „unsterblich“ vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner

gewesen sein, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen teilhat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit, alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte, eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodieen, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel machet oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen 'auf Erden' und 'in seiner Menschheit' nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas Gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das Folgende notwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte 'ewiger Sohn' nicht liegen.

5 ff. dieser Zug ... fähig ist, vgl. den Anfang von Lessings lateinischer Übersetzung in Brief 19. — 7 f. der von dieser Art ... glänzet, nach Horaz' Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus schuld haben. Er betrifft das Wort 'vollendet'. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphierend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit 'vollendet'. Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck 'das Blut des heiligen Bundes' zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte, Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Not herausbringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behilflich als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu töten, und Christus sollte uns zu erlösen getötet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Teil des Einganges im ganzen und sage, ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat. — —"

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

B**, den 20. Dezember 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener, der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel

28. Veränderung meines Aufenthalts, seine Übersiedelung nach Wittenberg Ende 1751.

sein, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hoffnung, weil ich hier ebenso viel zu thun habe als Sie, das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung geraten, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtnis bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und soviel ich mich erinnere, war mir nicht mehr als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort „forschend“ sehr unwürdig und mit dem Prädikate „die Tiefen Gottes durchschauen“ in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen stattfinde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle. Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicherweise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig,

daß die Sprache für die Eigenschaften des selbständigen Wesens keine besondre und ihnen eigentümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armut zu einer Schönheit macht und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck „die Weisheit Gottes" ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter „tiefsinnig" und „einsam" aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß, wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Verteidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Überzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urteil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht

9 ff. Der folgende Absatz stand im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes", Mai 1751 (IV, 2 S. 22).

empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Teil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerate. Über einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hilfe zu nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht; und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin 2c.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des

7. mein Bruder, Theophilus, mit dem er zusammen wohnte, und der auch später als lateinischer Dichter sich einen kleinen Namen erwarb. Er starb 1808 als Rektor zu Chemnitz. — 25 ff. Der folgende erste Absatz stand schon im Schluß des April und im Anfang des Mai vom „Neuesten" (IV, 2 S. 14 ff.).

Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigne Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzo gleich will ich vielleicht ein ebenso spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Übersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden sind. Nicht sowohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei. Da wir von fremder Arbeit immer die vorteilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren Doch urteilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.

28 f. daß ... zuvorgekommen sei, der Kabinettsprediger des dänischen Gesandten zu Madrid, von dessen Übersetzung jedoch nichts bekannt geworden ist.

Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae jam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci;
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit salvatum conditor orbis
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterva
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
Auroram versus, sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,

Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem.
Spargit oliva gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans volvit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
  Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic divine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
  Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris jam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus jam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
  Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Advenit: aeternum sacra lux majoribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi

Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrimantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involvere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W**. 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Überall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten

26 ff. Aus dem „Neuesten", Juni 1751 (IV, 2 S. 33 f.).

Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit",

wenn Schullehrer in Gängen von eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr.** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse ebenso trefflich finden sollten als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** den 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne euer Verschulden Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist tot, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich oder nur seiner Einbildung

nach beleidiget haben, genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen sein! Möchte es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es oder sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab' ich ihm oder, wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonieen befohlen:

Die ich dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schoß der frohen Jugend schlief,
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirt zum Freundschaftspfande gab!
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn' mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne Haar zu halten!

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt, die Seufzer zu begleiten,
Und fromm, zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

---

3. placantur carmine manes, Hor. Epist. II, 1, 139: „Das Lied versöhnt die Manen".

Zweiundzwanzigster Brief.

An den Herrn D**.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erste Mal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vorteilhaften Begriff zu verraten, den ich mir von ihm, teils aus den öffentlichen Nachrichten, teils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechsel beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben! Ich finde den deutlichen Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Überzeugung beigefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht sowohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurteilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel willens, den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nötig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das übrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi

kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um.

Wer folgt mir? Liebster Freund, bist du's? — Wen suchst du?
— — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verrieten,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach und seh' — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr wert, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerten haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland

*) Ἐλευθερίας ἓν μὲν τὸ ἐν μέρει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν· ἓν δὲ τὸ ζῆν, ὡς βούλεταί τις. Arist. Resp. Lib. VI, c. 2. Berlin 1749. — [Zusatz von Karl Lessing im „Theatralischen Nachlaß", Band 2, aus den Papieren des Bruders.]

32 f. Zur Freiheit gehört: erstens ein teilweises Herrschen und Beherrschtwerden, zweitens zu leben, wie einer will.

Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet nach wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Teil in dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermess'ne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O, daß mein schwacher Geist dich nicht erraten kann!
O könnt' ich göttlich jetzt in deine Seele blicken
Und, was du mir verhehlst, dir unbewußt entrücken!
O stünde mir dein Geist so frei wie dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, dein Mißtrau'n zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich, dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hattest du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — Du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergeb'nes Flehen?
Sprich! Sage, was dich quält! Warum beschwer' ich dich?
Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich knieend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke wert,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.

Frei, fröhlich, ungequält hab' ich dir sonst gedeucht;
Denn sich verstellen, ist bei kleinen Übeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O wär' es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt' ich dich weniger, hätt' ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mind're Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlass'nes Wohl freiwillig auf sich nehmen.
Doch sei nicht ungerecht und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in dir.
Teil' deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir Bern und dich rächen kann!

Henzi.

O sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will, ich spräch' als jener Held:
Glückselig Vaterland, du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel! und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rat belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt,
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;

29. Held, Phokion.

Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh' ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wann uns von dir, du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name,
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht wert.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte!
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn' ihr den süßen Stoß, wann du vor Blut dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rat mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wütrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verraten hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der erste sein, der das Geschrei vermehret.
O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es dir!
Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch euer Kind genießen!"

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' sie dann in mir!

4. ein schimpflich Elend baut, d. h. in einer schimpflichen Verbannung lebt.

Wernier.

O, red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergess' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!

Er umarmt ihn.

Doch eile, lehre mich, wer, wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes wert? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch, du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte!

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't;
Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm' es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und andre mehr, die heut im Rat es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh, darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!

Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja, führe nur das Wort! donnre wie Cicero!
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglücksel'gen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar!

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich mutig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Teil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh' als dieses Äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rat vernähm' uns heute noch!
Denn heute noch ist's Zeit, und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räumt ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich g'nug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte!
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen!
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund, dies verlange nicht!

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau' dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst du, sein.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ist's?

Henzi.

Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O speit ihn aus von euch, daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache!
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat!
Wer wird sich lieber nicht zur Sklaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verraten soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getötet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will dich wiederfinden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden!

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! Alles steht uns bei.
Hat Henzi Mut genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Mute fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Dücret.

O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verraten bist!
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er ist dem Rat gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Rats in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Ratsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzusehr den Lauf!
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rat und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist g'nug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß!
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,

Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken:
Erschrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus,
Und lösch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtschaft aus!
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Untier, deine Wut soll mich vom Recht nicht leiten!
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rat auf unser Flehn erweichet
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wut und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig, Lästrer! Ich erweis' an dir sonst mit der That,
Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswert?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sei du die Lust der Welt
Und dien', gerechter Mann, solang es dir gefällt!

Henzi.

Fein höhnisch! Dienst du nicht, wenn du den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du dich nichts erkühnest?
Was soll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befrein,
Den Rat zu nötigen, groß und gerecht zu sein.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,

Wann Dienst und Regiment zum gleichen Teil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzu viel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht zu morden.
Die Not heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf,
Und bald wird's Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen;
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rat,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken!
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi lieset.

Steiger? Wie? Der soll der erste sein?
Der redlichste des Rats? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.

16. Wurzeln, Wurzel? wegen des folgenden: Sie wird. — 35. Blut, d. h. Blutsverwandtschaft.

Er kann Berns Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn!

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi zerreißt das Blatt.

Da nimm die unglücksel'ge Rolle
Und sage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja, Rasender! Geht zornig ab.

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräter!
Ha! Deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger find't an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hindernis!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß! Geht ab.

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich anfangs bemerkt haben: daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Ratsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den inneren Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzu sehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns

denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Übertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt, diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann notwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten! Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt und dieser oder jener Ratsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommene Gegenteil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemütsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verrät und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage

der Entdeckung an dem Geheimnisse teilgenommen; genug, daß beides sein konnte und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis ebenso eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nötig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Dreiundzwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb' und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel Ähnliches zu haben.

Vincor, et ingenium sumtis recovatur ab armis;
  Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Risit Amor pallamque meam, pictosque cothurnos
  Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
  Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie

25 ff. Ovid. Amor. II, 18, Vers 11—18.

hinzu, was Ihnen beliebt! Wann Sie das Stück zustande bringen, so werde ich keinen größern Anteil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache!
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch, kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?

Fuetter sieht ihn zornig an.

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr ist's, wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüt'ge Rächer sein,
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein,
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen,
Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh',
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichnis ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.

Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anjetzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als raten, zweifeln, schließen,
So tugendhaft ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' euer Mut zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum mindsten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit:
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neid'schem Hochmut an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hindernis,
Die Strafe wär' zu hart, wenn Dücret euch verließ'.
Er kennet seinen Wert. O, möchtet ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen!
Für alle seine Müh', für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks, man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist
Von großen Thaten ab zu kleinen Skrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie ersticket,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:

5. anjetzt, anitzt? wegen des Reims.

Die opfr' ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet!
Folgt mir! Geht nicht in Rat, und spart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht!
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
G'nug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ist's, wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben!
Sein Beispiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard.

Schweig, Dücret! G'nug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wut entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides wert, und dieser g'nüge dir.
Des Werkes schwerern Teil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht,
Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rat.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut,
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;

31. Blut, wie oben = Blutsverwandtschaft.

Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft, in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rat noch heute sicher wüten,
Des künft'gen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wut in euch?
Ihr seid des Haupts nicht wert, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freiheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied; dies Bündnis schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsamt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der euch dem Rat entdeckt
Und eurer blinden Wut gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle freie Bürger
Und findet im voraus leichtsinn'ge Brüderwürger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich g'nug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde!
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wird's bald geschehn,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehn.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir!
Du drohst uns mit Verrat, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verraten.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.

Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eu'r Geheimnis dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorsatz teilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrat
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines sein, ihn töten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

Geht ab.

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr, was Tugend sei, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünschet, frei zu sein?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.

Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freiheit kleinster Teil.
Nur gleichgeteilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freimütig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh', die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann!
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

Richard spöttisch.

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verraten oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzu wohl, daß Dücret aus euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr auf seinen Trieb auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrat?

Wie? oder ist bei euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräter?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' euch allen an.
Die unglücksel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O, möcht' ein Gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wut heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen
Und nicht den, der euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann eure Wut nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht!
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrat gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich! Wer dürst nach Bürgerblut?
Wir, deine —?

Henzi.

Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Mut?
So find' ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urtel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab' ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.

Erkennet nun, wie wert mir eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seid ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verraten sind?

Richard.

Nicht der, des böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verrät, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verraten!

Fuetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab' ich nicht verletzt,
Weil ihr dies neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst alles für sie wagt und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urteil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöten.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöten? Ei, du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wann du verraten willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O, träfe der Verrat
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein;
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch ich seh' ihn kommen
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich voller Erstaunen.

Wie? Wernier? Sie umarmen ihn.

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräter,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Übelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl' uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut rc.

Vierundzwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich notwendig noch erinnern, wie viel ich jederzeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochnen Übersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwengliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hineinthat, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

8 ff. An den Professor Nicolai, Wittenberg, den 9. Juni 1752 (Fragment):

„— — — Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim

folgendermaßen übersetzt:

'Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.'

Pocula somnos ducentia, medicamina somnum ducentia, kann in der lateinischen Sprache ein Ausdruck bekannter sein? Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig thut, vergeben, ducentia durch zweihundert übersetzt zu haben? Solcher kindischen Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust, eine Beurteilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen. Wäre es nicht möglich, diesen und dergleichen Fehler seinem Freunde, dem Hrn. Prof. Meyer zu zeigen? Ich möchte wissen, was der dazu sagen würde." — 13 f. versprochnen Übersetzung, in der Vorrede zur 2. Auflage von „Thirsis' und Damons freundschaftlichen Liedern".

Als hätte ich mit dürren Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim,

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula, zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Übersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urteil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

8 f. zweihundert Becher, dagegen behauptete Lange, und mit der Wahrheit, er habe den Fehler selbst schon bemerkt und in den späteren Exemplaren geändert. In dem von Pilger benutzten Exemplar lautet die Stelle:

„Als hätt' ich mit durstigem und trocknem Schlund
Des ewigen Vergessens Becher getrunken."

20 f. neun Jahre ... zugebracht haben will, vgl. I, S. 123, Nr. 3.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten.

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Ölzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern?

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange recht haben. Olivum aber heißt das Öl, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Öl und nicht den Ölzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz sagt: vina liques. Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae

heißen unserm Übersetzer: der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen: der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Übersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts

1. Cellario, lateinisches Wörterbuch von Cellarius. — 6. Gradus ad Parnassum, eigentlich: Stufe zum Parnassus [dem Musenberg], Wörterbuch für die Länge und Kürze der Silben. — 8. Vgl. I, S. 270, Z. 15 ff.

als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27, Z. 17) übersetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare *(valet)*.

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Tieren die edlen Worte „Huld" und „Gatte" zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Übersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt: indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mädchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter beiseite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta,

Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Konstruktion und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseïs raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos,

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß, sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter? — [Zusatz der Ausgabe von 1785.]

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weißt's nicht und bist des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreffliche Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Übersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen,
Mit froher Weid' allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch „nichtswürdige", da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses Wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Übersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob

23. Ziegen war nur ein, auch im Verzeichnis angemerkter, Druckfehler für „Zähnen" — 35. liefern wollen. „Meine Übersetzung ist der Bemühung eines getreuen Malers zu vergleichen, der das Urbild, so gut er kann, genau nachzeichnet und nicht die Freiheit hat, den geringsten Strich zu ändern," sagt Lange.

sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin 2c. W** 1752.

Fünfundzwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherschen Gelehrten-Lexikons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrags mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht willens sei, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eignen Augen sehen lassen? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urteilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c. W** 1752.

12. Joh. Gottl. Wilh. Dunkel, Historisch kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften. Köthen 1753—60. 3 Bände. — Chr. Hauber, Beitrag zum Jöcherschen Gelehrten-Lexikon. Kopenhagen 1753.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch, der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzählt, für Fabeln gehalten?†

*„Abaris," erzählt der Herr D. J., „wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weiß nicht, wem der Herr Doktor hier nachgegangen ist; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzählt. *Λοιμοῦ δέ φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατὰ πᾶσαν τὴν οἰκουμένην γεγονότος, ἀνεῖλεν ὁ Ἀπόλλων μαντευόμενος Ἕλλησι καὶ Βαρβάροις, τὸν τῶν Ἀθηναίων δῆμον ὑπὲρ πάντων εὐχὰς ποιήσασθαι. Πρεσβευομένων δὲ πολλῶν ἐθνῶν πρὸς αὐτοὺς, καὶ Ἄβαριν ἐξ Ὑπερβορέων πρεσβεύτην ἀφικέσθαι λέγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen sein, schränkt der Herr Doktor auf die einzige hyperboreische Gegend ein, und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Teil würde diese Stelle auch nur denen zu Gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben, als nur immer möglich sein will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen sein.

†Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doktor recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne

3 f. Jöcher I, 9: „Was von einem güldenen Pfeil erzehlet wird, durch dessen Hülfe er seine Reise durch die Luft verrichten, auch gleich einem Oracul wahrsagen können, klingt sehr fabelhaft, wird auch selbst von Plutarch für ein Gedichte gehalten; wie nicht weniger auch dieses, daß er ohne Speise gelebet." — 10. nachgegangen ist, Jöcher citiert als seine Gewährsmänner: Jamblichus de vita Pythagor. Stan. B. Fa. d. h. Stanleji historia philosophica, Bayle, Fabricii Bibliotheca graeca. — 20. hyperboreische Gegend, vielleicht ist der Fehler dadurch entstanden, daß bei Gottsched la terre durch „das Land" übersetzt ist (Bayles kritisches Wörterbuch, übersetzt von Gottsched I, 3 f.).

Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln sein, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrten-Lexikon.* Doch gesetzt, so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph.† Den Lucian hat man schlecht angeführt und noch schlechter verstanden.††

*Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrten-Lexikon zugleich ein Exempel-schatz sein soll, warum findet man nicht ebensowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere sind Namen, und keiner von ihnen wahrscheinlicherweise hat jemals existiert. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen sein, wenn man die Namen der Moralisten realisieren wollte?

**Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian *Αβαυχας* und nicht *Αβαυκας* nennt.

8. Der Artikel lautet bei Jöcher I, 10: „Abaucas, ein arabischer Philosophus, welcher bei entstandener Feuersbrunst lieber seinen Freund aus dem Feuer retten wollte als seine Frau und seine 2 Kinder, von denen das eine nur 7 Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere kam mit seiner Mutter davon, das erstere aber mußte in denen Flammen sein Leben einbüßen. Sein Freund war des Tags vorher von denen Räubern an einem Fuße verwundet worden, daß er nicht gehen konnte, und wenn ihn nicht Abaucas auf seinen Achseln aus dem Feuer getragen, hätte umkommen müssen. Als man diesem Philosopho verwiese, daß er, um einen Fremdling zu retten, seine Kinder verlassen, sagte er: ich konnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben. Lucianus dialog." — 13. Auch fehlt er bei Mencken (vgl. über Jöchers Verhältnis zu diesem oben S. 90, Z. 13). — 22f. Sisinnes ... Zenothemis, Lucian übersetzt von Wieland IV (Toxaris), S. 30. 34. 45. 51. 67. Abauchas ebd. S. 72ff.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber sein kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beinahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satirenschreiber bei historischen Wahrheiten ein Zeuge sein kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sei. Diese konnte er ebensowohl durch erdichtete als durch wahre Beispiele erreichen. Solange man mir es also nicht durch das Zeugnis eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sei, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie sein sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachlässiger citieren als: Lucianus dialog? Man erwidre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne.

Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citiert sein, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte," sagt das Gelehrten-Lexikon, „lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten als seine Frau und seine zwei Kinder, von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: *ἀνεγρόμενος ὁ Ἀβαύχας, καταλιπὼν τὰ παιδία κλαυθμυριζόμενα, καὶ τὴν γυναῖκα ἐκκρεμαμένην ἀποσεισάμενος, καὶ σώζειν αὑτὴν παρακελευσάμενος, ἀράμενος τὸν ἑταῖρον, κατῆλθε καὶ ἔφθη διεκπέσας, καθὸ μηδέπω τελέως ἀπεκέκαυτο ὑπὸ τοῦ πυρός. ἡ γυνὴ δὲ, φέρουσα τὸ βρέφος, εἵπετο, ἀκολουθεῖν κελεύσασα καὶ τὴν κόρην. ἡ δὲ ἡμίφλεκτος, ἀφεῖσα τὸ παιδίον ἐκ τῆς ἀγκάλης, μόλις διεπήδησε τὴν φλόγα, καὶ ἡ παῖς σὺν αὐτῇ παρὰ μικρὸν ἐλθοῦσα κἀκείνη ἀποθανεῖν.* Die Frau, sagt Lucian, sei mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt, habe sie das Kind fallen lassen und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mägdchen oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu sein, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: *ἀλλὰ παῖδας μέν, ἔφη, καὶ αὖθις ποιήσασθαί μοι ῥάδιον καὶ ἄδηλον εἰ ἀγαθοὶ ἔσονται οὗτοι. Φίλον δὲ οὐκ ἂν εὕροιμι ἄλλον ἐν πολλῷ χρόνῳ τοιοῦτον, οἷος Γυνδάνης* (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐστί, πειράν μοι πολλὴν τῆς εὐνοίας παρεσχημένος.* In den Worten *ἄδηλον εἰ ἀγαθοὶ ἔσονται οὗτοι* scheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Übersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieser Abbot," sagt Herr D. Jöcher, „verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonkonformisten, daß sich viele über ihn beschwerten." Gleich das erste Mal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegenteil schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles, was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Wortes severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug sein und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bei dem König Jakob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heirat des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze wider die Nonkonformisten nach der Strenge exerzieren wollte." Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doktor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heirat und die Nonkonformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note * zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione,

1. George Abbot, 1562—1633, Erzbischof von Canterbury unter Jakob I. — 3. Nonkonformisten, die ältesten englischen Puritaner, so genannt, weil sie sich der 1559 von Elisabeth erlassenen Uniformitätsakte nicht fügen wollten.

6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein Traktat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: Von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doktor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht geraten sind, und verspricht, in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Litteratur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen Ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sei, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andern Male 1630 in Holland sei gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371 (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Konstantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sei, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Konstantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad verbum repetita est.

10. Abraham Usque. Jöcher: „Insgemein Oschi genannt, ein portugiesischer Jude, war ein Buchdrucker zu Ferrara, hat die berufene spanische Juden-Bibel, so zu Ferrara An. 1553 gedruckt worden, zum Druck befördert."

d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Konstantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der Ferrarischen Übersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Übersetzung eines Stücks der Bibel zu Konstantinopel herausgekommen sei, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreiet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch ( ) abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „Sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen Texte gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu Gefallen spanisch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Übersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt als diese. (Casp. Lindenbergeri *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Novis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „Ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi hat

die Bibel, ins Spanische übersetzt, zu Amsterdam 1661 in 8. ediert.“ Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt bloß seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Verteidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazugesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedikation der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel hätten ebensowenig sollen übergangen werden als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzenei und von der Krankheit der Seelen zu Hanau ediert. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher sein. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Übersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bei dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hekatomythion sagt. „Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in Gruteri Thesauro critico stehet.“ Diese sind mit dem vorhergehenden

2. J. Athias. Jöcher: „Joseph Athias, ein berühmter Rabbi zu Amsterdam, wie auch Buchdrucker daselbst, in der Mitte des 17. Seculi. Man hat von ihm 2 Auflagen der hebräischen Bibel, nemlich eine von 1661, und die andere von 1667.“ — 12. A. bedeutet: Adonai (Herr), da sie den Namen Jehovah nicht aussprechen.

Buche obscurorum locorum einerlei und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Teile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro I obscurorum locorum, Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAURENTIUM ABSTEMIUM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Äsopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beigefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Übersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum ist zu Oxford 1675 nicht in 12. sondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12.; doch beide berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité, qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark

15 f. Diesen ... beigefügt, vgl. später das 9. Fragment „zu einer Geschichte der äsopischen Fabel". — 25. Jöcher: „Joseph Abudacnus, sonst auch Barbatus genannt, war zu Cairo, der Hauptstadt in Aegypten geboren und lebte in dem 17. Seculo. Nachdem er eine Zeit lang zu Oxford Professor der arabischen Sprache gewesen, begab er sich nach Löwen, allwo er, nach Einiger Meinung. die morgenländische Sprache lehrte und endlich in die Gesellschaft der Jesuiten trat. Von seinem Tode ist nichts bekannt. Man hat von ihm eine historiam Jacobitarum seu Coptorum in Aegypto, Libya etc. habitantium, welche erstlich zu Oxford An. 1675 in 12 gedruckt und An. 1733 von J. H. a Seelen zu Lübeck in 8 mit einigen Noten wieder aufgelegt worden. Seelen in praef." — 27. Clement, vgl. S. 111.

und dennoch in 12. sein sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Übrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuskripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (Lambecius Tom. I. Comment., S. 176), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sei, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das „soll“ und „nach Einiger Meinung“ ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59. Briefe des ersten Hunderts. Diese beiden Stellen habe ich den „monatlichen Unterredungen“ des Herrn Tenzels zu danken, nach dessen Vermutung der damalige Bischof Johann Fell die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italienische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius, sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italienisch übersetzt. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit.† Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist.†††

* Wenn wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vor-

lesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln, wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italieners schuld sein? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Kritikus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich verteidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. vita, quam in Hagiologiam suam transtulit Georgius Wicelius, ratus antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus ejus autor est Donatus Acciajolus qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht imstande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im voraus das Urteil des Herrn Hofrat Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. Donatus quoque Acciajolus Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Übersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sei. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Übersetzer dieser Lebensbeschreibung sei, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciajoli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italienische Übersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sei. Man hat es nicht eher als in dem angeführten 13. Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts schuld als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doktor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichnis nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichnis hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices

cui usui sunt non nescis. ψευδεπίγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sei, so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nämlich seine italienische Übersetzung der Florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAJOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo. 1476 in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini angeführt und rechnet beide unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen, findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate illa praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAJOLI, equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Überhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen

von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermute ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sei verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung,* welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sei im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben sein, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vatikane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537. Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican après la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die Vatikanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 schon Kardinal gewesen oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt sein? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrtum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er ebensowenig wie der Herr D. Jöcher die Aufseher in der Vatikanischen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal sein kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520 oder, wie ich vermute, noch eher starb, folgte ihm Aleander nur als

35 f. Vgl. S. 83, Z. 26 ff.

Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzu viel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Überflusse durch ein Zeugnis beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben sein. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Übersetzung anführen muß, von ihm folgendes: Zenobius Accievolus ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wenn er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Übersetzung des Justinus in dieser Stelle des Albertus anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt sein wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drei lateinische Übersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius, die zweite von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Vorrede

zu den

Schriften dritter und vierter Teil.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Teile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Kompliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sei aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist, so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es ist ebensowohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es sein, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn ebensogut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Teil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal ebendieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir ebendenselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge oder erfolge nicht, ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichsten Wendungen so nachdrücklich als möglich zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicherweise lesen, noch wahrscheinlichererweise aber nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Teil mit einem Mischmasche von Kritik und Litteratur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt in lateinischer Sprache habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben sind alle „Rettungen" überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen sein soll. — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den vierten Teil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! — beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte. — Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Teil „Der junge Gelehrte" her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch

das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zustande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer als der Herr Professor Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurteilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein „Junger Gelehrte“ in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urteil verlangte ich; aber anstatt des Urteils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wenn es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schließen, aus welchem sich nichts schließen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich ohne Widerrede in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis itzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug sein, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidenen Schriftsteller schickt! Aber man gebe acht, ob

ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte! Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran schuld sein? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen, abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Notwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, sondern etwas Bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurteilung bewegen? — — Gewiß nicht; sie können es halten, wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den „Jungen Gelehrten" insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Teile finden wird, heißt „Die Juden". Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und itzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen,

was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermutet. Ich bin begierig, mein Urteil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicherweise schon das Licht gesehen haben. Ein bessrer Vorrat, bei welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, sich von dem Äußerlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt sein, etwas Ernsthaftes zu arbeiten, besonders wenn mehr Anstrengung des Fleißes als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas Witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unsrigen stehet. — Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

---

6 f. welche ... gesehen haben, „Damon" und „Die alte Jungfer". — 19. Es genügt, wenn man sieht, ich habe die Fähigkeit dazu gezeigt.

Ein

VADE MECUM

für den

Hrn. Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen,

in

diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Berlin 1754.

Mein Herr Pastor,

Ich weiß nicht, ob ich es nötig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich nach Maßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Korrespondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht sein; ich will sie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich anfangs ein vorläufiges Kompliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweiten Teile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen und stehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Übersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermutete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritischen Kenntnis seiner Sprache einen untrieglichen Geschmack und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Übersetzung erschien, und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand

genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Teils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Überlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir selbst, hat niemand das Publikum für diese Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Hr. Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kote verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Teile meines Briefes erweisen. Der zweite Teil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwissenheit eine sehr nichtswürdige Art zu denken verraten haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Teil will ich wieder in zwei kleine absondern: anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabteilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen!

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch „Nacken" ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie, warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen ebensowenig verstünden als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann, daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser „Scheitel" auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tete. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Übersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Übersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tete hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist „Nacken" etwa kürzer oder nachdrücklicher oder edler als „Scheitel"? — — Lassen Sie uns Ihre zweite Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegenteil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt und die Beine gerade herunterhangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen, was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem

Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theokritus:

Ἐς οὐρανὸν ἅμμιν ἀλεῦμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herabschauet. — — O, daß er doch auf Sie herabschauen und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständnis einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, — Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht „tragen“, weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, daß Sie denken *feriam* heiße: ich will tragen; weil Sie sich erinnern, von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den „Nacken“ gekommen sein.

1. B. Od. 2.

Galeaeque leves.

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit „glatt“ oder „blank“ heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heißen solle? Wahrhaftig, Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz beiseite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung großer Stilisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermute, daß in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bei diesem, wenn ich Ihnen raten darf. Sollte er aber ebenso unwissend sein als Sie, so will ich

5. Ich werde wahrlich in den Himmel springen.

kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch schon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden und gemeinschaftlich Ihre Übersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln; denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs soll Horaz noch einmal die erste Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kann ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen, und daß man ihnen notwendig beifallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Übersetzer auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina,* ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck sein würde? Und ob das Beiwort *non lenis,* ein nicht sanfter, ihm nicht weit anständiger sei? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht selten ist? Überlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: Als ich recht genau zusahe, so fand ich, daß ich unrecht hatte.

2. die Schippe geben, ihn seines Amtes entsetzen.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Überflusse Ihnen auch Autoritäten entgegensetzen müsse. Bei einem Manne wie Sie pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes, Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz sein muß: qui n'aimés à voir que l'éclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λεῖος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

„Zerlaß den Wein." Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedrückt und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich, die Rute wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich sie nötig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heiße „zerlassen" und „zerschmelzen"; beides aber sei nicht einerlei. Beides aber, sage ich, ist einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe „flüssig machen" liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch „den Wein schmelzen" hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch „schmelzen" heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: Heißt es denn „zerlassen"? Die Hauptbedeutung ist „flüssig", und folglich auch „klar machen"; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie Acris. Acris? Die Rute her! Die Rute her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch Du die Scholiasten zufrieden! — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Kommentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär' ebenso abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche „zerlassen" steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bei vertex hätten Sie dieses thun sollen und nicht hier, hier, wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll recht haben; vinum liquare soll den Wein filtrieren oder ihn durchseigen heißen, obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bei dem Worte „zerlassen" auf eine Art von Filtrieren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sei vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß sein gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Branntewein gefriert. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also

9. 16ten, sollte heißen: 15.; Christoph Landinus lebte von 1424—1504. — 10. Joachim Lange, Vater des Pastors Lange. — 22. Columella, IX, 15. — Plinius, XV, 49 (37).

den Horaz der Leukonoë befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen und es an dem Feuer wieder flüssig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrtum gleich anfangs vorgestellt, und in der Eil' wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Rute weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben sein; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen:

O, wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer „Horazischen Oden" stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anders als „schädlich" verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Übersetzern anfangen; Sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand, den Dacier und den Batteux. Jener sagt: vous nous découvrés le secret des funestes ligues des Princes; dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi, Pompeji et Caesaris; qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum

8 ff. 1. B. Ode 3, 38—40. — 16. diese Zeilen, sie stehen nicht in denselben, wie Grosse anmerkt. — 25. Stecken und Stab, Ps. 23, 4.

coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzu viel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji, sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich „schwer" heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen sein, wenn Sie „schwer" gesetzt hätten. Allein Sie setzen „wichtig", und das ist abgeschmackt. Bei „schweren Bündnissen" hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Überhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen sein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch „harte Perser" geben. Diese Übersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches, als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae*, welches Sie ein klein wenig besser durch „der Pyrrha betrübte Zeit" ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr Gemeines sei, mit dem Worte *gravis* den Begriff „schädlich, schrecklich, fürchterlich" zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il a déjà appelé le siècle de Pyrrha *grave* par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beiwort, welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

37. Horaz, I, 29, 4.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle „zittern“ heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher „eilen“ stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall „eilen“ heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht „zittern“ heißen; es heißt nichts als „eilen“. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem „hier“ sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzu gemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen sein. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftstellern, „eilen“ heiße; und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der Äneis nach; wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre in dem 23sten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also „eilen“ heißen und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, soviel ich deren bei der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt

26. Julius Cäsar, Bell. gall. V, 33. — 31. 23sten Buche, Liv. XXIII, 16, 12. Dum in sua etc.

bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller sein können. Sie scheinen seine Übersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'âge s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier „eilen" heißen, weil man in dem 40sten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: „Was? ist das so etwas Seltsames, daß ein Trinker wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40sten Jahre zittert?" — — Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Silbenmaß noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem 40sten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen sein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: was denn das „eilen" hier sagen könne? ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte sein sollen? ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem notwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz, alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner sein kann? Das Jahr eilt zu Ende, die Zeit eilt herbei, sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin

verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein, ohne Überlegung verteidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht sein, und was ich lobe, muß falsch sein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Übersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion,

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch „eilen" übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Klecks mache) — — durch „eilen" ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch „eilen" ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht, mit was vor Brausen Orion]
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben, oder Ihre Übersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch „eilen" gegeben haben, was doch wirklich durch „zum Untergange" gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich sein würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herumwinden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: „sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen" übersetzt. Ich tadelte daran, teils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, teils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht

nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret: c'est un mot honnête, so kann nur einer, welcher gar kein französisch kann, wie Sie, hinzusetzen: merk's, ein edel Wort! Merk's selber: honnête heißt nicht „edel", sondern „ehrbar". Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Tieren zu brauchen, wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius und andre in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzusetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und „Huld" von gleichem Werte sind? Überlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort ist, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Übersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht, mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht, die Dienste ihres Nebengespanns zu erwidern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu erhalten. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt und tadle noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Not und zum Nachteile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage: zum Nachteile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird und einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten

nicht gewachsen sein, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tautologieen, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke, ob Sie gleich ganz ohne Überlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnötigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwidern können, so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heißen könne. Sie fangen schon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein paar Zeugnisse für mich anführen und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores,* una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

17. Plautus, Curculio 50 und 57.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr „den Hals den heißen Küssen entziehen" soll also nicht das Gegenteil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzu gern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen über=

setzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. „Es läßt sich," sagt er, „nichts Galanters und nichts besser Ausgedrücktes als diese vier Verse erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, notwendig hätte sagen müssen detorquet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es thut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammenkömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch alle gehabt haben und notwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm' ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verraten. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazugesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe. Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie, Ihrer Rechtfertigung ungeachtet, dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugnis des Dacier und des Mancinelli an, welche beide sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man

etwas Streitiges aus den Altertümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis, was würden Sie wohl thun? Sie würden diese Ihre Fontes noch einmal zu Rate ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist? Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Ἐκαλεῖτο δέ*, heißt es auf meiner 336sten Seite der Wechelschen Ausgabe, *τῷ τρίτῳ τῶν ὀνομάτων πρότερον οὐ Κάτων ἀλλὰ Πρίσκος, ὕστερον δὲ τὸν Κάτωνα τῆς δυνάμεως ἐπώνυμον ἔσχε. Ῥωμαῖοι γὰρ τὸν ἔμπειρον Κάτωνα ὀνομάζουσιν.* Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen nach der 4ten Seite Ihres Schreibens es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Übersetzung des Herrn Kinds, die 520ste Seite des 3ten Teiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „Im Anfange hieß sein dritter Name Priscus und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato hießen.“ — — Ei, mein Herr Lange? Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude? Ich geben Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priscus, bis er anfing, Cato zu heißen; sobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe, welcher von den Catonen Priscus genennet worden, so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob

25. Cato hießen, bei Kind: Catus heißen.

ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe. Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten erst Priscus und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu sein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig sein wollen und im Tone der alten Weiber sagen: Es war einmal ein Mann, der hieß Priscus und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: Es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt sein, diese zwei Namen zusammenzubringen. Gut! und das ist der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntnis der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er sein will. Dieses zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Überhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch notwendig sein müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch Wunders halber diejenige, die in diesem Punkte so etwas Besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten, so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurteilt, so wie ich

Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Übersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunktion er gefolgt sei? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sei mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrei hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieser Stelle sich in zwei Klassen abteilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich ohne Zweifel so wenig unbekannt gewesen ist als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der alleraußerordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde, da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bei dem Weine gesessen und ganze Tage bei dem Brettspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc., verstehen unter priscus einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet sogar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus,* quae talis fuit, qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Silbermaß wäre. — — Doch was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Währmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Teil der Anmerkung, sondern auch die Übersetzung selbst beifügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese

18 f. wegen der alleraußerordentlichsten Mäßigung gelobt, Kind III, 522.

ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe? Wenn Sie dem Mancinelli Ein Faktum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rate ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem neunzehnten Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Kratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Pastor, Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken wie in unsrer streitigen Stelle die Rede; sollte wohl Kratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname gewesen ist, warum soll er es nicht auch hier sein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter

23. Glaubst du dem alten Kratin, schriftkundiger Gönner Mäcenas. (Geibel.)

allein, Priscus geheißen. Nicht, Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugnis eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Professor Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen Scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses „Priscus" mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum*, quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui; dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato durch das Beiwort des „ältern" zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beigefallen sind. Doch, wahrhaftig, ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen und nimmt des Geschichtschreibers Partei gegen mich, welches mir sehr angenehm sein wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreierlei. Erstlich, daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sei, welcher den Zunamen Cato geführt; zweitens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler zum Exempel in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntnis der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurteilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sei, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugnis des Plinius (B. 7, Kap. 27), ist sehr zweideutig. Er sagt: Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht ebensowohl heißen: Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte, als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt *Ῥωμαῖοι τὸν ἔμπειρον Κάτωνα ὀνομάζουσιν.* Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt *Κάτωνα* notwendig *Κάτον* schreiben sollen, weil das Adjektivum der Lateiner nicht cato sondern catus heißt. Sein lateinischer Übersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben und giebt deswegen die angeführten Worte: Romani experientem catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig sein; das Adjektivum mag catus heißen, Vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beispiele des Älius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam und gleichwohl nicht

6. Cato, cap. 7 (in der Übersetzung von Kind III, 537).

Cato, sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner Tuskulanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen sein, weil cordatus das Beiwort ist und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname sein, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sei des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugnis für mich aufbringen kann. Das Zeugnis nämlich des Plinius, welcher (7. B., Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero De senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen „der Weise" zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterscheid, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Älius Sextus haben will, und zu sagen, unser

2. Tuskulanischen Streitunterredungen, I, cap. 9. — 25. De senectute, vielmehr De amicitia cap. 2, § 6. — 36. Varro, De ling. lat. VII, § 46.

Porcius sei in seiner Jugend acutus, das ist: verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das „Priscus" selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiednen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, teils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, teils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden, da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, sowie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urteile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben. Ich glaube, meine Vermutung wird noch ein außerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher bloß deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermutung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar,

16. seines Landes, Dessau.

was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze? Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat? — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. Od. 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist! Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist, und: Du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nötig hätte, mit üblen Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Übersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke:

Du weißt's nicht und bist des großen Jupiters Gattin.

Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht? Doch ich brauche diese Ausflucht nicht, und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sei nun auf die eine oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sei dem Zusammenhange gemäßer. Ich sage: Nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewisser bestimmen können als durch das gleich darauf folgende

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce fortunam?

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: Glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu sein, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr

Lange freilich nicht vermuten wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, „Europa“, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bei diesem, daß notwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen sein müsse. Sie sagt:

Πῆ με φέρεις, θεόταυρε; — — —
— — — — — —
Ἦ ῥά τις ἐσσὶ θεός; — — — —
— — — — *ἔλπομαι εἰσοράασθαι*
Τὸν δὲ κατιθύνοντα πλόον προκέλευθον ἐμεῖο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θάρσει παρθενική — — —
Αὐτός τοι Ζεύς εἰμι, καὶ ἐγγύθεν εἴδομαι εἶναι
Ταῦρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Notwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter unter einer bessern Gestalt den Gürtel gelöset hatte.

— — *Ζεὺς δὲ πάλιν ἑτέρην ἀνελάζετο μορφήν,*
Λῦσε δέ οἱ μίτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Od. 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen Zähne heißen, so würde Ihre Übersetzung gleichwohl noch fehlerhaft sein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit: die Ziege sieht den Löwen und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier

etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne sein. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Übersetzer, wie Sie sein wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Od. 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu sein, wo seine Übersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Übersetzer so gut gewesen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar, Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht recht haben; denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne „nichtswürdig"? „Unwürdig" heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Übersetzung mögen hingehen. „Nichtswürdig" aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Übersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe, jam satis est! — —

Ja, wirklich genug und allzu viel, ob es schon für einen Mann, wie Sie, mein Herr Lange, sind, noch zu wenig sein wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren als ein alter, hochmütiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Not noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabteilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu korrigieren. Ich verspreche

22. Mart. 4, 91.

Ihnen im voraus durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich sein soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen, nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudizierlich sein soll; sie sollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut, als wenn ich sie angemerkt hätte. Zur Sache!

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht „auf Balken aus Cyprien". Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjektivum davon. Hier macht also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Silbenmaß sein würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Herr Pastor: die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmissnen Wellen
Des gelben Tibers am etruscischen Ufer 2c.

Falsch! Es muß heißen:

So sahn auch wir die vom etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmissne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadae würde nicht der trübe Siebenstern, sondern das trübe Siebengestirn heißen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Hahaha!

Vada hätten Sie nicht durch „Furten" geben sollen, weil man über Furten nicht mit Nachen zu setzen nötig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei diesem Worte angemerkt hat.

2. unvergeblich, unverzeihlich. Vgl. S. 152, Z. 23. — 5 f. nicht präjudizierlich sein soll, daß es nicht das Vorurteil erwecken soll, daß dies keine Fehler wären. — 28. Hyadae, müßte heißen: Hyades. Die Hyaden sind eine Sterngruppe am Kopfe des Stiers. Der Name bedeutet eigentlich eine Sau mit ihren Ferkeln, die Plejaden einen Flug wilder Tauben, beide Namen wurden aber schon von den Griechen falsch gedeutet.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch sein; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus, die nach dieser Insel genennt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch „auf dem Rosenbette" geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreit, und wenn die Liebe mich reizet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in „und" verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweitens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15. Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes „nimmer stille" gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Ölzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Übersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer,

5. heißen kann, doch haben auch andere deutschen Dichter sich diese Freiheit genommen, vgl. I, S. 157, Nr. 2; S. 242, Z. 8. Schillers „Götter Griechenlands":

Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

— 25. 15., soll heißen: 14.

vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie diota durch „Urne" übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntnis der alten römischen Maße haben! Merken Sie sich doch, daß diota so viel als amphora, urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — Zusammen, ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erstlich „des Atlantes"; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, sondern *Atlas, antis.* Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das: zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch „nahe Felsen" schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich, Klio, was ist's vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leier,
Was ist's vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feierlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott und die Leier auf den Mann, welches gleich das Gegenteil von dem ist, was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lire étoit pour les louanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: Wenn deine [weiße] Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine beflecket. Ei! wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das „Nachdenken" getauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenten Zeile nicht durch „Rachen" gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Teil des Schiffs, und eben das, was die Griechen τρόπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch „Gnossus' scharfe Pfeile", zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen, was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnossisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Überschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Maskulinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: „aus seiner Grotte, die er bewohnt," so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem, „Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock." Prius heißt „eher", ja;

5. „Nachdenken" getauft haben, in der Bem. zu 3. B., Ode 21.

allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts Schlechterm besetzt werden als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das „geschlachtet“. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Übersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwei entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen: die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie sagen: der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne wie Sie wird alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein ebenso abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch „Delos, die Geburtsstadt des Apollo“. Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig besser, welche Worte ἐπίκοινα sind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres sel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bei der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citieren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeisters gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite malten, wenn sie sequor mit dem Dativo konstruierten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben!

7. letzten ohne einen, vorletzten.

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammennehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und er kann kein Druckfehler sein, weil er sowohl über dem Texte als über der Übersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmacktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch „Gang" übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein „reiner Quell", sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus, sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch, wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sei ein Druckfehler für „Falerner". Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie Einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjektivum *matinum* verführen, ein Ding daraus zu machen, welches „Matinus" heißen soll. Zweitens sagen Sie „Panthus", anstatt daß Sie sagen sollten „Panthous". Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Silben-

32 f. Matinus ... Panthus, hier hat Lange beidemale recht.

maß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italienische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch „Verachte" geben, heißt die wörtliche Übersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile sagen Sie „ein Dichter", und es muß „der Dichter" heißen. Der Fehler ist größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch „jungen Saft", zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die „Calensche Hippe" und sollten die „Calesische" sagen; ein Fehler, den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Übereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch „befestigen" und hätten es durch „losbinden" geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28sten Ode des ersten Buchs und des recludere in der 24sten Ode ebendesselben Buchs zu nehmen.

24. ein Fehler, es ist kein Fehler.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch „ein neuer Buhler“, sondern durch „ein jüngrer Buhler“ geben sollen. Sie gehen ebenso unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine, so hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch „Balken und Nägel“. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht Großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man nach Ihrer Art zu übersetzen durch „Pfeil und Balken“ geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht „kleine Lilie“. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn notwendig die kurze Dauer ihrer Blut anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße „frisch“ sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landschaft Ämonien oder, welches einerlei ist, Thessalien den Berg Hömus zu machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

22. Blut, sächsischer Provinzialismus für: Blüte. — 27. Hömus, die Form „Hömus“ statt des gewöhnlichen „Hämus“ findet sich auch sonst, z. B. in „Thirsis' und Damons freundschaftlichen Liedern“ S. 17, bei Klopstock „Wingolf“ ed. Pawel S. 9, V. 27, S. 11, V. 43, bei Matthisson, „Autobiographieen“ S. 48. „Möoniden“ statt „Mäoniden“, bei Herder ed. Suphan I, S. 533, Anm. zu S. 5, Z. 3.

38. Ode.

Ende gut, alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten wie diese, so würden Sie noch zur Not ein Schriftsteller sein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr Leichtes sein würde, zweihundert Fehler in Ihrer Übersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die funfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue verteidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urteil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen sein, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurteil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Altertümer noch Geschichte, weder Kenntnis der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Übersetzer des Horaz notwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Teil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann

eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermutet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemutet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten, und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegenteil unwidersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein andrer sein als eben der Herr P. N., dessen Sie auf der 21sten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre,

24. P. N., Professor Nicolai, der Bruder des Buchhändlers, aus Halle, später in Frankfurt a. O. — 31. Besuchs würdigte, vgl. I, 69.

schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sei nicht übel willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich sein Urteil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Öffentlich," sind seine Worte, „wollte ich es niemanden raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — — — — — — — — Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt, sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas Leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen, es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bei mir nicht im Überflusse sei, so weiß ich doch wahrhaftig

8 f. — — — — — — — — — — —, Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden.

nicht, wie er vermuten können, daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgültig sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein, Verleumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jetzt berührte Lügen Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius und ich weiß nicht was nennen, daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nötig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne „Mein Herr" aus und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie

15. senex ABCdarius, alter ABC-Schütze. — 16. Kaspar Scioppius (Schoppe), Gelehrter des 16. Jahrhunderts, machte sich durch seine satirischen Ausfälle so verhaßt, daß er schließlich nirgends mehr geduldet wurde. Er starb zu Padua 1649. — 17. Bayle, vgl. oben S. 280, Z. 27. Über sein Verhältnis zu Moréri, auf welches Lange gleichfalls anspielt, bemerkt Pierre Bayle, daß er sein Wörterbuch zunächst in der Absicht angefangen habe, die zahlreichen Fehler des historischen Wörterbuchs von Moréri zu verbessern.

meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rate. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach Art der ABCBücher binden zu lassen und mit einer schriftlichen Empfehle zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

1. Vade mecum, eigentl. „Geh mit mir", Titel mehrerer Kompendien für den Handgebrauch, in Taschenformat. Vgl. oben S. II.

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat., Lib. I. Sat. 6 [v. 46].

---

2. An dem alle nagen [als an dem Sohne eines Freigelassenen].

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden sein, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seinesgleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet sein?

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Toten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu sein wünschen sollte; denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu teuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut sein würde, wann auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig tot zu sein lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegenteile. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann

auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt und diese aufgeputzt sein können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurteilen die Stirne zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Teil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trillionteilchen wäre — — ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung und sage, daß auch ich einige große Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht sein? er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und sie entzückenden Harmonieen anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will.

5. beschmitzt, s. v. a. beschmutzt.

Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Verteidigung sieht; er giebt dem, dem er den großen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. Soviel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht und tausend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologieen davon geliefert; sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bei seiner Wollust anfangen oder, wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist, bei seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.*) Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimmt man teils aus seinen eignen Schriften, teils aus den Zeugnissen andrer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugnisse, die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nämlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebens-

*) Der Herr Müller in seiner „Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller", Teil III, Seite 403.

35. Bodlejanischen Bibliothek, E. Grosse konstatiert hier einen Irrtum Lessings

beschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weiß endlich, daß man, um in solchen Vermutungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieses nun ist schon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwei verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser sein.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tausendmal nachgeschrieben und oft genug mit einer kleinen Kitzelung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller, und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht und sei anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat sein wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwei schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: „Es gehen unter dem Namen des Horaz Elegieen und ein prosaischer Brief herum; allein beide halte ich für falsch. Die Elegieen sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war.“ — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich, den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte einige kalte Elegieen und einen dunkeln Brief schreiben, oder bei aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling sein? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber auf ebenderselben Seite, in ebenderselben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig als behutsam sein könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten. Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will. Horaz soll in den Venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen sein; denn man sagt — — auf die Ursache wohl Achtung gegeben! man sagt — ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sei? Nein! — man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darin als ein Bestreben, sich die

1. Apostrophe, Anrede. — 31. Gartengott, Priapus; vgl. den Schluß der „Anmerkungen über das Epigramm“.

Wollust so reizend zu machen als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reizung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen sein. Und der Geschmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kitzelung verschafft haben; wenigstens sagt Ibykus bei dem Athenäus, es sei noch neunmal süßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt sein? Vergebens wird man sich nach dieser bei ihm umsehen. Nein, nein; in den süßen Umarmungen einer Chloë hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwärts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine aktive oder passive Be-

8 f. Vgl. oben S. 285. — 13. Des Mägdleins holdes Lachen. — 15 f. Küsse, welche Venus mit einem Fünftel ihres Nektars getränkt hat.

deutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für „in dem Spiegel besehen" ist das Gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff „mit Spiegeln ausgezieret" durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klassischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh' ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als erraten kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber erraten hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzählt, vergleichen lasse.

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beiwort durch einen „artigen Bruder Lüderlich", oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung „Liederlich". Ich will hoffen, daß man keine getreuere Übersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiker haben will, putissimus, der allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res Venereas intemperantior ist, unmöglich der allerreinste sein kann. Eins von beiden muß also nur wahr sein, entweder das dicitur des Pöbels oder das ausdrückliche Urteil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unparteiischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so Abgeschmacktes, so Unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so Streitendes könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sei, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

9. scorta deponere, das Deponieren hieß eine Ceremonie bei den Studenten, wodurch die Füchse als Burschen aufgenommen wurden. — 22. „Liederlich". Lange hat vor seinem Horaz die Vita abdrucken lassen und übersetzt. — 27. dicitur, man sagt. — 34 f. für untergeschoben zu halten, auch hat sie Roth in seiner Ausgabe des Sueton S. 298 in [ ] gesetzt.

Was das Unrömische darinnen zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, rate ich zu lesen: specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas Ähnliches bei dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner „Natürlichen Fragen" handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen als „ziemlich"; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines lakonischen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca, und es giebt Übersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzu große Treue ihren Lesern die Röte ins Gesicht treiben wollen. Ich würde ebenso behutsam sein, wenn nicht unglücklicherweise beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit bescheidener als Seneca sein, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet sein wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bei dieser Gelegenheit," sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus du erkennen wirst, wie

19. „Natürlichen Fragen", besser: Untersuchungen über Naturerscheinungen. — 25 f. Libertus Fromond, 1587—1653, Professor der Theologie zu Löwen, auch Mathematiker, schrieb Erläuterungen zu obigem Werke des Seneca. — 26. honestius tacuisses, du hättest anständiger geschwiegen.

die Geilheit so gar kein Werkzeug zur Anreizung der Wollust verachtet, und wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius übertraf an Unkeuschheit alles, was man jemals auf der Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er war dabei ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche August ihn nicht für wert, seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht allein mit Einem Geschlechte, sondern er war auf das männliche ebenso rasend als auf das weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie ich sie in dem Vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder um vieles vergrößerten und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich machten. Diese Spiegel stellte er so, daß, wenn er sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders darinne sehen und sich an der falschen Größe des Gliedes gleichsam als an einer wahren vergnügen konnte. Er suchte zwar schon in allen Badstuben die Muster nach dem vergrößerten Maßstabe aus, gleichwohl aber mußte er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden sei.“ —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisiert noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein und giebt sich alle Mühe, die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das, was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterscheid hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das

intemperantior ad res Venereas traditur nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit sein soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen, und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich, und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen sein. Was konnte ihn antreiben, ebendasselbe Laster in dem einen zu verfolgen und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzu groben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritische Vermutung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortans ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur, beinahe das Vorbild zu sein scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons das Einschiebsel eines Abschreibers sei. Eines Abschreibers, der vielleicht bei einem andern als bei dem Seneca gelesen hatte, zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt; eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermutung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrifft,

für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Übersetzung stillschweigend ausgelassen und stillschweigend also verdammt. Baxter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσύστατα videntur. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb sein, weil die zweite Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein Großes verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemälde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abändrungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruhe und Lachen, Schlaf und Tanz besingen und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es sein sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß

2. Wilhelm Baxter, 1650—1723, englischer Grammatiker und Kritiker, gab den Horaz mit Anmerkungen heraus. — 4 ff. quae hic omittuntur ... videntur, was hier weggelassen wird, ist von irgend einem Windbeutel eingeschmuggelt; denn es scheint nicht nur unanständig, sondern auch lächerlich und sich widersprechend.

sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig und bis zur Schwärmerei züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfricht und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Äneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, sich ihnen gleichstellen. Weil sie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt sein, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden sein, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will.

28. Äneas, Lessing wollte wohl „Odysseus“ schreiben (Odyssee, 10. Gesang), denn bei Virgil findet sich nichts dergleichen.

Da man aber dieses weiß oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst des künstlichen Blendwerks wegen darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von Gott und Tugend vortragen, man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen sein, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwei wahrhafte Beauxesprits, das ist, wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens sein, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein ebendieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein

11 f. schnell ... voll ist, Matth. 12, 34. — 22. Johann de la Chapelle, geb. zu Bourges 1655, Sekretär des Prinzen von Conti und später Generaleinnehmer der Finanzen zu Rochelle, Mitglied der Académie française, starb 1723 zu Paris. Er schrieb u. a.: „Les Amours de Catulle“ und „Les Amours de Tibulle“. Paris 1712.

Held ohnegleichen müsse gewesen sein. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine skandalöse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu schaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27sten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger sein als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu sein, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen: „Man weiß nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch viel weniger, ob sie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze, sage ich, weiß er beides. „Galathee," sagt er, „war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Verteidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Mienen zu lesen. Ihr Mund war von den häufigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem, für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das Vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in

11 f. Mögest du glücklich sein, wo immer du lieber weilst, und unser eingedenk, Galatea, leben.

Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig, zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen.“ —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bei diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des allerelendesten Geschmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer dem Namen nach geschrieben zu haben scheinet, Widersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verraten. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloën, Leuconoën, Glyceren, und wie sie alle heißen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit loszusprechen und wenigstens die weichlichen Knaben, den Ligurin und Lyciscus, aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

33 ff. Das schuldbeladene Jahrhundert schwächt
Ehliche Treu' und Häuser und Geschlecht;
Aus dieser Quelle strömt nun das Verderben
Ins Vaterland und auf Quirinus' Erben

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer dahergeflossen sei? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar, es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweite Satire des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sei.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satire von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht; aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sei ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr, er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntnis weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

17 ff. Serm. I, 2, 111 ff.:

Doch hat Natur der Wollust wohl ein Maß bestimmt,
Und besser ist's erforschen, was sie zuläßt,
Was nicht, und nicht um Nicht'ges sich bemühen.

— 24 ff. Ebd. 116 ff. — 32 f. Ebd. 125 f.

Ich dringe auf das haec und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen,

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem Allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten und den lieblichsten Weihrauch bei festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher die Haare mit Blumen zu durchflechten und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
 Manat rara meas lacrima per genas?
Cur facunda parum decoro
 Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
 Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
 Campi, te per aquas, dure, volubiles.

4 f. Serm. I, 2, 123 f. — 27 ff.
Doch um dich, mein Ligurin,
Fließen Thränen mir auf die Wangen hin.
Meine Zunge, wie gelähmt,
Stockt im Munde mir, schweigt zuletzt beschämt.
Und im Traum der stillen Nacht
Halt' ich dich im Arm, bis ich aufgewacht.
Folge durch des Marsfelds Gras
Deiner Spur, sowie durch das flücht'ge Naß.

Was läßt sich Zärtlichers gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wann es nichts als eine Nachbildung des Anakreontischen Bathylls sein sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermutungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
  Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
  Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll sein, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verloren gegangen sein, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich dahergeweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen; allein ich frage Kenner, welche die eigentümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter Anakreontische in der Stelle des Horaz finden. Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenten, wo

7 ff.
So weinte um Bathyllus, wie man sagt,
Der Tejische Anakreon,
Der in kunstlosen Rhythmen oft geklagt
Zu der gehöhlten Leier Ton.

Amor mit einem hyazinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beiden Zeilen:

> Cur facunda parum decoro
> Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verräterischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Übersetzung des Catulls:

> — — — nihil est super mi
> Quod loquar amens.
> Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nämlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiednen Bildern mühsam zusammengesucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst aus einem kleinen Ehrgeize zum Subjekte annimmt. Ich verrate hier vielleicht ein Geheimnis, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verraten, als zugeben, daß es unverraten schimpfliche Vermutungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edlers nachbilden können als die Symptomata eines so häßlichen Lasters? Und verrät denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erste gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas Edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas Edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereien der Platonischen Liebe,

7. Sappho, II, 9. Bergk, Poet. lyr. p. 667 ed. II: *ἀλλὰ κὰμ μὲν γλῶσσα ἔαγε.* — 9. Übersetzung des Catulls, LI, 7:

> Ich habe, sinnbethört, nichts mehr zu sagen,
> Die Zunge starrt, und es verstummt mein Klagen.

so könnte man doch daraus ebensowenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegenteile auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser sein, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderei weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia, bestraft wissen wollte. Das zweite verbot eben dieses Laster, insoferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war als der römische. Man kann es bei dem Sueton (Hauptstück 34) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er alle sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen sein, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst an mehr als einem Orte dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas,
Laudantur simili prole puerperae:
  Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vorteile der Regierung unsers Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das

7. de adulteriis et pudicitia, von Ehebruch und Keuschheit. — 8. de maritandis ordinibus, von der Verheiratung der Stände. — 30 ff. Carm. IV, 5, 21 ff.
Nicht wird das keusche Haus durch Unzucht mehr entehrt,
Dem Frevel wird durch Sitt' und durch Gesetz gewehrt,
Dem Weib gereicht die Mutterschaft nicht mehr zur Schmach,
Die Strafe folgt dem Frevel auf dem Fuße nach.

maculosum nefas für etwas anders annimmt als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fuße nach: culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen und den August selbst in gleiche Verdammnis werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszählen konnten; sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nötig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzu wohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurücksehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beigebracht

7. Sueton, cap. 68. — 11. Sueton, cap. 71.

habe, obschon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu sein, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts schließen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urteile des Augustus: purissimus penis! Das letztere, weil er freilich wohl seinen Teil an den fleischlichen Ergetzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beschuldigung, welche einen Römer, insofern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen sein, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weiß, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen, befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenten Ode des zweiten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta virtus, et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntnis! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nötig haben.

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen sein; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnötige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreifen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein sein und

21 ff. Nach Geibel (V, 201):

Philippis Not erlebt' ich mit dir, mit dir
Die Flucht, auf der ich Ärmster den Schild verlor,
Als bei der Freiheit Fall ins eigne
Schwert sich die trotzigen Männer stürzten.

also nichts entschuldigen, ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er gleich anfangs zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften sein, wenn es nicht ein entschiedner Mut und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippis sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerei auslegen und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigsten Gelegenheit sein Mut verlassen hätte. Bei kleinen Scharmützeln etwas wagen und in einem ernstlichen Treffen davonfliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen als durch die überlegene Macht des Augustus; die das Geständnis seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeichelei machen und dabei den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Cassius gelesen zu haben (B. 47), daß die Sieger nach der verlornen Schlacht bei Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten, daß sie aber keinen einzigen weder töteten noch gefangen nahmen, sondern sie bloß so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten. — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weg-

31. (B. 47), cap. 48 extr.

geworfen haben? Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu sein, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen:

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfsinnigste eben nicht sein, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber sein will. Auch darf man der Belesenste nicht sein, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts Seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittakus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesem seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man

5 f. Doch durch die dichte Luft entrückte schnell
Merkur mich, den Verzagten.

— 12f. Vgl. IX, 83: „Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts als eine poetische Redensart für unsichtbar machen sein soll?" — 21. Herodotus, V, 95. — Strabo, XIII, cap. 38, C. 600. — 28. Sittensprüche, man kennt nur den einen: „Erkenne den rechten Zeitpunkt".

weiß, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachteilig sein können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben. — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Mute des Horaz könne überzeugt gewesen sein, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Ähnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebente Ode des zweiten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwähnen als durch das Gegenteil. Ich sage: auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so geradehin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto Rühmlicheres darunter verstehen zu lassen.

Was mich noch mehr in der Vermutung bestärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sei, ist die zweite Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt.

1 f. nicht verschwiegen hat, nach Geibels Übersetzung (Werke V, 125):

Daheim als Herold melde: Gerettet ist
Alkäos selbst, doch büßt' er die Waffen ein,
Und seinen Schild am Pallastempel
Hängte das Volk von Athen zum Schmuck auf.

— 10. primum suorum sodalium, den ersten seiner Gefährten.

Sie befindet sich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs und also in einer Art von Gedichten die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimisere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Übersetzer übersetzen es alle. Dimittere ist ein militarisches Wort und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bei den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern, antreffen, wo es überall die Armee auseinanderlassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beide wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittiert. Da aber Horaz dieses letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit Bessern bewußt gewesen sein, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „Derjenige unter den lateinischen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat sowohl als er in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit Wegwerfung seiner Waffen als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen

1. zweiten Briefe des zweiten Buchs, V. 49 ff. — 5 ff.

Als mich Philippi dann entließ
Demütig, mit beschnittnen Schwingen,
Der Heimat und des Erbes ungewiß,
War's kecke Armut, die mich hieß
Mein Ungemach in Verse bringen.

— 10. übersetzen, die meisten Ausgaben, auch die Hempelsche (XIII, 1, 146), schreiben: „übersehen", gegen den ersten Druck. Lessing hat ein Wortspiel beabsichtigt und gebraucht hier „übersetzen" in der Bedeutung von „sich über etwas hinwegsetzen" (supersedere). Vgl. Gottsched, Deutsche Schaubühne I, 27. Laubes Werke X, 277, Z. 2.

Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in diesem Stücke nicht so aufrichtig gewesen sein, wenn er nicht die großen Beispiele vor Augen gehabt hätte.“ Diese großen Beispiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war, seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu sein, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bei Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, so viel und noch mehr gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihn vielleicht das Beispiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beispiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwei Dichter, die einerlei Schicksal gehabt, könnten nicht anders als auch einerlei Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Ähnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurteil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das „fast“ ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen und zugleich auch nicht sagen will.

Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nötig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntnis seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn sein, daß er die einen oder die andern in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nötigen ihn, die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes

von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen, und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurers zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das Ich sein eigen Ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sei, daß er ebensowohl die unzüchtigsten Sinnschriften als die göttlichsten Psalme machen könne. Rousseau soll geantwortet haben, er verfertige jene ebensowohl ohne Ruchlosigkeit als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich sein, alles, was man von der Philosophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm, wo er es fand, überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So malt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründesten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode ohne Geschmack gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mitteile, die ich dem Urteile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode und zugleich eine Übersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube, dieses wird besser sein, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

8. Den Dichter Jean Baptiste Rousseau (1670—1741), nicht den Philosophen. — 24. ungegründesten, vgl. V, S. 366, Z. 9.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus

Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:

Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis

Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Übersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt' ich umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann' ich, den verlaßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt, die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage durch den heitern Himmel die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen Klumpen und die schweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die nie gesehenen Wohnungen im schrecklichen Tänarus und die Wurzeln des Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt und das, was im Dunkeln ist, hervorzieht. Hier riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihm, ihn anzusetzen."

* * *

Es wird nötig sein, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen zur Rettung meiner Übersetzung beizubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu ver-

lassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus, selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwenderisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht, parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor? Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitve a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas Ungereimtes sagen lassen oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: „ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte und ihren Dienst oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl wie der Soldat bei der Fahne hätte verharren sollen." Der geringste Silbenhenker würde kein so widersinniges Klimax gemacht haben — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heißen, was es fast immer heißt? Macht nicht „karger Verehrer der Götter" einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verraten konnte? Das andere Beiwort infrequens habe ich durch „saumselig" gegeben; „selten" aber würde vielleicht ebensogut gewesen sein. Der Sinn, den ich ihm beilege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Festtage und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch „träge" gegeben; aus was für Ursachen, kann unmöglich jemand anders als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunktion, doch nicht ohne Vorgänger,

21. Klimax, Gradation, Steigerung.

abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; soviel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat recht, und wann er sich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beispiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sei, als das gegenwärtige. Horaz kann ebensowohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit, als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wählen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bei heiterm Himmel oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist. Soll also der Dichter nichts Ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung stattfinden, welcher ich in der Übersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, „mehrenteils“ zu heißen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Übersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier „verhaßt“, „scheußlich“ und dergleichen heißt; ich habe aber deswegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als „ungesehen“ ist, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀϊδής habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Lakonien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τόπον ζοφερὸν καὶ ἀνήλιον, wie

23. hisce vero diebus, aber in diesen Tagen. — 26. Paraphrasten, Umschreibern. — 37. τόπον ζοφερὸν καὶ ἀνήλιον, dunkeln und sonnenlosen Ort.

sie bei dem Lucian Περὶ πένθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀϊδής genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicherweise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine bessre Wirkung that. Mir aber schien der „ungesehene Tänarus" im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebirge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beiwort wieder dahin, wo es diese Zweideutigkeit nicht verursacht und der Stärke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Übersetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieses Beiwort mit dem andern, horrida, eine viel zu große Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide so nahe zusammengebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. „Die grause Höhle des scheußlichen Tänars", sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben, als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Übersetzer sein?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten auch dessen Meinungen geheiratet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bei und erklärte die Ode für nichts anders als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine

1. Περὶ πένθους, von der Trauer [um die Verstorbenen]. In Wielands Übersetzung V, 203.

ernstliche Widerrufung sein sollte. Er kam auf den Einfall, sie zu einer Spötterei über die stoische Sekte zu machen, welches zu erweisen er sie folgendergestalt umschrieb. „Es ist wahr, solange ich den Lehren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich die Götter nicht so, wie ich wohl sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit so starken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben und einen neuen Weg zu erwählen. Was mich in meiner Halsstarrigkeit befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt war, der Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünstungen sein, die sich in Wolken zusammenziehen und sich unter einander stoßen. Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott selbst den Wagen seines Donners durch den Himmel führt, so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin er will." — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weiß," soll des Dichters Meinung sein, „daß Gott diesen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weiß auch, daß er diese Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches mit scharfem Geräusche dem Haupte des einen das Diadem entreißt und das Haupt des andern damit krönet."

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so nichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen sein muß. „Man braucht," sagt er, „in der Naturlehre nur sehr schlecht erfahren zu sein, wenn man wissen will, daß kein Donner ohne Wolken sein könne. Horaz muß also notwendig die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorsehung weiter nichts als ungefähr dieses entgegenzusetzen wußten: Ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und auf seine verschiedene Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ursachen hervorgebracht würde und man also nichts weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne, so glaubten die Stoiker ihnen

nicht besser den Mund zu stopfen, als wenn sie sagten, daß es auch bei heiterm Wetter donnre, zu einer Zeit also, da alle natürliche Ursachen wegfielen und man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müsse."

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund, womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründesten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der „Natürlichen Fragen" des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht beiseite setzten, und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kann deutlicher sein? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwider; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, inwiefern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas Göttliches sei: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen, desgleichen die Klinge in der Scheide, obschon diese ganz bleibt.

15. gegründesten, vgl. V, S. 366, Z. 9. — 22 f. Quare ... tonat, warum donnert er auch bei heiterm Himmel? — 23 f. quia ... prosilit, weil auch dann ein Hauch durch die dicke und trockne Luft vorspringt. — 29 f. Wunderbar sind, wenn du sie betrachten willst, die Werke des Blitzes und lassen keinen Zweifel, daß ihnen eine göttliche und feine Gewalt innewohnt.

schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben sein sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabei ließen und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca notwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non, quia facta sunt, significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sei, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie

10 ff. Hoc autem ... praedictio est. Folgendes ist der Unterschied zwischen uns und den Etruskern, welche die größte Kenntnis in der Deutung der Blitze haben. Wir glauben, daß, weil die Wolken zusammengestoßen sind, deshalb die Blitze herausfahren. Sie glauben, daß die Wolken zusammenstoßen, damit die Blitze herausfahren. Denn da sie alles auf Gott beziehen, sind sie der Meinung, als wenn sie nicht etwas bedeuteten, weil sie stattgefunden haben, sondern stattfinden, weil sie etwas bedeuten sollen; doch finden sie in derselben Weise statt, mag die Bedeutung nun ihre Absicht oder ihre Folge sein. Wie bedeuten sie also etwas, wenn sie nicht von Gott gesandt werden? Sowie die Vögel nicht deshalb in Bewegung gesetzt werden, um uns zu begegnen, und doch durch ihren Flug nach rechts oder links uns ein Wahrzeichen geben. Auch sie, heißt es, hat Gott in Bewegung gesetzt. Du machst ihn zu müßig und zu einem Handlanger bei einer kindischen Verrichtung, wenn er den einen die Träume, den andern die Eingeweide zurechte macht; und doch ist Gottes Macht dabei im Spiele. — Auf andere Weise wird die Reihe der Geschicke entfaltet, die überall Anzeichen der Zukunft vorausschickt, von denen uns einige vertraut, andere unbekannt sind. Wie die Ordnung, so ist auch die Bedeutung.

Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nötig, ihr mehr entgegenzusetzen, ob es gleich etwas sehr Leichtes sein würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beibehalten wolle. Doch auch diese kann meinem Urteile nach nicht stattfinden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satiren, wo er so unzählig viel Kleinigkeiten von sich einfließen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen sein, welches doch sein müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Außer diesen schon bekannten Schwierigkeiten setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophierten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies als der Donner am heitern Himmel, so kann Horaz den letztern ebensowenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nötige. Das erstere ist wahr und also auch das letztre. Oder will man etwa vermuten, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben als seine Ausleger?

Laßt uns eine bessre Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit verteidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem außerordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas so Kleines sei, daß man sie dem Dichter schwerlich schuld geben könne. Der natürlichste

Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüt auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affekt und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich sein sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe sein würde. Ich will nur noch eine Vermutung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln, angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn sein wird; aber wer weiß, ob sie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Augustus nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurückkam und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmal der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vorteile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzählung

13 ff. Donner und Blitze fürchtete er etwas zu ängstlich, so daß er immer und überall ein Seekalbfell als Schutzmittel bei sich trug und bei jedem zu besorgenden größeren Unwetter sich an einen entlegenen und gewölbten Ort zurückzog. — 28 ff. Suet. c. 95.

einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bei seiner Zurückkunft nach der Schlacht bei Philippis sein mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freiheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserei übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Übertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzusetzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten, wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der letztern aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens wider die Religion des Horaz gar nichts zu schließen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

Rettung des Hier. Cardanus.

Leser, welche den Cardan kennen und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses außerordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen in Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Rätsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht, oder vielmehr, zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder große Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte (De vita propria)!

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterei entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurteilen die Stirne zu bieten? Selten hat man nötig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenscheinliche Verleumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andre überzutragen, treibt mich an, dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drei Stücke: auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben, auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen, und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beiden erstern Gründen werde ich nichts sagen, weil schon andre nur allzu viel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das „soll". Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Währmann dieses

10. De vita propria, Über sein Leben. — 23. de subtilitate, über die Feinheit.

Vorgebens? Kein anderer als Martinus del Rio (Disput. Magic., Tom. I. Lib. II). Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen. — — Den zweiten Grund vernichten die eignen Worte des Cardans, welche insonderheit der Herr Pastor Brucker aus dessen seltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführet hat (Hist. Crit. Phil., Tomi IV. Parte altera, p. 76).

Ich werde mich, wie gesagt, hierbei nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas Besonders dabei anzumerken. Man wird es als einen guten Zusatz zu dem Artikel ansehen können, welchen Bayle in seinem kritischen Wörterbuche von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller sein, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist, der Herr Pastor Vogt, oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre und noch eine andre Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabei anmerkt, ist folgendes: „Man lieset," sagt er, „in diesen ungemein seltnen Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche Stelle, die man in den nachherigen Abdrücken weggelassen hat. Ich will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la Monnoye, im 4. T. der Menagianen, S. 305, erzählen. Noch schlimmer als Pomponaz, sagt dieser, macht es Cardan. In dem elften seiner Bücher de subtilitate vergleicht er die vier Hauptreligionen kürzlich unter einander, und nachdem er eine gegen die andre hat streiten lassen, so schließt er, ohne sich für eine zu erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: igitur his arbitrio victoriæ relictis. Das heißt auf gut deutsch,

1. Martinus del Rio, 1551 zu Antwerpen geboren, studierte zu Paris, Obergerichtsrat in Brabant, trat 1580 zu Valladolid in den Jesuitenorden, 1604 Professor zu Salamanca, starb 1608 zu Löwen. — 5. Brucker, vgl. S. 48, Z. 2; S. 73, Z. 3. — 6. de astrorum judiciis, über die Weissagungen aus den Sternen. — 18. Bernhard de la Monnoye, 1641—1728, französischer Dichter, schrieb Anmerkungen zu den Menagiana. — 25 f. Menagianen, Ägidius Menage, 1613—1692, der Typus eines philologischen Schöngeistes. Seine witzigen Bemerkungen, Anekdoten u. dergl. wurden nach seinem Tode unter obigem Titel herausgegeben, und aus ihnen entlehnte Lessing den Stoff zu mehreren seiner Sinngedichte. — 26. Petrus Pomponatius, freigeistiger Philosoph, Lehrer des als Freigeist 1619 zu Toulouse verbrannten Vanini, 1462—1526. — 31. igitur ... relictis, indem wir also dies der Entscheidung des Sieges überlassen.

er wolle es dem Zufalle überlassen, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar selbst in der zweiten Ausgabe; dennoch aber ward er drei Jahr darauf von dem Scaliger, Exercit. 258, n. 1., sehr bitter deswegen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist und die Gleichgültigkeit des Cardans in Ansehung des Sieges deutlich beweiset, welchen eine von den vier Religionen, es möge nun sein, welche es wolle, entweder durch die Stärke der Beweise oder durch die Gewalt der Waffen davontragen könne."

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anstoße gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem andern sei gerüget worden. Marinus Mersennus ist in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830) darwider aufgestanden und hat sie für nichts Schändlichers als für einen Inbegriff des berüchtigten Buchs von den drei Betriegern gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Morhof (Polyh., T. I. Lib. I. c. 8. §. 6) Bücherkennern bekannt gemacht, und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann (Hist. univers. Atheismi et Atheorum, p. 365 et 547), die Hällischen Verfasser der Observat. selectarum (Tom. X. p. 219), Freytag (Analect. litteraria, p. 210), die Bibliothek des Salthenius (p. 272) sagen alle ebendasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß diesen noch einen Freund von mir beisetzen, nämlich den Herrn Adjunkt Schwarz in Wittenberg, welcher in seiner ersten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum gelegentlich eben diese Saite berührt.

4. Julius Cäsar Scaliger, Philosoph, Dichter, Kriegsmann und Arzt, der sich rühmte, aus dem Geschlecht der Fürsten della Scala zu Verona zu stammen, 1484—1558, Vater des großen Philologen Justus Scaliger, schrieb Exercitationes exotericas adversus Cardanum de subtilitate. — 13 f. Marinus Mersennus, 1588—1648, Mönch, schrieb einen Kommentar zum ersten Buch Mosis. — 16. Das „berüchtigte Buch von den drei Betriegern" (De tribus impostoribus), nämlich den drei großen Religionsstiftern Moses, Christus und Mohamed, ist wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland entstanden. Man hat seine Abfassung den verschiedensten berühmten Männern zugeschrieben, z. B. Kaiser Friedrich II., Boccaccio, P. Pomponazzo, Erasmus, Macchiavelli, Rabelais, Giordano Bruno u. a., allen mit Unrecht. — 22 f. Freytag . . . Bibliothek des Salthenius, vgl. S. 113, Z. 23 f. — 24 f. locum . . . plenissimum, eine ruchlose und höchst ärgerliche Stelle, eine höchst anstößige Stelle. — 26. Friedrich Immanuel Schwarz war zwei Jahre nach Lessing von der Schule zu Meißen abgegangen. Seit 1751 war er Kustos an der Universitätsbibliothek zu Wittenberg, wurde 1754 Bibliothekar ebendaselbst und später Professor der Theologie in Leipzig. — 27. ersten Exercitation, welche Lessing im 40. Stück der Vossischen Zeitung 1753 anzeigte; vgl. S. 23.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte entweder nur Nachbeter sind oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben konstruieren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurteile verhindern.

Ich für mein Teil habe es dem nur gedachten Herrn Adjunkt Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mitblasen darf. Bei ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanschen Werks de subtilitate in die Hände bekommen und sie mit um so viel größrer Begierde durchblättert, da ebendasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand hier und da einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen, vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schließe ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: Hieronymi Cardani, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. Principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Provinciæ præfectum. Nach dieser Aufschrift folgt auf dem Titel selbst eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortrefflichkeit des Buches anpreiset. Hier ist sie: *Joh. Petrejus* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quæ non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quæ etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens hæc et illa, haud mecum dissenties! uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändlerpanegyrico stehet endlich: Norimbergæ apud Jo. Petrejum, jam primo impressum, cum Privilegio Cæs. atque Reg. ad Sexennium. Ao. MDL. Das Format ist Folio, die Stärke 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen

werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardans ist so schlecht, daß der Leser nichts dabei einbüßt, wenn er es auch schon in ebenso schlechtes Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Übersetzung beibehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XI. Buche des Cardanus *de subtilitate*.

„Die Menschen sind von jeher an Sprache, Sitten und Gesetzen ebensosehr unter sich von einander unterschieden gewesen als die Tiere von ihnen. Bei den Verehrern des Mahomets wird ein Christ und bei beiden ein Jude nicht höher geschätzt als der verworfenste Hund; er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverei gestoßen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere: der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich, weil er so oft in den Kriegen wider die Juden den Sieg davongetragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach sagen sie: so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen und besonders in Kleinigkeiten seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst um jeder Ursach willen beschwerlich zu fallen, ebenso müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Teil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bei nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdiger Ursache mit Bitten belästige. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz und durch diese Beispiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden,

viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, so könnten sie ebensowohl Exempel der offenbaren Hilfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen als irgend andre. Auch sei unsre Meinung von Gott und dem Ursprunge der Welt nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmackter als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Gesetzen und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die Verehrung toter Bildsäulen und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; desgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

„Nachdem diese also auf besagte Art widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehret als wir, und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so großer Wunder und Zeichen und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sei, müsse Gott nicht gefallen haben; sie, die Juden, hätten wider ihre Propheten gewütet, ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetz anzubeten.

„Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beiden Teilen mit großen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christe stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugnis der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzählten, daß man glauben sollte, es sei nicht vorhergesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das Geringste von dem Mahomet. Zweitens auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Größe und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung

kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Toten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Witwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Korane lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mekka nach Jerusalem wäre geschickt oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel oder seine Zerteilung des Mondes: alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätiget werden oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas Wundersames und mag es immerhin gewesen sein, aber kein Wunder ist es nicht; daß der Mond zerteilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas Wundersames. Von Mekka nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Geboten Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der Allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? 'kann' sag' ich? Ja, soviel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimmst du an. Mahomet hingegen rät Mord und Krieg und den Turm im Paradiese; das Paradies aber beschreibt er so, daß man darinne heirate, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Äpfel esse, Nektar trinke, auf seidnen Betten liege und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeschmackt ist nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten sollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bei den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kamele, wenn es anders eine Historie und

3 f. das Herabfallen ... schwarzen Vögeln, vgl. Rückert, Morgenländische Sagen und Geschichten I, 74 = Poetische Werke IV, 36. — 4. die Verbergung in der Höhle, Rückert, ebd. II, 7 = Poetische Werke IV, 133. — 7. seine Aufnahme in den Himmel, Goethe, West-östlicher Divan, Buch XII, Nr. 2. Marigny, Geschichte der Araber (von Lessing übersetzt) I, 251. — 22 f. Mahomet rät ... den Turm im Paradiese, vielleicht bedeuten diese Worte: „Er verheißt den Gläubigen den Turm im Paradiese," wobei man an die Stelle des Koran (Sure 39) denken kann: „Die aber, so Gott fürchten, werden im Paradiese herrliche, übereinandergebaute Gemächer finden, unter welchen Wasserströme fließen." — 32. Historie mit dem Kamele, vgl. Saadis Rosengarten, übersetzt von Graf, S. 251. Fr. Rückert in der Hannoverschen Morgenzeitung, 1846, Nr. 202.

nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmal wiederholet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Christen dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten gegen so viele Kaiser und reiche Priester der Götzen ist geprediget worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sei. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert sein, weil dieses bei einem Reiche etwas Unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas Gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beizugesellen, der ihm gleich sei, da er doch der Allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht und ewig ist. Über das also, sagen sie, was die Christen ihm beilegen, empören sich die Himmel, und die Erde flieht vor Entsetzen davon. Gott wird daher bei ihnen eingeführet, als ob er sich beklagte, und Christus, als ob er sich entschuldigte, daß er sich dieses nicht selbst, sondern daß es ihm andre, wider seinen Willen, beigelegt hätten. Der zweite Beweisgrund kömmt von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter und nicht eines einzigen Gottes zu sein scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viel Siege erfochten und schon so viel Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Teil des Mahometischen würde zu nennen sein, wann nicht durch Vorsorge unsers Kaisers schon zum Teil eine andre Welt in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so viele mit der allerkleinsten Hilfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte und sie freiwillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt,

Derselbe in der Hamâsa I, 151: „Zu Themud ward der Prophet Saleh gesendet, sie vom Götzendienst zur Anbetung Gottes zu bekehren. Sie forderten ein Zeichen der Beglaubigung seiner Sendung. Er ließ aus dem Felsen ein Kamel hervorgehn, dem sein Junges folgte. Diesem schnitt Ahmer die Kniekehle ein; worauf das Strafgericht hereinbrach."

so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs und der abscheulichen Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzählte Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; andre brennen sich mit Feuer und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi genennt wurden; dieses aber können sie besonders alsdenn, wenn sie gewisse Orgia begehen und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drei Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher-, obgleich wundersamerweise zugehen, so ist es hingegen eine bloße Erdichtung, daß bei ihnen auch Kinder von Weibern ohne Beischlaf geboren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hilfleistungen berühmt sind: den Sedichasim zum Siege, den Vanus zum Frieden, den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute, den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes, den Chidirelles für die Reisenden, der, auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen und den rechten Weg zeigen soll. Sie heben auch noch die Schuh' desjenigen auf, welcher von einem Könige unschuldigerweise verdammt und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drei Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davongekommen sei. Ganz bekannt ist endlich auch das

15. Engastrimuthi, aus dem Griechischen: ἐγγαστρίμυθος, der Bauchredner. — 23—25. Sedichasim ... Chidirelles, woher wohl Cardanus diese Namen haben mag? Unter Chidirelles müssen wir uns wohl den uns besonders aus einer Rückertschen Parabel bekannten Propheten Chidher, den Hüter des Lebensquelles, denken. In Busbecqs Epistolae turcicae S. 93 ff. wird er Chederles genannt. In Breuning von Buchenbachs „Orientalischer Reise" S. 106 werden genannt: Harschi, Petesip und Chiridelles. — 28 f. in einen glühenden Ofen geworfen worden, Abraham, von Nimrod. Vgl. Fr. Rückert in den „Östlichen Rosen" S. 455 (= Werke V, 355); nach Hafis:

O Herz, verzweifle nicht in Glut!
Es hat, weil Gott ihn nicht verließ,
Auf Rosen Abraham geruht,
Als Nimrod ihn ins Feuer stieß.

Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem großen und kriegerischen Könige ein Priester geworden ist und sich freiwillig in ein Kloster eingeschlossen hat." —

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke versparen will, um die Rettung meines Philosophen desto in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir, vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiednen Religionen an und vor sich selbst strafbar, oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das erste wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nötiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Überzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche, daß es nicht nötig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung selbst die Hoffnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntnis unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilands setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts sein; und auch die Verblendung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ bei der Vergleichung der Religionen nichts verlieren,

der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann, daß sie nicht nur nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen sein. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzu stark oder die Gründe der wahren allzu schwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unparteiische Leser; und diese sollen es mir sagen, ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr oder ebendieselben Gründe stärker vorgetragen hat als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weiß, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drei annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe aus den Zeiten, die nach ihm gefolget sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen, und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdischen Propheten Stärkers sagen als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzählungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte. Kann die Zweideutigkeit derselben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermutungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann sein, welcher es weiß, daß noch jetzt ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Altertum zu seiner eignen Widerlegung behauptet. — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig und bemerkt zwei Dinge dabei, deren eines bei den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie als solche von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterscheidet

sie also von den Täuschereien eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereien der Schwärmer, die wer weiß was wollen gethan haben; nur schade, daß es niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kann man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe man auch, wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schließende Kraft hat, und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten geprediget; man kann sie also aus keinen eigennützigen Absichten angenommen haben, und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand, der ihnen natürlicherweise unüberwindlich gewesen wäre, und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieses nämlich, daß unsere Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Sekten zerrissen und verwirret war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher notwendig zeigt, daß in ihr etwas sein müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äußert. Und was kann dieses anders sein als die immer siegende Wahrheit? Cardan läßt bei diesem Beweise nichts weg als das, was ich wünschte, daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut der Märtyrer nämlich, welches ein sehr zweideutiges Ding ist. Er war in ihrer Geschichte ohne Zweifel allzu wohl bewandert, als daß er nicht sehr viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es ebenso weit bringen als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwei Dinge, die nicht immer beisammen sind. — — Man betrachte noch das übrige! Cardan hätte es bei den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weiß nicht, daß, wann diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft so geradehin

zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: „nihil continent præcepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*“ sind seine eigne Worte. Das ist alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sei und unsrer Religion ihre eigentümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft vor sich allein nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmoniert mit diesen. Zwei ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortrefflichkeit der christlichen Moral und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sei: „illius vitam æquare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis.“ Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Übersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verrät, meines Erachtens, Lust, gar keine stattfinden zu lassen, und wer mehrere beibringt, Begierde, lieber viele und schlechte als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Verteidigungen der christlichen Religion, die vor ihm und nach ihm sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweite Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient, erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also, ob es erlaubt sei, bei Untersuchung der Wahrheit sich die Unwissenheit seines Gegners zu nutze zu machen. Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nötig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten,

4 f. „nihil ... *absonum*“, vgl. oben S. 345, Z. 16—18. — 16 ff. „illius ... induis“, vgl. oben S. 345, Z. 18—21.

der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er alles und jedes auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust notwendig mit des andern Gewinne verbunden ist, und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Teil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Partei, welche verlieret, verlieret nichts als Irrtümer und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern teilnehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger übereinkömmt als mit dem System eines andern, und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäfte macht und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschließen will. — Diese Anmerkung also vorausgesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen und die allergefährlichsten Sophistereien in das allervorteilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung nicht sowohl leicht als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzuthun könnten? Würden sie deswegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deswegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt so viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr zu meinem großen Leidwesen gleich das Gegenteil schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sei mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurteile zu sein, um hierinne mit mir übereinzukommen. Ich will von der heidnischen nichts und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drei den Einwurf machen, das Gott dasjenige

nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen, die jüdische Religion? Wie, wann ihr jetziger Zustand nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbteil zu führen, nur darum sich so häufen und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker an den Tag zu legen. „Irre dich nicht, Cardan!“ würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; „unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen sein? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreuet und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir vor tausend und viel mehr Jahren gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweites Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegensetzt und bei allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen, ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit Guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: 'Siehe da, er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens!' eben das sprach er zu unsern Feinden: 'Mein Volk sei in eurer Hand, doch schonet seines Lebens!' Da sind die Grenzen eures Tobens, da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort, uns zu plagen; machet der Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein 'Schonet!' gesprochen, und was er spricht, ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars aus unserm eignen Geschlechte aufstehen und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eignen Weiber zurufen: 'Haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt!'

16. Buche der Lebendigen, Ps. 69, 29. — 25 f. 'Siehe da ... Lebens!' Hiob 2, 6. — 30. Bis hierher und nicht weiter! Hiob 38, 11. — 33. Bildads und Zophars, die Freunde Hiobs. — 36 f. 'Haltet ... sterbt!' Hiob 2, 9.

Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren und unser Gefängnis wenden und uns zweifältig so viel geben, als wir gehabt haben." — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sei nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans widerlegen könnte. Und ebenso leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. „Ungerecht" sollte ich zwar vielleicht nicht sagen, weil Unwissenheit ohne Zweifel mehr schuld daran hat als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntnis davon erhalten als durch die Werke eines Relands und Sale, aus welchen man am meisten erkannt hat, daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrieger und seine Religion eben kein bloßes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälschungen sei. Aber bei dem allen ist Cardan noch nicht entschuldiget; er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntnis voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig sein soll. Und was würde er wohl haben erwidern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu sein braucht, folgendergestalt mit ihm eingelassen hätte: „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche so leicht als möglich triumphieren zu lassen. Gleich anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mahomets in eine Klasse setzest, in welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christe seine Religion nennet, ist ein Wirrwarr von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch

1f. in einem Wetter herabfahren, Hiob 38, 1. — 2. unser Gefängnis wenden, 5. Mos. 30, 3. — 3. uns zweifältig ... gehabt haben, vgl. Schluß des Buches Hiob. — 15. Adrian Reland, holländischer Philolog, 1676—1718, schrieb „Zwei Bücher von der muhammedanischen Religion". — Georg Sale, ein englischer Orientalist, gest. 1736, gab 1734 eine englische Übersetzung des Korans heraus. Vgl. III, 1, S. 44, Anm. zu V. 841.

nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen Wahrheiten sein können. Sie erkennen es selbst und nennen sie daher Geheimnisse, ein Wort, das seine Widerlegung gleich bei sich führet. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von allem, was göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Not zu einer etwanigen Begleiterin desselben macht! Die Verehrung heiliger Hirngespenster macht bei euch ohne Gerechtigkeit selig, aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Teil geglückt, euch die Augen zu eröffnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maßgebung unserer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen und tugendhaft zu sein, oder wenigstens, daß ihn beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christentum über uns erheben willst! Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nötig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierstein ein jeder bei sich führet. Wann einer aufstehet und sagt: 'Ich bin der Sohn

13 f. Glücks genug ... desselben macht, vgl. Sittahs Worte III, 1, S. 46.

Gottes,' so ist es billig, daß man ihm zuruft: 'Thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte!' Aber wenn ein andrer sagt: 'Es ist nur Ein Gott, und ich bin sein Prophet,' das ist, 'ich bin derjenige, der sich bestimmt zu sein fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten,' was sind da für Wunder nötig? Laß dich also das Besondre unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorieen gern einschließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen sein würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll. Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bei deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bei euch eine Grausamkeit gewesen wäre, es bei uns nicht ist? Gieb acht, es wird auf das Vorige hinauskommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird, wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerte erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekenntnis von den Menschen gefordert haben als das Bekenntnis solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu sein? Weißt du, was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? 'Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur Ein Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein Tag des Gerichts sein wird, da Gott die Toten aus ihren Grä-

bern erwecken will. Wann ihr dieses Zeugnis ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget, Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu sein; sonst will ich Leute wider euch bringen, welchen der Tod süßer ist als euch der Wein und das Schweinefleisch.' — —*) Siehe, diese Aufforderung erging an alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stoße dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Klausel mußte beigefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet, sie anzunehmen; aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben?" — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreife das Wort wieder selbst und sage, daß es mich bei so gestalten Sachen nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshaftesten Verleumder rechnen sollten, daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den letzten Schritt zu thun. — — „Je nun," wird man ohne Zweifel sagen, „so mag denn die Stelle selbst so unschuldig sein, wie sie will; genug, daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein Innerstes nur allzu unglücklich verraten hat. Das „Igitur his arbitrio victoriæ relictis" ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas Bessern als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen."

Da sei Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige sein, welcher

*) Okley, aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

31. „Igitur . . . relictis", vgl. oben S. 340, Z. 31. — 37. Vgl. Marigny, Geschichte der Araber I, 248.

am meisten wider sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück und sehe, wo ich oben auf der 348. Seite aufhörete. „Und sich freiwillig in ein Kloster eingeschlossen hat“ waren die letzten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich der größern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will: „Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem.“ Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen ebenso leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Teil meistenteils den bessern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Übergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: „Igitur his arbitrio victoriæ relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.“

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jetzt ganz und gar darinne erschöpfen. Ich würde mit manchem O! und Ach! zu verstehen geben, daß auch nicht das Allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sei. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieses nicht thun, sondern bloß die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: „Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriæ relictis, transeamus“ etc. O, sagen Sie mir doch, meine Herren Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?* Warum soll es denn auf den Inhalt zweier vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum soll es denn nicht heißen: „Ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird“? und warum denn nicht vielmehr: „Wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten davontragen werden“? Ist

denn beides etwa einerlei? Was haben Sie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß Sie Ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an Ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzuzusetzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel gleich bei dem ersten Worte die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man selbst für Unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem Allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen!

Hier würde es vielleicht nicht undienlich sein, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen worden; allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bei der Hand als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist, nämlich die von 1664, in Basel bei Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher ältern Ausgabe sie abgedruckt worden; ich vermute aber, nach derjenigen, welche Cardan ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweitenmale übersah, weil ich sowohl die zweite Zuschrift an den Herzog von Suesse als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabei finde. Dem sei unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann,

15 f. in welcher Ausgabe ... vorgenommen worden, nach Freytag, Analecta litteraria, S. 211 that er dies zuerst in der von ihm so genannten 4. Ausgabe, Basel 1560, 8°. Er behauptet dieses gegen de la Monnoye, welcher in den Menagiana IV, p. m. 305 die zweite als die erste geänderte angiebt. — 23 ff. weil ich sowohl ... dabei finde. Lessing schöpft seine Vermutung aus Bayle (übersetzt von Gottsched) II, 58: „Er hat eine zweite Übersetzung seines Werkes gemacht und es mit neuen Verbesserungen und Zusätzen einem Buchhändler zu Basel, Namens Heinrich Petri, zu drucken gegeben und seine Antwort an den Scaliger beigefügt. Sie ist betitelt: Hieronymi Cardani in Calumniatorem Librorum de Subtilitate Actio prima [erste Klagschrift des H. Cardanus gegen einen Verleumder der Bücher von der Feinheit] und ist gar nicht umständlich; es ist nur eine allgemeine Antwort. Weil Ferdinand von Gonzaga nicht mehr am Leben war, so hat sich der Verfasser einen neuen Gönner gesucht. Er hatte diese dritte Ausgabe dem Don Gonsales Ferrand von Cordua, Herzog von Suesse, zugeschrieben. Er hat keine Zeit unter seine Zuschrift gesetzt. Allein ich glaube, daß sie 1560 geschrieben ist. Unterdessen habe ich die Zuschrift der andern Ausgabe in einem Exemplare gesehen, welches zu Basel in Folio, ex Officina Petrina, im Jahre 1560 gedruckt worden. Die Actio prima in Calumniatorem findet sich zu Ende dieses Exemplars. Mich dünkt nicht, daß Cardan sein Werk seit dieser Zeit von neuem übersehen hat: ich finde in der Ausgabe Heinrich Peters von 1582 in 8° nicht die geringste Spur von einer dritten Untersuchung."

und die Änderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urteilen, gemacht hat.

Man irret sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur bis etc. ausgestrichen und mit andern, weniger anstößigen, „wenn Gott will", ersetzt habe. Ich bemerke sonderlich drei Stellen, welche sich in der Originalausgabe vorzüglich befinden und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man im Vorhergehenden auf meiner 345. Seite findet, wo anstatt der Worte: „Und wie abgeschmackt," bis „seinen Dienern schwöre," Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad cœlum e terris, et quod ipse etiam per Dæmones servos suos juret?" Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er daselbst dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre und auch das übrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frei ist? Wird nicht auch in dieser von dem Herauf- und Herabsteigen Gottes unzähligmal geredet? Und wenn schon nicht darinne gesagt wird, daß Gott bei dem Himmel und bei der Erde schwöre, so schwört er doch bei seiner Seele. Ein Ausdruck, der ohne Zweifel auch seine Erklärungen nötig hat. Die zweite Stelle ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung sie den Christen schuld geben, hergenommen ist. (Siehe oben S. 346, von: „Nun haben aber auch" 2c. bis: „Der zweite Beweisgrund kömmt.") Alles dieses hat er in wenig Worte folgendergestalt zusammengeschmolzen: „At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolæ imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores." Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die ge-

10 ff. „Absurda ... juret?" Ist es nicht abgeschmackt, daß sie vorgeben, Gott steige von der Erde zum Himmel, und daß er selbst auch bei den Dämonen, seinen Dienern, schwört? — 29 ff. „At Muhametani ... cultores." Aber die Muhammedaner haben gleichfalls Verteidigungsgründe. Zuerst daß die Christen nicht das einfache Wesen in Gott verehren wie sie, und daß die Christusverehrer Bilder anbeten, und daß sie Verehrer von Göttern, nicht von Einem Gotte zu sein scheinen.

ringste Spur sehe. Sie geht oben S. 347, von: „Auch sogar Heilige haben sie“ bis zu Ende des ganzen Ortes, S. 348, „eingeschlossen hat.“ — Von diesen drei Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben; allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weiß ich nicht. Ich finde nämlich, daß er auch diejenige Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortrefflich sind, nämlich: „Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem“ gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 348. Seite abgebrochen habe, und setzt anstatt des berüchtigten Überganges nichts als die kahlen Worte: „Sed hæc parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus“ etc.

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht „kahl“, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beiwort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich ebensowenig als er auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas Anstößiges noch etwas Anstößigers? Was hindert es, sein „hæc parum philosophos attinent“ zu übersetzen: „Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an?“ Ich weiß wohl, seine Meinung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen als: „Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nämlich, weniger an.“ Er meint also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate auf einander gefolgt sind, beifügen und alsdann mit einer Anmerkung schließen, die vielleicht von einigem Nutzen sein kann. Die erste Ausgabe ist ohne allem Streit die oben angeführte von 1550, in Nürnberg. Für die zweite hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl, in Folio; für die dritte die von 1554,

7 ff. „Sed utinam ... meliorem“, s. oben S. 358, Z. 27 ff. — 13 f. „Sed ... transeamus“ etc. Aber dies geht die Philosophen wenig an, für die ich die Unterredung angestellt habe: laßt uns zu den Wundern der Provinzen übergehen u. s. w. — 33. ohne allem Streit, vgl. V, S. 433, Z. 29 f.

gleichfalls in Basel, bei Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560, welche in 8⁰ an ebendemselben Orte herausgekommen ist. Über diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. S., daß die zweite Ausgabe seines Buchs 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erschienen sei. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch muß ich auch dieses zu des Herrn Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan, wenn er die Ausgabe von 1554 die zweite nennet, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die erste niemals nachgedruckt worden sei; er nennt sie die zweite, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine in Ansehung des unveränderten Inhalts anzusehen sind. II. Weil aber doch auf der Baselschen Ausgabe in Folio, ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch sogar die Actio prima auf dem Titel genennt findet, so irret sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweite halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf sein soll, von noch späterm Dato sein muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte sein kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi, desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weiß ich es gewiß, daß diese 1551 in Oktav ans Licht getreten sei, weil sie der Verfasser des in dem X. Teile der Observationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Überhaupt vermute ich, daß man aus diesen und vielen andern dabei vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier ein Stückchen nach ihrer Art gespielt und um einerlei Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich schließen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Litteratores aus

den Händen der Katholiken, besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen raten, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondre Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bei uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle auf eben die Art verteidigen, wie sie die Heiligen zu verteidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beilegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben als alles das andre? Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte, dieses zu überlegen.

Anhang.

Aus Lessings Nachlaß.

Meines Arabers Beweis,

daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind.

Daher, weil diese von Ismael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Isaak abstammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Diesen Verdacht bekräftiget

1) Die Zusammenstimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm niederkam, als sie bei dem Abimelech gewesen war.*)

2) Verschiedene kleine Umstände, welche in der Bibel selbst auf diesen Verdacht zu zielen scheinen. Als:

a) der Name Isaak, welcher so viel bedeutet, als: Man wird lachen, 1. Mos. 17, 19. Dahinter scheint mehr zu stecken als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

*) Die vorhergeschickte so umständliche Versicherung, daß sie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugsam, daß der Schreiber selbst die üblen Folgen vorausgesehen, die man aus dieser Zusammenstimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bei dem Könige der Ägypter war, wird keine dergleichen Versicherung von ihm gegeben.

3 ff. Lessings Leben II, 250—252. Unter der oben angegebenen Überschrift wird das vorliegende Fragment a. a. O. S. 99 aufgeführt, während auf S. 250 sich die weniger passende Überschrift findet: „Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind“.

b) Die Austreibung des Ismael mitsamt der Hagar, weil Ismael spottete und sein Gelächter hatte. Worüber sonst als darüber, daß sich sein guter Vater so gutherzig ein Bankbein unterschieben ließ? 21. Nach des Michaelis Übersetzung kömmt es heraus, als ob Ismael über das Gastmahl gelacht hätte, welches Abraham bei der Entwöhnung des Isaak angestellt. Aber wenn dieses auch, so muß er doch Ursache zu glauben gehabt haben, warum er dieses Gastmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle 21, 12, wo Gott zu dem Abraham sagt: „In Isaak soll dir der Same genennet werden;" von dem Ismael hingegen es heißt V. 13: „Darum, daß er deines Samens ist."

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams, den Isaak zu opfern, daraus zu erklären sein? Dieser Versuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eifersucht ein. Die Liebe gegen seinen verstoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte also den andern aus dem Wege schaffen.

Rettung

des

INEPTI RELIGIOSI

und

seines ungenannten Verfassers.

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet sein; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last gelegt werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja, eben diese Hochachtung ist es, welche mich diesen Schritt zu thun bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher in dem Buchstaben J einer Scharteke, welche zu Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in lateinischer Sprache unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: „Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652." In Duodez, auf zwei Bogen. Das Urteil, welches er davon fällt, ist folgendes: „Ein höchst seltnes, aber böses und gottloses Büchelchen. Dem Exemplare, welches mir der Herr Göring, Superintendent in Minden, aus seiner zahlreichen Bibliothek mitgeteilet hat, war folgendes am Rande beigeschrieben: „Mente cares, si res tibi agitur seria: rursus fronte cares, si sic ludis amice Faber. Hæc sunt Erasmi verba, alia occasione prolata, in hunc libellum optime quadrantia." Sh. die vermischte Hamburgische Bibl., Band III. S. 581. Ich will dasjenige daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragrapho lieset, und was den Sinn des Verfassers verrät: „Omnes quæstiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone, semper quæras, an Christus fuerit in rerum natura."

Ich habe an diesem Richterspruche zweierlei von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen

11 f. Ineptus ... descriptus, Der fromme Einfältige, nach den Sitten unserer Zeit geschildert. — 18 ff. Du hast keinen Verstand, wenn du es ernsthaft meinst: und wieder fehlt es dir an Besinnung, wenn du so scherzest, Freund Faber. Dies sind Worte des Erasmus, die bei einer andern Gelegenheit gesprochen wurden, und sehr gut auf diese Schrift passen. — 23 ff. „Omnes ... natura." Fange alle Untersuchungen und Streitfragen vom Ei an, wie man sagt. Setze nichts voraus; frage immer, ob Christus in Wirklichkeit existiert hat.

Schrift einen durchaus falschen Begriff macht; zweitens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punkt. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begriff davon. Er sagt, es sei ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sei ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unparteiischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bei ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Übersetzung, damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammenbringen kann als möglich, und damit dieses auf einem Haufen seine Kräfte gewiß äußere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

Zueignungsschrift.

Hier ist das Vornehmste davon. — — „Mein lieber Freund, du befindest dich jetzo außer deinem Vaterlande, in den am Meere liegenden Ländern Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß du in allen Stücken einen recht galanten Weltmann und einen recht großen Geist aus dir machen mögest. Das ist löblich, und ich halte es für meine Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will dir sogar mit meinem guten Rate an die Hand gehen und dir dasjenige mitteilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung, für das Beste zu sein fand, um ein nicht unwürdiger Gottesgelehrte" — — (so will ich unterdessen das Wort Religiosus übersetzen) „dieses Jahrhunderts zu werden. Ich weiß gewiß, es wird dir sehr nützlich sein, und du wirst in kurzen sehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgsam sein willst. Lebe wohl! Datum et conceptum in otio febrili."

36. Datum et conceptum in otio febrili. In der Muße des Fiebers geschrieben und abgefaßt.

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel Bessers als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet. — — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgendermaßen zusammenziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer größern theologischen Weisheit gelangen und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heutzutage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseligkeit deiner Zeiten und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Öl und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröffnen. Laß andre sich quälen, soviel sie wollen; sie wollen das Gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du also, der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urteilen zu können. Weg mit der thörichten Behutsamkeit! Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverei! Keine Sklaverei ist schimpflicher als die freiwillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das Wahre von dem Falschen und das Licht von der Finsternis zu unterscheiden. Ich versichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen, und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quaken des Frosches, und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen! Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht! In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste

Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kannst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, deren heutzutage oft ein Schuster und Schneider mehrere hat als sonst ein großer Doktor des kanonischen Rechts. Und was ist jetzigerzeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr sein, daß man die Gelehrsamkeit nur bei den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rate ich dir, fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie! Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wann sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Überhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereien und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du notwendig einen Ekel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten und du nur immer ihre Speichel lecken mußt 2c.

§. 7.

„Noch einmal also, laß diese düsteren Köpfe und gieb dich mit niemanden als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schließen noch zu disputieren gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Hantierungen aufzugeben; du kannst alles dabei treiben, was du nur willst, und es ist genug,

8. Vor diesen, d. h. ehemals. Vgl. III, 2, S. 136. — 11 f. Es kehren die Saturnischen Regierungszeiten zurück, in denen die Assyrische Narde allgemein wachsen wird. Virg. Ecl. 4, 25. — 25. Thomisten und Scotisten, zwei gegnerische Sekten, Anhänger des Thomas von Aquino (unten §. 21), Dominikaner, und des Duns Scotus, Franziskaner. Jene neigten in der Philosophie zum Nominalismus, folgten der strengen Lehre Augustins von der Gnade und bestritten die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria.

wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaftern ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels ist die Stimme Gottes. Versuche es nur!

§. 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit Beredtern du umgehest, dergleichen jetzigerzeit die Engländer und Holländer zu sein pflegen, bei welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins sogar sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit Einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerlei in den Kopf bekömmst ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: 'Den Kühnen hilft das Glück,' und ich sage dir: Den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer, und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verrät ein unedles Gemüt. Ein Weiser weiß, daß er etwas weiß; er verehrt sich und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwegen, oder wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmut verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer und die Kindereien der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Kontraremonstranten, was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder sein. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

33. Remonstranten = Arminianer; Kontraremonstranten = Gomaristen oder strenge Calvinisten. Vgl. S. 120, Z. 5 f.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabei! Jede hat etwas Gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas und nicht aus einer alles! Hast du aber schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System 2c.

§. 13.

„Hasse also keine Sekte und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — — — non unius ævi,
Non populi unius credimus esse pium.
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

§. 14.

„Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freiheit im Denken rauben und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse und den Glauben zu einer Marterbank machen 2c.

§. 15.

„Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Herde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich alleine klug und hat noch viel von den äußerlichen päpstlichen Ceremonieen beibehalten. Alle Ceremonieen aber befehl' ich dir zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblößung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonst aber halte alle Sekten in gleichem Werte, es mögen nun Arminianer oder David-Joriten oder Brownisten sein.

10. Kaspar Barläus, Professor der Philosophie zu Amsterdam, 1584—1648. — 11 ff. Wir glauben, daß der Fromme nicht Eines Zeitalters, nicht Eines Volkes ist. Wenn wir auch verschiedener Meinung sind, laßt uns als Freunde Gottes leben, und ein gelehrter Geist behalte immer seinen Wert u. s. w. — 22. Ubiquetisten werden die Lutheraner genannt, weil sie die Ubiquitas (Überallheit) des Leibes Christi annahmen. — 30. Arminius (geb. 1560, gest. 1609 als Professor zu Leyden) ist Stifter der Arminianer oder Remonstranten, der berühmtesten Sekte der reformierten Kirche. Die Arminianer verwerfen im Gegensatze zu den Gomaristen Calvins strenge Prädestinationslehre. Der bekannteste Anhänger des Arminius war der große Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius. — David Joris (geb. 1501 zu Delft in Holland, gest. 1556 zu Basel) ist Urheber der antitrinitarisch-anabaptistischen Sekte der David-Joriten. — Robert Browne (geb. um 1550 zu Northampton in England, gest. 1630 in seinem Geburtsort) stiftete die puritanische Sekte der Brownisten, aus der sich die Kongregation der Independenten entwickelte.

Tros Tyriusve fuat, nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päpstliche Religion weniger zu hassen wäre als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sektierer mußt du fliehen, sofern er ein Sektierer ist, nicht aber, insoferne er irret.

§. 17

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust, so entziehe dich allem Umgange der Menschen! Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabei zu Rate, sondern bloß und allein dich! Wenn der Geist von allzu vielem Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urteilen rc.

§. 18.

„Die Bibel, rate ich dir, ohne alle Hilfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen, aufs höchste bei garstigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurteilen frei.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher oder Gesangbücher kannst du bei der Bibel entbehren. Ich rate dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bei dem Beten zu bedienen, nicht einmal des Vater Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern holen will! rc.

§. 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Überlegung, nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt! Es sind Orte, wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel nicht anders, als du den Livius, Froschmäusler oder der Gräfin von Pembroke Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders als

1. Tros ... habeto. Sei es Trojaner oder Tyrier (Rutuler, bei Virgil), mache du keinen Unterschied. Virg. Aen. 10, 108. — 3. Bischof Photinus von Sirmium, der Stifter der Photinianischen Sekte, wurde 351 wegen Sabellianisierender (unitarischer) Lehren seines Amtes entsetzt. — 30. Homer ... ein, nach Horatius' Dichtkunst V. 359: Quandoque bonus dormitat Homerus. Vgl. S. 185, Z. 18. — 31. Froschmäusler, von Georg Rollenhagen (1542—1609). — 32. Arkadia der Gräfin Pembroke von Philipp Sidney (1554—1586), 1622 zu London in Folio erschienen, wurde 1638 von Opitz übersetzt.

so heißen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat, und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden! Bei vielen folgt ein Schöps dem andern und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schließen, was ich von dem akademischen Disputieren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bei ihnen noch bei andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereien de causa efficiente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Hæcceitatibus, Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der heil. Ambrosius sagt: „Piscatoribus creditur, non Dialecticis“ etc.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch sein. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene schweizersche Theologen ꝛc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: 'Richtet nicht!'

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιεικείαν nennen. Sie müssen immer bereit sein, sich mit

14. Thomas von Aquino, einer der einflußreichsten Scholastiker, 1224—1274. Seine Anhänger die Thomisten in §. 6. — Holcoth, ein englischer Dominikaner von Northampton, starb 1349. — 15 f. Ambrosius, Bischof zu Mailand, 333—397. — „Piscatoribus creditur, non Dialecticis“ etc. Man glaubt Fischern (den Aposteln), nicht Dialektikern u. s. w. — 28. Er muß ... verfahren, 2. Sam. 18, 5. — 30. 'Richtet nicht!' Matth. 7, 1.

ihren Feinden zu vereinigen, und beständig im Munde führen: 'Soviel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede!' Dergleichen Bücher kommen heutzutage sehr viele ans Licht und erhalten hier und da Beifall.

§. 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen *ψυχρολογίαν* nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch alle Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt rc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl raten, daß man auf einen guten Druck, auf weißes Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weiß jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nämlich: man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frei und ohne Zwang geschrieben sind rc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Namen des Verfassers herauskommen und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien sein. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistenteils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten oder sie nicht frei verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia rc., brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen, weil ich dazu den Ort,

2. 'Soviel ... Friede!' Röm. 12, 18. — 22. Utopien, nach dem Griechischen, als „Nirgendheim" oder „Schlauraffenland" (*οὐ τόπος*) gebildet von dem englischen Kanzler Thomas Morus, der 1516 einen Staatsroman de nova insula Utopia herausgab. — 31. Zu Pfeffer und allem, was in einfältiges Papier gewickelt wird. Hor. Ep. 2, 1 zu Ende.

wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kannst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der christlichen Religion und seinen Auslegungen über das Alte und Neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte), mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica, mit des Paräus Irenico, mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beifügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich sein können ꝛc.

§. 32.

I. „Verachte deinen Katechism, und was du sonst in deiner Jugend gelernt hast! Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas Großes; und das Geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Notwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen sein. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Ämter bei der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beisammen sein sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schließe weiter!

2 f. Hugo Grotius, berühmter Latinist, Jurist, Theolog und Geschichtschreiber, Niederländer, 1583—1645, Anhänger des Arminius (§. 16). Vgl. S. 119. — 5. Thomas Brown, englischer Arzt, 1605—1682. Seine in englischer Sprache herausgegebene „Religion des Arztes" wurde von Johann Merryweather in das Lateinische, von Georg Venzky in das Deutsche übersetzt. — 7. Marcus Antonius de Dominis, starb im Gefängnis der Inquisition zu Rom. Er war angeklagt gewesen, daß er gesagt hätte, man könnte in allen Religionen selig werden, und nach England geflohen, wo er „über den geistlichen Staat gegen die Herrschaft des Papstes" schrieb. — 8. David Pareus, reformierter Professor der Theologie zu Heidelberg (1548—1622): „Friedenswerk oder Gutachten über eine zu Stande zu bringende Einigung und Synode der Evangelischen". — Gottfried Hotton, Prediger zu Amsterdam im 17. Jahrhundert. Seine „Geistliche Eintracht" erschien zugleich lateinisch und französisch in Paris.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich, deine Meinung über alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stilleschweigen! Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst! Überall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beständig acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sei dir deswegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christentums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine große Meinung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer sein, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht, etwas zu lernen, und wenn es auch ein alt Weib wäre ꝛc.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt sein wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig! Alles, was schwer ist, erkenne für Possen, und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit!

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sei, die Sekten zu vereinigen und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bei Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten! Mit dem Antworten selbst aber sei ja recht fertig! Jedes große Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beide Parteien einander nicht verstehen. Überhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seligkeit unumgänglich nötig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verschiedenen Sekten sprichst, so drücke dich allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der großen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter: wenn, vielleicht, es scheint, ich halte, meistenteils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: Wenn irgend ein Glaubensbekenntnis nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augsburgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Ratschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas Menschliches zugestoßen, ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besonderen Meinungen nicht übereinkommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bei Streitunterredungen niemals überwunden! Wenn dein Gegner scharfsinniger ist und dich mit Schlüssen eintreiben will, so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle.

§. 45.

XIV. „Bei allen Streitfragen fange ganz von vorne an! Setze nichts voraus! — — — (Doch ich will diesen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§. 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demut und deiner andern dir verliehenen Gnaden-

gaben! Thue aber, als wenn du hierbei nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest!

§. 47.

XVI. „Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar nichts angingen! Entweder siehe beständig auf das Vergangne, oder spare dich bessern Zeiten! Die Berge werden bald etwas gebären, und alsdann wird eine sehr große Veränderung entstehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe ist, verachte! Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir ekeln. Nur das Ausländische muß dich ergötzen 2c.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschafft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr große Summen; ein Erzbischof verzehrt in einem Monate mehr als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreit sein, wenn er diese Kosten ersparen könnte!

§. 50.

XIX. „Endlich, wann du dich in deinen Glaubensartikeln festgesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freie Leute zu herrschen; ob es erlaubt sei, daß einer über alle gebiete. Kannst du auch andre mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto besser 2c.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urteil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am besten durch ihre Mägde oder andre Botschaftträgerinnen bekommen kannst 2c.

§. 52.

„Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin, und sei nicht so unsinnig, sie bis auf das Alter zu versparen 2c.

6 f. Die Berge werden bald etwas gebären, Horaz' Dichtkunst V. 139.

§. 53.

„Hier will ich aufhören und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, besonders wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden.“

* * *

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mitteilen muß. Er bestehet, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstre ist „Manuductio ad Epicureismum“ überschrieben und lautet von Wort zu Wort so:

„Vitam quæ faciunt suis beatam
Porcis, hæc Epicurus ille tradit:
Ne spectes hominum Deive mentem!
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitæ bene rideas futuræ,
Quamvis mens ratioque sana monstrent.
Te soli tibi finge procreatum,
Certus, cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed sero venient eæ querelæ;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.“

10. „Manuductio ad Epicureismum“, Anleitung zum Epikureertum. — 12 ff.

„Ein glückselig Leben zu erlangen,
Laßt euch nicht vor Gott und Menschen bangen!“
So belehret Epikur die Seinen;
„Einen Schöpfer magst du dreist verneinen,
Dich für dich allein geboren wähnen
Und der Seele Ewigkeit verhöhnen.
Wisse, alles dient nur deinem Bauche,
Füll' ihn wacker drum aus Bacchus' Schlauche,
Lebe wie ein Schwein und mit den Schweinen,
Und verscheide so, du mit den Deinen.
So gelangst du zu den sel'gen Inseln,
Wo die Seelen der Verdammten winseln,
Und man solche Ferkel brät und röstet.“

Diese Verse sind die besten nicht, und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: „Utile est libros a pluribus fieri diverso stilo, non diversa fide, etiam de quæstionibus iisdem, ut ad plurimos res ipsa, quæ orthodoxe tractatur, pervenire possit.“ — —

„Ho! ho!“ wird man mir nunmehr entgegenrufen, „diese Stelle war wohl noch nötig, uns recht mit der Nase darauf zu stoßen, daß der ganze Bettel eine Satire sei? Die Wendung darinne ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegenteil von dem, was er sagen will, und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm sein muß, wenn man seine Meinung nicht fassen will.“

Und das urteile ich auch. Ich will denjenigen sehen, der mir das geringste Anstößige oder Gottlose darinne zeigt, sobald er dasjenige verneinet, was unser Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieses ist nicht einmal nötig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben nirgends ab: was ist es nunmehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andere Züge wählen können?

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die synkretistische oder diejenige, welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus, erregten. Um das Jahr 1652 war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zweiundvierzigsten und dreiundvierzigsten Paragraphum und überhaupt auf alle zurück,

O wie wünschtest du dich dann getröstet,
Epikurus! Doch — vergebne Klagen!
Dann wird dir zu spät die Einsicht tagen,
Und mit Heulen wirst du dann gestehen:
's ist ein Gott, auch wenn wir ihn nicht sehen.

1 f. Und doch hat sie ein großer Mann gemacht, nämlich Luther. Vgl. Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte VII, 274 f. — 3 ff. „Utile est ... pervenire possit.“ Es ist nützlich, daß von mehreren Bücher geschrieben werden, mit verschiedener Schreibart, aber in gleichem Glauben, auch über dieselben Fragen, damit die Sache selbst, welche rechtgläubig behandelt wird, zur Kenntnis möglichst vieler gelangen könne. — 26. Georg Calixtus oder Kallison, 1586—1656. Er that Vorschläge, die evangelische und die reformierte Konfession zu vereinigen.

wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sei, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit eine Art von Verwandtschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25. Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30., wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beinahe ein wenig verdächtig. „Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare," sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben und die lateinische Übersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon tot war.

Ferner scheint mir der ganze 21. Paragraphus, und wo er sonst noch der scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrtheit offenbar in dem 17. Paragrapho an: „De omnibus articulis fidei deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites."

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen bloßen Unsinn das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer und auf die starken Geister damaliger Zeit macht, wenig in den Wind Gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig nach einer kleinen Überlegung finden, daß, wenn eine Satire in der Welt orthodox abgefaßt worden, so sei es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreit.

17. Daniel Hofmann, geb. zu Halle 1538, starb zu Wolfenbüttel 1621. — 25. Schusters von Görlitz, Jakob Böhme, 1575—1624. Vgl. S. 414, Z. 18.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken, und es könnte wohl sein, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen, besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe teilnimmt. Ich würde ihm daher sein bloßes Urteil nicht verdenken, wann er es dabei hätte wollen bewenden lassen. Allein daß er unsre Beistimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweite Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem Vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45. Paragrapho des Religiosi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: „Omnes Quæstiones et Controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quæras, an Christus fuerit in rerum natura.“ Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit, was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen! Als eine solche aber sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verraten können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sei? Und beinahe kann er ihm nichts anders damit schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle grade das Gegenteil zeigte? Und nichts ist leichter; denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlechtweg: „Nihil suppone,“ sondern es heißt: „Nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone!“ Hier ist der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenig Silben angeführt habe:

§. 45.

XIV. „Omnes quæstiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Semper quæras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque opus est, ut

27 f. „Nihil ... suppone!“ Nimm nichts an, was von andern bewiesen oder entschieden ist. — 33 ff. Frage immer: ob es auch Engel oder Geister giebt? Ob Christus in Wirklichkeit existiert hat? Ob die Mosaische Sintflut allgemein gewesen ist? u. dergl. Und es ist nicht nötig, daß du so lange wartest, bis du von einer gewissen Notwendigkeit

tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quæstiones etiam tales amato: unde scire possum veram esse scripturæ interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?“

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum der Herr Pastor Vogt das *„ab aliis probatum aut decisum“* an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt. Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. „Es ist zwar wahr,“ will der ungenannte Verfasser sagen, „andre haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt sein wollen, was gehen dich, sage ich, andre an? Deine Fragen sind zu millionenmalen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet.“ — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem „ab aliis probatum aut decisum“ beruhet? Sobald dieses weg ist, sobald scheint alles, besonders wenn es außer dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu sein.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer Freund die Stelle daraus mitgeteilt habe; doch hierwider ist sein eignes Bekenntnis. Wie gerne wollte ich ferner vermuten, daß er vielleicht einen andern, veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sei.

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich

dahin gebracht wirst, sondern quäle dich von selbst, und bemühe dich möglichst eifrig, etwas Zweifelhaftes und Streitiges zu haben. Liebe auch solche Fragen: woher kann ich wissen, daß die Auslegung der Schrift wahr ist, die mein Pastor vorbringt? Aus welchem Zeichen steht es fest, daß die Lutherische Religion mit dem Worte Gottes übereinstimmt, da dessen auch die Photinianer sich rühmen?

wohl wünschen, daß er seine Vermutungen beifügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben. Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nämlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Verteidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt schleswig-holsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset und konnte also Ketzer und Schwärmer genung gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Mutmaßung noch das meiste Gewicht geben müßte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Synkretisten geäußert hat. Er mußte ihrentwegen sogar sein Vaterland verlassen, welche Verdrießlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig begegnete. Doch ich sage es noch einmal: diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Teil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner westfälischen Reise gleichfalls des Inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlaufen, ist ebendasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urteile beider Gelehrten! Herr Harenberg trifft viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht erraten, ob der Schriftsteller im Ernste oder nur spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bei jedem Paragrapho hinzusetzen sollen: „Aber merkt's, ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene?“ Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Not vermehret. Es wäre besser,

6. Johann Steller, Advokat zu Leisnig in Meißen, Pilatus defensus. (Gegenschriften von Maphanasus und Christ. Thomasius 1676.) — 8. Josua Schwarz, er lebte von 1632—1709 und schrieb u. a.: Decades quinque epistolarum de syncretismo hodierno damnabili et noxio (50 Briefe über die schädliche und schändliche heutige Kirchenvermengung).

wenn man sie so viel als möglich verringerte, welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurteilt und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Wert ihrer Entdeckungen nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Übertreibungen zu erhöhen und den Inhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der Historiæ universalis Atheism. sehr fürchterlich deklamiert. Herr Vogt hat in seinem Verzeichnisse dessen eigne Worte beibehalten, und beiden sind sie liber æternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668 in Paris in Duodez gedruckt worden. Es ist wahr, man findet nichts als Possen darinne; weiter aber auch nichts als Possen. Bruscambille selbst muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen sein; denn fast alle in seinen Werken enthaltene Stücke sind entweder an die Zuschauer vor oder nach den Schauspielen gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermutet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sei. Die Schreibart ist viel neuer als die Schreibart dieses französischen Lucians. — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beispiele vorzulegen verleitet.

12f. Historia universalis Atheismi, Allgemeine Geschichte der Freigeisterei. — 15. liber æternis tenebris dignus, ein der ewigen Finsternis wertes Buch. Vgl. Biester, Berlinische Monatsschrift XXV, 111. Der Titel lautet nach Vogt S. 153: Les Oeuvres de Bruscambille, contenans ses fantaisies, imaginations et paradoxes, et autres discours comiques. à Rouen 1635. 12. — 18. nichts als Possen, ich habe das Buch gelesen und muß Lessings Urteil durchaus bestätigen. — 23. Franz Rabelais, geb. zu Chinon um 1483, starb 1553 zu Paris. Sein Hauptwerk: „Pantagruel" wurde in Deutschland besonders durch Fischarts Nachahmung in der „Geschichtklitterung" bekannt.

Rettung

des

C o ch l ä u s,

aber nur

in einer Kleinigkeit.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästrer erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bei mir angestanden, ob er wohl etwas Bessres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benötigt sind, verraten würde; daß durch eine ungezwungne Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sichrer untergraben ließe als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Überlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. „Dieses Werk," sagen sie, „ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkram entzogen und ihn den Dominikanern gegeben hatte."

26 ff. Vgl. Voltaire, Essai sur les moeurs V, 267.

Es haben verschiedne Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für wert gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er verteidigte daher im Jahre 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift „De Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante". Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, sogar daß man auch einige Jahre darauf eine freie Übersetzung, unter dem Titel: „Die gerettete Ehre des sel. D. Martin Luthers", davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig sein will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk, was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabei habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nämlich, daß Cochläus der allererste Erfinder obgedachter Verleumdung sei, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eigne Worte hören, die ich aus dem 14. Paragrapho der deutschen Übersetzung nehme. „Wir setzen aber," heißt es daselbst, „den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein großes Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort von dieser Zunötigung gedacht haben. Es ist nicht einmal nötig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nämlich den Schleidan, Thuan, Guicciardini, oder daß wir diejenigen anführen, welche sich noch ziemlich unparteiisch und aufrichtig bewiesen, nämlich den Jovius, Alphonsus

2. Ägidius Hunnius, württembergischer Theolog, 1550—1603, gab verschiedene Streitschriften gegen die katholische Kirche heraus, u. a. den Thesaurus Evangelicus, 1706. — Veit Ludwig von Seckendorf, einer der berühmtesten Gelehrten des 17. Jahrhunderts, geboren 1626 zu Herzogen-Aurach im Ambergischen, starb 1692 als Kanzler der Universität Halle, schrieb u. a.: Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo. — Johann Gottlieb Möller, 1670—1700, Professor der Philosophie zu Danzig. — 7 ff. „De Luthero ... disputante", Daß Luther keineswegs aus Neid gegen den Ablaßkram geeifert habe. — 15 ff. Der Herr D. Kraft ... gedacht hätten, vgl. Seckendorf im Vorbericht zu seinem Leben Luthers. — 26. Johannes Sleidanus, eigentlich Philipson, nach seinem Geburtsort Schleiden bei Köln benannt, 1506—1556, Historiker. Sein berühmtestes Werk ist das lateinisch geschriebene: „Von dem Zustand der Religion und des Staates unter Karl V." — Thuan, eigentlich de Thou, französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, 1553—1617. Sein berühmtestes Werk ist die lateinisch geschriebene „Geschichte seiner Zeit". Vgl. Schiller X, 2, 13, Z. 24. — Francesco Guicciardini, italienischer Geschichtschreiber, 1482—1540, schrieb: „Geschichte Italiens von 1492—1530". — 28. Paul Jovius, berühmter Geschichtschreiber, Italiener, 1183—1552, schrieb gleichfalls lateinisch eine „Geschichte seiner Zeit".

a Castro, Ferron, Surius &c., als die insgesamt Luthers Aufstand aus andern Quellen herleiten und von dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern wir wollen uns ohne alles Bedenken auf die Schriften der giftigsten Feinde Luthers berufen, welche den möglichsten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu sammeln und drucken zu lassen, was ihre Raserei wider ihn Verdächtiges und Lächerliches nur aussinnen können. Es ist dieser Umstand wahrhaftig nicht obenhin anzusehen, daß unter allen diesen Vorfechtern, welche vom Jahr 1517 bis an den Tod Luthers, 1546, ihm mündlich und schriftlich einen Rang abzulaufen gesucht, auch nicht einmal in dem ersten Treffen, als von dem Ablaß allein und von den Ursachen des angefangenen Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger so unverschämt gewesen, daß er diesen Bewegungsgrund angegeben und Luthern eines solchen Neides beschuldiget hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur Last gelegt worden. — — Cochläus selbst, der unglückliche Erfinder dieser Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegengesetzt, davon nicht einmal gelallt, sondern ist erst (§. 4) nach dessen Tode, in dem Verzeichnisse der Thaten und Schriften Martin Luthers in Sachsen, damit hervorgerückt" &c.

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sei, behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sei daran gedacht worden.

Doch beides, mit Erlaubnis des Herrn Doktors, ist falsch. Ich kenne ein Zeugnis, welches sich von einem andern als von Cochläo herschreibt und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: „Habes primam," sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzählt, „hujus Tragœdiæ scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Dominicanus

1. Alphonsus a Castro, Beichtvater Karls V., Bischof zu Brügge, starb 1558, schrieb „14 Bücher gegen alle Ketzereien". — Arnold Ferron, 1515—1563, Fortsetzer von Paulus Ämilius' „Französischer Geschichte von Karl VIII. bis Heinrich II." — Lorenz Surius, Kartäusermönch zu Köln, schrieb gleichfalls eine lateinische „Geschichte seiner Zeit", 1522 bis 1578. — 31 ff. Habes primam hujus Tragœdiæ scenam etc. Du hast den ersten Auftritt dieses Trauerspiels, welches wir den Gehässigkeiten der Mönche verdanken. Denn während der Augustiner auf den Dominikaner, und der Dominikaner

vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quæso poterimus præter gravissima dissidia sperare?“

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meinen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß! Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546 geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31. August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius? — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch so wohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius, der in Neapolis den ersten Samen des Luthertums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mitteilen, was ich von ihm weiß. — Alphonsus Valdesius war magnæ spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedne Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

wieder auf den Augustiner und diese wieder auf die Franziskaner neidisch sind, was werden wir da wohl hoffen können als die schlimmsten Streitigkeiten?

12. 15. Alonso de Valdés (Alphonsus Valdesius) und Juan de Valdés (Johann Valdesius) wurden um das Jahr 1500 zu Cuenca in Castilien geboren. Beide Brüder waren Freunde und Förderer der Reformation. Alonso begleitete den jungen König Karl im Jahre 1520 zur Kaiserkrönung nach Aachen, und weiter nach Worms, wo er die Lutherschen Schriften verbrennen sah. Bei dem Augsburger Reichstage von 1530 verhandelte er als Sekretär des Kaisers vielfach mit Melanchthon. — 22. Der Vorname Peter Martyr war in Italien, seitdem 1252 Peter von Verona als Inquisitor von Ketzern ermordet und bald darauf als Märtyrer heilig gesprochen worden war, sehr gewöhnlich. 1) Der bekannteste des Namens ist Peter Martyr Vermigli (Vermilius), der gelehrteste und berühmteste der italienischen Protestanten des 16. Jahrhunderts, geb. zu Florenz den 8. Sept. 1500, nach einander Professor und Prediger in Zürich, Straßburg und Oxford, gest. den 12. Nov. 1562 zu Zürich. 2) Peter Martyr d'Anghiera (Anglerius), geb. 1455 zu Arona im Herzogtum Mailand, berühmt als Staatsmann (unter Ferdinand dem Katholischen) und historischer Schriftsteller, gest. um 1526 in Granada.

Meinen Währmann aber wird man ohne Zweifel daraus erraten können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein geborner Mailänder aus Anghiera, verließ sein Vaterland und begab sich nach Spanien, wo er bei dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten sehr hochgeschätzt. Sie sind das erste Mal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amsterdam, in ebendemselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgeteilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundertundneunundachtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem siebenhundertundzweiundzwanzigsten teilet Martyr zwei Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beide betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520 und der zweite aus Worms den 15. Mai 1521 datiert. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381. Seite der zweiten angeführten Ausgabe selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in den 699. eingerückt; allein er betrifft ganz etwas anders, die Krönung Karls nämlich zum römischen Könige, bei welcher er zu Aachen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erstern Briefen etwas umständlicher rede, besonders da sie so wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzu wohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unparteilichkeit geschrieben zu sein scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Übersetzung derselben dem Leser angenehm sein wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir

9. Complut, Alcala.

angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt, ist folgender: „*Petrus Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quæ in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quæ ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonso Valdesio,* magnæ spei juvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet." Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sei, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man sonst darunter verstehen solle. Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Zustande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Wert nicht verlieren. Hier sind sie:

Der erste Brief des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangest von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will Dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst ohne Zweifel gehört haben, daß der Papst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und großen Tempel bauen zu lassen angefangen habe. Er hielt es vermutlich für unanständig, daß der oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Teilen der Welt unzählige Menschen der Religion wegen daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmut, diesen Bau auch gewiß zustande gebracht haben, wenn ihn nicht mitten in dem Laufe der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo X. folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle; weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Bei-

3 ff. „*Petrus Martyr* ... habet." Petrus Martyr aus Anghiera im Mailändischen seinen Schülern den Marchesen. Was im Reiche geschieht, ist euch nicht unbekannt. Von dem, was uns aus dem Ausland kommt, leset ein gräßliches Wunder, welches mir von Alphons von Valdes, einem hoffnungsvollen Jüngling, dessen Vater, Ferdinand von Valdes, Statthalter von Cuenca, ihr kennt, ebenso treu als zierlich geschrieben worden ist, dessen Brief so lautet.

steuer geben wollten. Er hoffte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter den Deutschen, welche die römische Kirche mit einer ganz besondern Hochachtung verehrten, zusammenbringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, daß es nicht entweder durch die Gewalt der Zeit oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner andern christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darinne übertroffen wird. Es sprang nämlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominikaner predigte und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vorteil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Augustinermönch mit Namen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner verschiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Papst erlaubt habe oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er diese Artikel gelesen hatte, geriet wider den Augustiner in Wut; die Mönche fingen nunmehr an, teils mit Scheltworten, teils mit Gründen hitzig unter einander zu streiten; einige verteidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennet) der Augustiner den päpstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte und vorgab, er sei nicht sowohl zum Heile des christlichen Volks, als vielmehr um den Geiz der Priester zu sättigen, erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Augustiner und beide auf die Franziskaner neidisch sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweiten Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friedrich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Kardinal und Erzbischofe zu Mainz, Alberto, seinem Kollegen bei Erwählung römischer Kaiser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vorteil zufließen werde, so wie er mit dem Papste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Mainz diesen Vorteil zu entrücken, so bediente er sich des Mönchs, der zu allem kühn und

unverschämt genug war und dem päpstlichen Ablasse schon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrame war gelöset worden, den Kommissaren wegnehmen und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der heil. Petrikirche überbringen und zusehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeigeschafft würde, in Rom mache. Der Papst, dem es zukömmt, die Freiheit der Kirche zu beschützen und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päpstlichen Heiligkeit einzig und allein zustehet, ermahnte den Herzog zu verschiednen Malen, teils durch die höflichsten Briefe, teils durch besondre Abgeordnete, daß er dem päpstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangne Geld wieder herausgeben möge. Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte und auf seiner Meinung blieb, so that ihn der Papst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bei dem Herzoge einzuschmeicheln, nicht versäumen und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Papst keinen unschuldigerweise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an, sehr viel Heftiges wider den römischen Papst und seine Anhänger auszustoßen, welches alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüter der Deutschen waren schon längst durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer aufgebracht worden und hatten schon heimlich das Joch des römischen Papstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß, sobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, sie bei allen einen ganz erstaunlichen Beifall fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worinne man Luthers Lehren untersuchen und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Papst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium furchte, da er,

37. furchte, vgl. V, 187, Z. 33. IX, 1, 9, Z. 7.

die Wahrheit frei zu sagen, seinen Privatvorteil, welcher vielleicht dabei Gefahr laufen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften ohne Untersuchung vertilgen wollte: so schickte er einen Legatum a Latere an den Kaiser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß Luthern von dem Kaiser und dem ganzen römischen Reiche ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augsburg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kaiser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu verteidigen und mit dem Cajetanus (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetanus sagte: man müsse den Mönch ganz und gar nicht anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Papst geschrieben hätte. Allein die Reichsstände erwiderten: es würde sehr unbillig sein, wenn man ihn unverhört verdammen oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu verteidigen entschlossen wäre, ohne Überzeugung zu widerrufen. Wenn daher Cajetan (der, wie Du weißt, in der heiligen Schrift selbst nicht unerfahren ist) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kaiser bereit, ihn zu verurteilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiedenemal versuchte und sehr unglücklich damit war, so begab er sich unverrichteter Sache wieder fort. Luther aber, der mit größern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphierte, als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Papst sahe, daß er es im Guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Strafe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht sowohl aufgebracht, als völlig in Raserei gesetzt, und erklärte den Papst selbst (welche Unverschämtheit) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel

„De Captivitate Babylonica Ecclesiæ“ heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päpste angreift. Er behauptet sogar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Kostnitz unschuldig sei verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig verteidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, soviel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten und also beiseite geschafft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüter der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß, wenn der Papst nicht die Klugheit oder der Kaiser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung dem Übel abzuhelfen, nur allzu sehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greifen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwider vorhanden sein wird. — — So viel habe ich Dir vor jetzt melden wollen. Nimm es geneigt auf und lebe wohl! Brüssel, den 31. August 1520.“

Zweiter Brief
des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Den Ursprung der Lutherischen Sekte und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag habe ich Dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kaiser in diese Stadt Worms die Kurfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammenberufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget und andre ihm beizutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther unter kaiserlichem sicherm Geleite nach Worms gerufen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschließen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig sein würde, ihn unerhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmig-

1. „De Captivitate Babylonica Ecclesiæ“, Über die Babylonische Gefangenschaft der Kirche. — 20. 31. August 1520. Groß vermutet, der Brief sei den 31. Dezember 1520 geschrieben worden.

keit des Kaisers zukomme, wenn Luther seine Irrtümer widerrufe, das übrige, was er sonst so gelehrt als christlich geschrieben habe, zu untersuchen und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päpstlichen Stuhles zu befreien. Da der Kaiser sahe, daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luthern unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herumgingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geschrieben habe, widerrufen wolle oder nicht. Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle es weder jetzt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sei. Was aber den zweiten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nämlich das, was er geschrieben habe, widerrufen wolle, so bat er, der Kaiser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kaiser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kaiser, die Kurfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweiten Teil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, teils in lateinischer, teils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit: daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sei, widerrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem Alten oder Neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre beiseite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bei den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle, so antwortete er: er wolle nichts widerrufen und könne auch bei den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal selbst widersprochen hätten. Der Kaiser befahl ihm hierauf, abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag drauf ließ er die Kurfürsten zu sich kommen und legte ihnen eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sei, erklärte und sie insgesamt seiner Meinung beizutreten bat, daß man nämlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner ergehen und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände

aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreit wären, lagen dem Kaiser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens insgeheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kaiser dieses erlaubt, und sie ganzer drei Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das kaiserliche Dekret. Als dieses geschehen war, wollte der Kaiser gleichwohl nicht wider das Luthern erteilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kaiser ließ nunmehr in seinem, in der Kurfürsten und aller Reichsstände Namen nicht nur ein sehr scharfes Edikt wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, soviel man deren hier finden konnte, mit großem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast Du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wider den päpstlichen Stuhl allzu erbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaisers bei ihnen von großem Nachdrucke sein werden, weil man, auch nach Ergehung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frei und ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht mutmaßen, was vollends in Abwesenheit des Kaisers geschehen wird. Diesem Übel hätte zum größten Nutzen der Christenheit ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Papst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vorteilen vorzöge. Allein da er sein Recht auf das hartnäckigste verteidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affekte, Luthern verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl! Worms, den 15. Mai 1521."

* * *

Ich bin so weit entfernt, diesen Briefen eine Lobrede zu halten und mich zu ihrem ungedingten Verteidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinne entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgeteilt als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegensetze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfnen Neid nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabei ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sei.

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworne Feind des großen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sei, so will ich sie doch deswegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmütigen Charakter vergleicht. Er, der durch seine Glaubensverbesserung nichts Irdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht oder, welches auf Eins hinauskömmt, der Neid über den Gewinn eines andern dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, verteidigen, widerlegen und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich und öfters auch nicht; denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet und uns doch nicht das Geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch

also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Ägypten ward durch einen Totschlag, und man mag sagen, was man will, durch einen strafbaren Totschlag veranlaßt; ist er aber deswegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weiß wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein ich weiß auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursach kleben und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bei uns in Segen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt, meinem Urteile nach, viel zu ausschweifend sein. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sei in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte! Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch sein. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel der Menschen ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können!

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaube, sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Valdesius über die Fehler des Papsts sehr frei darinne erklärt und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre Theologen ein wenig ge-

nauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: Dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Papst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bei dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: „Der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerei.“ Liegt in dem Worte „Mönchszänkerei“ nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiednen Ordensleuten herrschte? und hätte der Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon!

Pope ein Metaphysiker!

[1755.]

Vorwort des Herausgebers.

Wir haben hier eine gemeinsame Arbeit Lessings und Mendelssohns vor uns, die schon deshalb unser Interesse erregen muß. Durch das Ganze allerdings weht Lessingscher Geist, auch spricht er mit Ausnahme des Vorworts immer nur in der ersten Person der Einzahl. Mendelssohns Anteil wird sich wohl auf die Widerlegung der Ansicht der Berliner Akademie beschränken, die Anschauung Popes sei die Leibnizische.

Die Aufgabe war von der Berliner Akademie, wie schon Gottsched erkannte, in der Absicht gestellt worden, das System ihres Stifters, Leibniz, von der „besten Welt" lächerlich zu machen, wie sie dies auch schon in der Aufgabe „über die Monaden", die Lessing zum Angelpunkte der Handlung seines Lustspiels „Der junge Gelehrte" machte, gethan hatte. Es konnte folglich den beiden verbundenen Freunden nicht beifallen, sich wirklich um den Preis der Akademie zu bewerben. Denn einerseits hatte Lessing, als Dichter, eine zu große Hochachtung für das Recht des Dichters, das Schönste auf den Fluren der Wissenschaft zu suchen, und damit seine Lieder zu schmücken. Dies hatte er schon ein Jahr zuvor in seinen „Rettungen des Horaz" beansprucht. Andrerseits waren beide Freunde nicht gewillt, ihren Heros Leibniz von den kleinlichen Geistern, die sich damals in der Berliner Akademie breit machten, verkleinern zu lassen. Statt aber zu beweisen, daß Leibniz recht hatte, was man ihnen doch nicht geglaubt haben würde, bewiesen sie, daß die Akademie unrecht hatte, eine solche Aufgabe zu stellen, daß schon die Fassung derselben verkehrt war und einen unlösbaren Widerspruch enthielt.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften veranlaßt worden, und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deswegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publico preisgiebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten, so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die akademischen Richter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände, welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen — sie hat zwei Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können als unter diesem:

Compulerant — — greges Corydon et Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden sein! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

---

17. Corydon und Thyrsis hatten ihre Herden an Einen Ort zusammengetrieben. Virgils Ecloge VII, V. 2.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze „alles ist gut" enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes der Hypothes seines Urhebers gemäß bestimme,

Zweitens ihn mit dem System des Optimismus oder der Wahl des Besten genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sei.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze „alles ist gut" enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu sein scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibniz und Spinoza und unzählig andere einmütig bekennen „es sei alles gut", so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darin enthalten sein. Sie sind der Schluß, welchen jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntnis derer, welche ohne Lehrgebäude philosophiert haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären, so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabei sein. „Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut sein", ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort,

5. Hypothes, vgl. III, 1, S. 122.

mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bei einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe sein können?

Wenn ich also glauben könnte, der Konzipient der akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten „alles ist gut" ein System zu finden verlangt, so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort „System" in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll. Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn der falschen Worte ungeachtet durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zufolge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit, „daß alles gut sei", dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Konklusion liegen, deren zu ebenderselben eine unendliche Menge sein können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen befragt zu haben: Wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand herumgeschwärmt, ebenderselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philo-

30. Saul unter den Propheten, 1. Sam. 10, 11.

sophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zunichte. — — Wenn, wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung wert erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner sein — — nicht zwei mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beides zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,

ob ein Dichter als ein Dichter ein System haben könne,

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts „System" vorauszuschicken. Doch ich bleibe bei der Bescheidenheit, die ich schon oben verraten habe. Es ist so ungeziemend als unnötig, einer Versammlung von Philosophen, das ist einer Versammlung systematischer Köpfe, zu sagen, was ein System sei.

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sei; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weiß, wie vieles die Worte „vollkommen" und „sinnlich" in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urteilen will.

Ein System also und eine sinnliche Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschließen müssen, auf

welchen es eben hier ankömmt, und für das System überhaupt ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also und eine sinnliche Rede, beides in Einem — — Ob diese wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen dem Scheine nach gleichgültigen verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin bestehet das Wesen derselben? — — Darin, daß sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben, daß sie bald zu viel und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker von der Gattung eines Böhmens kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht in beständigen Schlüssen immer von dem Leichtern zu dem Schwerern fort; er nimmt sich nichts vorweg, er holet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art aus einander könnte wachsen sehen, so würde ihr Wachstum ebendieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Überzeugung von derselben hinaufgehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sklavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegenzusetzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne, ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikurs enthalte; sollte man mir andere seinesgleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Silbenmaß oder auch

18. Der Görlitzer Schuster Jakob Böhme (1575—1624), Urheber eines theosophisch-mystischen Systems. Vgl. S. 384, Z. 25. — 32. Des römischen Dichters Titus Lucretius Carus (geb. um 99 v. Chr.) Lehrgedicht „De rerum natura“, nach den philosophischen Grundsätzen Epikurs.

in Reime bringen könne, sondern ich leugne, daß dieses in ein Silbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe, und was alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden sein als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich, weiter aber auch nichts als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre großen Geister sollen immer die größten und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder sein. Es schien ihnen nicht Ruhms genug, Popen den vortrefflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein ebenso großer Philosoph als Poet sei. Das ist, sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein Großes erniedrigen. Doch das letztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter als Dichter kein System machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keins machen will, gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvierten keine Unmöglichkeit und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten sein. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck als eine tiefsinnige Überzeugung — — Was mußte er wohl also in dieser Absicht thun? Er mußte ohne Zweifel alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Teile von gleicher Deutlichkeit sein können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich sogleich aus dem Grundsatze, andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten sein, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann, wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrieglich sind. Genug, daß er alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug, daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bei den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneca, wenn er überall genau bei seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; ebenso gewiß, als die Tugend in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen; Pope mag eine Ausnahme sein. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen sein, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen, und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Punkte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch-kritische Anmerkungen beifügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popische System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe und in dem vierten hin und wieder suchen. Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Miene machte, und ich zweifele, ob man außer folgenden dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget ist, sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget sein, wenn er anders einer gefolget ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben

Dieser Satz gehört Popen nicht eigentümlich zu, vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44:

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: Wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen müsse. „Wenn" kann hier keine Ungewißheit anzeigen, sondern weil er seine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, so muß es hier eben das sein, als wenn er gesagt hätte: da man notwendig gestehen muß ꝛc.

Zweiter Satz.

In diesem besten System muß alles zusammenhangen, wenn nicht alles ineinanderfallen soll.

1. B. Z. 45:

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: „or not coherent be". Ich

5. ersten Briefe, Popes „Essay on Man" besteht aus vier Briefen. — 35. „or not coherent be", oder nicht zusammenhangend sein.

vermute nicht ohne Grund, daß es, anstatt not, all heißen müsse. Gesetzt aber, Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber, verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sei. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46): „and all that rises, rise in due degree," d. h. mit dem vorhergehenden zusammengenommen: Es muß alles ineinanderfallen oder alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darin, daß sich alles stufenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er (Z. 233): Wenn einige Wesen vollkommen werden sollen, so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, sobald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. „Each System in gradation roll" (Z. 239): Ein jedes System gehet stufenweise fort, sagt überhaupt ebendieses. Und ebendiese allmähliche Degradation nennt er die große Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief, Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Z. 47 u. ff.)

Order is heav'n's great law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begriff verknüpfe, als den wir eben auseinandergesetzt haben.

28 ff. Ordnung ist des Himmels großes Gesetz; und, dieses zugestanden, sind und müssen einige wichtiger, reicher, weiser als die andern sein u. s. w.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen sein.

1. B. Z. 47. 48:

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen, so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen sein.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als weil in der besten Welt alles ineinanderfallen oder zusammenhangen und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope vermutlich dem Einwurfe begegnen zu können nicht geglaubt, warum so ein Wesen wie der Mensch erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden. Auf das letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1. Zeile 251 u. ff.) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hilfe und sagt, daß dieses Verlangen ebenso lächerlich sei als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf und der Kopf mit seinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geistes zu sein begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160) drücket er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet, die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte

mit veränderten Worten nichts anders sagen als dieses, warum der Mensch nicht ein Gott und die Erde nicht ein Himmel sei.

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1. B. Z. 175:

All in exact proportion of the state,

und in der 71sten Zeile ebendesselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kommt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sei wirklich in der Welt in einen Zustand gesetzt worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1. B. Z. 49. 50:

And all the question (wrangled e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen, als er sein soll.

1. B. Z. 70:

Man's as perfect as he ought,

das heißt: Der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen, und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber jenes sei, erhelle klar, wenn man den Zustand, darin der Mensch lebe, selbst betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen und nicht nach besondern Gesetzen, und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeine Gesetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34:

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws,

und Z. 119. ebd. B.:

Think we like some weak prince th' eternal cause
Prone for his fav'rites to reverse his laws?

7. Alles in genauem Verhältnis zum Zustande. — 10. Da er nach seinem Zustande und Platze gemessen ist. — 16 f. Und die ganze (früher so lang verwickelte) Frage ist nur diese, ob Gott ihn falsch gestellt hat. — 34 f. Denken wir die ewige Ursache [= Gott] wie irgend einen schwachen Fürsten geneigt, für seine Günstlinge seine Gesetze umzustoßen?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus und erläutert ihn durch Beispiele. Er scheint aber damit das System des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenngleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sei; allein es sei genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Übel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Ratschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an, die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunterfalle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe, und wie oft richte er nicht Überschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre! Ihrer Meinung also nach können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genugthäten. Oder, fragen sie, sollte Gott eines Lieblings willen — — der wißbegierige Weltweise sei zum Exempel dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Ätna Feuer speien muß?

4. B. Z. 121. 122:

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebenter Satz.

Kein Übel kömmt von Gott.

Das ist: Das Übel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

3. Nik. Malebranche (1638—1715), Schüler des Cartesius und Fortbildner seiner Philosophie. — 30 f. Soll der brennende Ätna, wenn es ein Weiser fordert, vergessen zu donnern und seine Feuer zurückrufen?

4. B. Z. 110:

God sends not ill.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ungefähr so geschlossen. Wenn das Übel nur in besondern Fällen entsteht und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist, Gott aber nur diese allgemeine Gesetze als allgemeine Gesetze für gut befunden und zum Gegenstande seines Willens gemacht hat, so kann man nicht sagen, daß er das Übel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches sie keine allgemeine Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein Großes kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Übel sehr selten sei. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Übel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt (1. B. Z. 143): „th' exceptions are few," und an einem andern Orte: „Nature lets it fall," das Übel nämlich. Ich werde diesen Punkt in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. B. Z. 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void,
Where, one step broken, the great scale's destroy'd,

und Z. 239—242:

And if each system in gradation roll
Alike essential to th' amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

16. „th' exceptions are few", der Ausnahmen sind wenige. — 17. „Nature lets it fall", die Natur läßt es fallen. — 25 ff. Sollten wir auf höhere Kräfte drücken, so konnten es niedere auf die unseren: oder in der vollen Schöpfung eine Lücke lassen, wo, wenn Eine Sprosse zerbrochen, die große Leiter zerstört ist. — 30 ff. Und wenn jedes System in Stufenfolge rollt, gleich wesentlich für das Staunen erregende Ganze: dann mag nur in Einem die geringste Verwirrung sein, so muß nicht nur dieses ganze System, sondern das Ganze fallen.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwiderhandeln sollen.

1. B. Z. 145. 146:

If the great end be human happiness,
Then nature *deviats*, and can man do less?

4. B. Z. 112. 113:

Or partial ill is universal good
— — — — or nature lets it fall.

1. B. Z. 161. 162:

— all subsists by elemental strife,
And passions are the elements of life.

Zehnter Satz.

Es ist nicht alles um des Menschen willen geschaffen worden, sondern der Mensch selbst ist vielleicht um eines andern Dinges willen da.

1. B. Z. 57:

— man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. B. Z. 24:

Made beast in aid of man, and man of beast.

Elfter Satz.

Die Unwissenheit unsers zukünftigen Zustandes ist uns zu unserm Besten gegeben worden.

Wer würde ohne sie, sagt der Dichter, sein Leben hier ertragen können? (1. B. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81:

Oh blindness of the future! kindly giv'n
That each etc.

7 f. Wenn das große Ziel menschliche Glückseligkeit ist, dann weicht die Natur aus ihrer Bahn, und kann der Mensch weniger thun? — 10 f. Entweder ist teilweises Übel allgemeines Gute — — — oder die Natur läßt es fallen. — 13 f. Alles besteht durch den Streit der Elemente, und Leidenschaften sind die Elemente des Lebens. — 20 ff. Der Mensch, welcher hier allein die erste Rolle zu spielen scheint, spielt vielleicht die zweite im Verhältnis zu irgend einem unbekannten Weltkreis. — 23. Schuf das Tier zu des Menschen und den Menschen zu des Tieres Unterstützung.

Anstatt der Kenntnis des Zukünftigen aber, sagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geschenkt, welche allein vermögend ist, uns unsre letzten Augenblicke zu versüßen.

Zwölfter Satz.

Der Mensch kann sich ohne seinen Nachteil keine schärfern Sinne wünschen.

Die Stelle, worin er dieses beweiset, ist zu lang, sie hier abzuschreiben. Sie stehet in dem ersten Briefe und geht von der 185sten Zeile bis zu der 198sten. Dieser Satz aber und die zwei vorhergehenden sind eigentlich nähere Beweise des fünften Satzes und sollen darthun, daß dem Menschen wirklich solche Gaben und Fähigkeiten zuteil worden, als sich für seinen Stand am besten schicken. Die Frage wäre also beantwortet, auf welche es nach Popens Meinung in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt.

If God has placed him (*man*) wrong?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. B. Z. 83:

Modes of self-love the passions we may call.

Ebd. Z. 44:

Self-love to urge, and reason to restrain,

und 1. B. Z. 162:

Passions are the elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen; allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist, daß sie alle von einem wirklichen oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Übel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Ratschluß hätte aufheben müssen.

2. B. Z. 84:

'Tis real good, or seeming, moves them all.

23. Die Eigenliebe hervorzuheben, und die Vernunft einzuschränken. — 35. Das wirkliche oder scheinbar Gute bewegt sie alle.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, „daß alles gut sei“, „que tout ce qui est, est bien.“ Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Übersetzer aus. Allein ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie, wenn Pope nicht gesagt hätte, „daß alles gut“, sondern nur „daß alles recht sei“? Wollte man wohl „recht“ und „gut“ für einerlei nehmen? Hier sind seine Worte (1. B. Z. 286):

— Whatever is, is *right*.

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382), wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwangs überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen sein, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Übel fallen lasse, so konnte er wohl sagen, daß dem ohngeachtet alles recht sei, aber unmöglich, daß alles gut sei. Recht ist alles, weil alles und das Übel selbst in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn alles sein, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien weniger sagt als bon, ja, daß es fast etwas anderes sagt; desgleichen auch, daß das deutsche „gut“, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur „recht“ ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische: Es ist alles gut, oder „tout ce qui est, est bien“ gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut sein und die vorgetragenen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden sein. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Teil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwan-

kendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht notwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnizischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen, ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibnizischen Sätze für poetisch habe erklären wollen.

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem mehr als menschlichen Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beibehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da, und verschiedne sind allzu speziell und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig sein.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibniz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem übrigen erhellen. Warburton aber hat völlig unrecht, wenn er diesen Satz unabhängig von den andern Sätzen nicht sowohl für Leibnizisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Konzipient der akademischen Frage anstatt des Satzes „alles ist gut“ notwendig diesen und keinen

24 f. Leibniz hat sich ... so ausgedrückt, z. B. in der „Theodicee“ (übersetzt von Gottsched, S. 204): „Der Ratschluß Gottes besteht lediglich in dem Entschlusse, den er, nachdem er alle möglichen Welten mit einander verglichen, ergreift, diejenige zu erwählen, welche die beste ist, und sie durch das allmächtige Wort: Es werde! mit allem, was in ihr ist, zur Wirklichkeit kommen zu lassen.“ — 26. William Warburton (geb. 1698, gest. 1779 als Bischof von Glouceſter), Verfasser der „Divine Legation of Moses“, trat im Jahre 1739 als Verteidiger von Popes „Essay on Man“ auf.

andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnizische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibniz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die teils neben einander existieren, teils auf einander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle wie die Räder der Maschine mit einander vereiniget wären, das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen so und nicht anders neben ihm sind, und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Teil der Welt muß ihm ein Spiegel sein, in welchem er alle übrigen Teile, die neben demselben sind, sowie alle Zustände, in welchen die Welt war oder je sein wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibniz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt sein müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: „die Schöpfung ist voll", so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen,

21. Spiegel, der Ausdruck ist Leibnizisch. Vgl. „Vernünftige Grundsätze von der Natur und von der Gnade" („Theodicee", übersetzt von Gottsched, S. 770): „Und weil wegen der Fülle der Welt alles verbunden ist, und jeder Körper auf jeden andern Körper nach dem Maße seiner Weite mehr oder weniger wirket und durch die Gegenwirkung davon gerühret wird, so folget, daß jede Monas ein lebendiger oder mit einer innern Wirksamkeit begabter Spiegel sei, der das Weltgebäude nach seinem Gesichtspunkte vorstellet und ebenso geordnet ist als das Weltgebäude selbst." Ebenda S. 777: „Aus der Vollkommenheit des höchsten Urhebers folget auch noch, daß nicht nur die Ordnung des ganzen Weltgebäudes die allervollkommenste sei, sondern daß auch ein jeder lebendiger Spiegel, der nach seinem Gesichtspunkte das Weltgebäude vorstellet, das heißt, daß jede Monas, jeder wesentliche Mittelpunkt seine Empfindungen und Begierden haben muß, die so gut, als es sich mit den übrigen verträgt, aufs beste geordnet sind." Ebenda S. 778: „Was die vernünftige Seele oder den Geist anbelanget, so ist in ihm etwas mehr als in den Monaden oder in den einfachen Substanzen. Er ist nicht nur ein Spiegel des Weltgebäudes, sondern auch noch ein Ebenbild Gottes." Vgl. Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 120 ff.

als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnizen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander existierenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu sein. Etwas ganz anders aber versteht Pope unter seiner *full creation,* wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt.

1. B. Z. 235:

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a void.

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von „leer" und „voll" in Ansehung der Schöpfung als Leibniz, und daher konnten sie beide sagen: „the creation is full", ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß notwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer sein würde.

Leibniz hingegen beweiset das notwendige Dasein des Menschen a posteriori und schließt: Weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerlei Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt bloß deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Ratschlüsse aufheben wolle. Notwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen sein, die Gott der besten Welt unbeschadet hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in

einigen Fällen durch einen besondern Ratschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sei.

4. B. Z. 112:

Or partial ill is universal good
— — or nature lets it fall.

Dieses „oder, oder" zeigt genugsam, daß das Übel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibniz von allem diesen? — Leibniz behauptet, der allgemeine Ratschluß Gottes entstehe aus allen besondern Ratschlüssen zusammengenommen, und Gott könne ohne der besten Welt zum Nachteile kein Übel durch einen besondern Ratschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, das ist aus dem System der wirkenden Ursachen, etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hievon die „Theodicee", §§. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibniz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig sein können. Leibniz sagt: „Wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen, da müssen notwendig einige derselben wider einander stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen." Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren, allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Übel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommen-

heit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott der besten Welt unbeschadet einige Übel daraus hätte weglassen können, ohne etwas Merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Übel fließen, lieber gewollt und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals um eines Lieblings willen zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibniz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmähliche Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann nach seiner Meinung nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu sein aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches ebensoviel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibniz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze

3 ff. Vgl. den, von Lessing angeführten, §. 204 der „Theodicee", Teil II (übersetzt von Gottsched, S. 408 f.): „Als sich dieser vortreffliche Verfasser des Traktats von der Untersuchung der Wahrheit [der Cartesianer Malebranche] von der Philosophie auf die Theologie gewendet, so hat er endlich einen sehr schönen Traktat von der Natur und Gnade herausgegeben, darinnen er nach seiner Art (wie es Herr Bayle in seinen „Gedanken über die Kometen" im 234. §. erkläret hat) zeiget: daß die Begebenheiten, welche aus Vollziehung der allgemeinen Gesetze entstehen, kein Gegenstand eines besondern göttlichen Willens sind. Es ist wahr, wenn man eine Sache will, so will man auch einigermaßen alles das, was notwendig mit selbiger verknüpfet ist: folglich kann Gott die allgemeinen Gesetze nicht wollen, ohne auf gewisse Maße alle die besondern Wirkungen zu wollen, die notwendig daraus entspringen müssen. Allein es bleibt dabei noch beständig wahr, daß man diese besondre Wirkungen und Begebenheiten nicht selbst um ihrentwegen wolle: und das versteht man auch darunter, wenn man sagt, man wolle sie nicht durch einen besondern und ausdrücklichen Willen. Es ist kein Zweifel, daß Gott, als er außer sich zu wirken beschlossen, eine solche Art zu wirken erwählet habe, die dem allervollkommensten Wesen anständig, das ist, zwar höchst einfach und gleichförmig, dabei aber nichtsdestoweniger von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen. Man kann sich auch selbst einbilden, daß er diese Art durch einen allgemeinen Willen zu wirken, für die allerbeste gehalten: obschon einige Dinge daraus entständen, die bei einer andern regelmäßigen und nicht so einfachen Art, nach dieses Paters Meinung, überflüssig, ja (wie ich noch für mich darzu setze, wenn man sie insbesondere nimmt) böse sind."

habe, und zwar, weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Teil der Schöpfung anders oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, sowohl dem Raume als der Zeit nach, anders wird, sobald das Mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen nach Popens System entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer größern Unvollkommenheit mit begreift), oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnizens Meinung hingegen müssen notwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt sein. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen sein. Keine Ausnahme aber kann stattfinden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten, und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen sein, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nötig sein, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnizischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede sein? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn sonst würde es sehr leicht sein, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, ebensowohl als Popen zum Leibnizianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch notwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz

anders als eine Bestreitung des Leibnizischen Systems von der besten Welt sein. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz anders sein, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope als ein wahrer Dichter müsse mehr darauf bedacht gewesen sein, das Sinnlich-Schöne aus allen Systemen zusammenzusuchen und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwiderlaufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmählichen Degradation der Vollkommenheit geordnet sein müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet, so kann unsre Welt unmöglich die beste sein. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keinesweges aber nach einer allmählichen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Tiere und Bäume, Insekten und Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Teilen der Welt zusammenklauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmählich vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope

2. Gottsched hatte 1753 in einem Programm, „De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Angelo, tacite autem G. G. Leibnitzio, perperam licet, iusta“, geradezu auf die geheime Absicht der Akademie hingewiesen, den Leibnizianismus herabzusetzen. Es heißt in diesem Programm: „Verentur interim boni omnes, ne forte, uti in problemate de monadibus factum meminerunt, in praesenti quoque quaestione neganti potius, quam adstruenti eandem, palma jam parata servetur.“ (Vgl. Danzel, „Gottsched u. s. Zeit“ S. 60 f., und was die Preisaufgabe über die Monaden betrifft, Lessing I, 346 f.)

den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnizische System geleitet, daß nämlich vermöge der göttlichen Weisheit alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet sein müssen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nötig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen und nimmermehr in der allmählichen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott eines Lieblings halber seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Übel also, die in der Welt zugelassen worden, sind nach ihm allgemein gut; manche aber, die ebensowohl zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber nach seinem eigenen Bekenntnisse nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwohl so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good!

Wie verträgt sich dieses entscheidende all mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

23 f. Entweder ist teilweises Übel allgemeines Gute oder läßt Veränderung zu, oder die Natur läßt es fallen. — 31 f. Jede Zwietracht unverstandene Harmonie, jedes teilweise Übel allgemeines Gute!

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe:

— — the first almighty cause
Acts not by partial, but by gen'ral laws,

unmittelbar hinzusetzt:

Th' exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht (s. den 4. Brief, Z. 119), auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder so viel, als nötig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte *exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fließen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdann müßte sich das Wort *exceptions* nicht auf *general laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Übereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty cause
Acts not by partial, but by gen'ral laws;
Th' exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort *exceptions* irgend auf etwas anders als auf *general laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser sein würde, wenn sich *th' exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich

hier wiederum alle Übel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet und folglich das Malebranchische System unvermutet verworfen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äußerte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es auch noch nötig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht alles so stufenweise hinaufsteigt, wie Pope annimmt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen ohne diese eingebildete Ordnung durch einander vermengt sind? Ebensowenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nötig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmähliche Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht stattgefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwei Ursachen des Übels in der Welt nach Popens Meinung angeführt worden, eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreifen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

> Or partial ill is universal good,
> *Or change admits*, or nature lets it fall.

Die Worte „*nature lets it fall*“ habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten „*nature deviates*“ sagen will. Diese nämlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten, als daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten zuwider sei und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle:

If the great end be human happiness,
Then nature deviat's, and can man do less?

D. i.: Wenn die Glückseligkeit des Menschen der große Zweck ist und die Natur abweicht rc. Ebendiesen Gedanken nun, glaub' ich, hat Pope durch „nature lets it fall", „die Natur läßt es fallen", ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Übel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten „or change admits", „oder die Abwechslung läßt es zu"? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Teilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts, und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabei denken, die sich dem ohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, ebendiese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sei, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es sein? Wenigstens muß es ein ganz neues sein, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen, indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie hier und da in den Briefen ebensowohl widersprochen wird.

Zum Beweise berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die ebensowenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme als mit irgend einem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259 u. ff.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i.: Alle Dinge sind Teile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert und doch allenthalben ebenderselbe — — Er lebt in allem, was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet sich, ohne sich zu zerteilen — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft alles und macht alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu dessen Verteidigung wider den Herrn Crousaz gesagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinoza irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinozens Lehren bestehen. Die Worte

Whose body nature is, and God the soul,

„wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist", würde Spinoza nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck „Seele und Körper" scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verschiedne Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinoza! Es hat aber andre irrige Weltweisen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinozismo ebenso weit abstehen als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte „extends thro' all extent", „er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung"? Wird diese Lehre einem andern als Spinozen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten als dieser berufene Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — bloß die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes teils in der Sprache der Spinozisten, teils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealisch

9. Der Eklektiker Jean Pierre de Crousaz (1663—1748), gegen dessen Angriffe auf das Popesche System Warburtons Verteidigungsschrift gerichtet war.

und allzu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Ebenso wie sich Thomson in seiner Hymne über die vier Jahreszeiten nicht gescheuet hat, zu sagen: „these as the changes — — are but the varied God.“ Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahiert gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabei entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar in Ansehung seiner Quellen auf die Spur gekommen zu sein, wobei ich einige andre historisch-kritische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Verteidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Popens vollkommensten Beifall. „Sie haben mir,“ sagt dieser in einem Briefe an seinen Retter, „allzu viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht, als ich es hätte machen sollen und nicht gekonnt habe“ — — Man sehe die ganze Stelle unten in der Note*), aus welcher ich nur noch die Worte anführe: „Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können.“

*) I can only say, you do him *(Crousaz)* too much honour and me too much right, so odd as the expression seems; for you have made my system as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure i like it better, than i did before, and so will every man else. I know i meant just what you explain, but i did not explain my own meaning so well as you. You unterstand me as well, as i do myself, but you express me better, than i could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11. April 1739.

2. Thomson, vgl. über ihn V, S. 60 ff. III, 2, S. 107 ff. — 3 f. „these ... God“, diese, als die Veränderungen, sind nur der veränderte Gott.

Was sagt denn nun aber dieser Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse, so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt, Pope sei durchaus nicht dem Hrn. von Leibniz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnizen. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnizianer sein, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton: „Nein! denn Pope hat die Platonischen Lehren in der gehörigen Einschränkung angenommen, die Leibniz auf eine gewaltsame Art ausgedehnt. Plato sagte: 'Gott hat die beste Welt erwählt', der Herr von Leibniz aber: 'Gott hat nicht anders können, als die beste wählen.'"

Der Unterschied zwischen diesen zwei Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibniz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sei. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugesteht, wie Leibniz bereits angemerkt hat. (Theodicee, 1. Abt. § 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle, sondern ich will ihn schlechterdings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben, Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andre vielleicht ebenso gute Welt hätte wählen können; und Leibniz mag gesetzt haben, Gott habe nicht anders können, als die beste wählen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andere Art aus? Man lese doch:

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite *must* form the best etc.

24. (Theodicee, 1. Abt. §. 45.), übersetzt von Gottsched, S. 197: „Demnach muß man sich nicht mit einigen Scholastikern, die ein wenig phantastisch sind, einbilden, als wenn die künftigen zufälligen Dinge von dieser allgemeinen Regel der Natur der Sachen ausgenommen wären. Es ist allemal ein überwiegender Bewegungsgrund vorhanden, der den Willen zu seiner Wahl beweget, und zu Erhaltung der Freiheit ist es schon genug, daß dieser Bewegungsgrund ohne Zwang und Notwendigkeit bewegt (inclinat, non necessitat). Dieses ist auch die Meinung aller Alten, des Plato, Aristoteles und des heiligen Augustinus."

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit von allen möglichen Systemen das beste wählen muß“ ꝛc. — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt, und diese ist der Lord Shaftesbury, von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen und in ein deutlicher Licht gesetzt habe. Inwieweit dieses geschehen sei, und welches das verbesserte System dieses Lords sei, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Shaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der „Rhapsody“ des Shaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr als das Silbenmaß und die Reime hinzuzuthun. Statt aller aber will ich nur diese einzige anführen. Shaftesbury läßt den Philokles dem Palemon, welcher das physikalische Übel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversöhnlich ist, antworten: „The very storms and tempests had their beauty in your account, those alone excepted, which arose in human breast.“ „Selbst die Stürme und Ungewitter haben Ihrem Bedünken nach ihre Schönheit, nur diejenigen nicht, die in der menschlichen Brust aufsteigen.“ Ist dieses nicht eben das, was Pope sagt:

> If plagues or earthquakes break not heav'n's design,
> Why then a *Borgia*, or a *Catiline?*

Doch Pope muß den Shaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freie Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen und drückte sich weit vorsichtiger aus als der immer wankende Dichter. Hätte

10. Anthony Ashley Coopers Grafen von Shaftesbury (1671—1713) „Rhapsodie der Moralisten“ erschien im Jahre 1709. — 31 f. Wenn Seuchen oder Erdbeben nicht des Himmels Absicht brechen, warum dann ein Borgia oder ein Catilina?

ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen, er würde der Wahrheit und Leibnizen ungleich näher gekommen sein. Shaftesbury zum Exempel sagt: „Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt" 2c. Pope hingegen behauptet: „Die Natur weicht ab." — Ferner sagt unser Lord: „Die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise, nie kraftlos oder nachlässig, sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget."*) Leibniz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Shaftesbury gleichwohl soll gefolgt sein? Auch sagt dieser: „Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine allgemeine Zusammenstimmung entspringt."**) Die Worte „mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen" bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Shaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie „a coherence or sympathizing of things"; und unmittelbar darauf „a consent and correspondence in all". Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisieren, diese Übereinstimmung ist ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

*) Much is alledg'd in answer, to shew why nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble endeavours; but o'erpower'd by a superior rival, and by another nature's justly conquering force. *Rhapsody*, Part. 2. Sect. 3.

**) 'Tis on the contrary, from this order of inferiour and superiour things, that we admire the world's beauty, founded thus on contrarietys: whilst from such various and *disagreeing principles* a universal concord is established. Ebendaselbst.

26. „a coherence ... things", einen Zusammenhang oder ein Sympathisieren der Dinge. — 27. „a consent ... in all", eine Übereinstimmung und Wechselbeziehung in allem.

Überhaupt muß ich gestehen, daß mir Shaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnizen übereinzustimmen scheint, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Shaftesbury als das System des Pope zu untersuchen und gegen das Leibnizische zu halten aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen und das Sinnliche mit dem Abstrakten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja, auch für die würde bei dem Shaftesbury mehr zu gewinnen gewesen sein als bei dem Pope, welche Leibnizen gern vermittelst irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne erniedrigen möchten. Das Werk des Shaftesbury: „The moralists, a philosophical rhapsody“, war bereits im Jahre 1709 herausgekommen; des Leibniz „Theodicee“ hingegen trat erst gegen das Ende des Jahres 1710 an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibniz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem letztern nicht ein wenig sein geplündert worden? Ich bitte die Akademie, es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Shaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven*) entlehnt. Wo mag er sie wohl sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnizische Miene machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten „mögliche Systeme“ und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburtons verläßt mich hier, ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buchs „De origine mali“, über welches Leibniz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich

*) Eine beiläufige Erklärung der Vignette unseres Titels!

31. Anmerkungen, übersetzt von Gottsched, S. 710—767: „Anmerkungen über das Buch von dem Ursprunge des Bösen, das kürzlich in Engelland herausgekommen.“ Zu dem Folgenden vgl. ebenda S. 711: „Und in der That, da das ganze Werk aus fünf Kapiteln besteht, und das fünfte mit dem Anhang so groß ist als die andern zusammengenommen: so habe ich angemerket, daß die ersten viere, in denen vom Bösen überhaupt und von dem physikalischen insbesondere gehandelt wird, mit meinen Lehrsätzen zur Genüge übereinkommen, außer einigen besondern Stellen; und bisweilen etliche Punkte recht nachdrücklich und mit besonderer Beredsamkeit ausmachen, die ich bloß berührt habe, weil Herr Bayle

hinter seiner „Theodicee" findet. Er urteilt davon, der Verfasser desselben stimme in der einen Hälfte der Materie, von dem Übel überhaupt und dem physikalischen Übel insbesondere, sehr wohl mit ihm überein und gehe nur in der andern Hälfte, vom moralischen Übel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702 herausgekommen.

Aus diesem nun, behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert, und zwar so, daß er nicht selten ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt und sie bloß mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen und die Vergleichung den Lesern, welche beider Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King, cap. III. p. m. ed. Brem. 56.

Credendum vero est, praesens mundi systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope, Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That wisdom infinite must form the best.

2.

King, p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope, Ep. I. v. 46. 47.

Where all must fall or not coherent be,
And all that rises, rise in due degree etc.

sich nicht dabei aufgehalten hat. Das fünfte Kapitel aber mit seinen Einteilungen, deren einige so groß sind als ganze Kapitel, da von der Freiheit und dem davon abhängenden moralischen Übel gehandelt wird, ist auf solche Lehren gebauet, die wider meine und oft selbst wider des Herrn Bayle Grundsätze laufen; wenn man ihm nur gewisse und beständige Grundsätze zuschreiben könnte. Denn in diesem fünften Kapitel will man erweisen, wenn es anders möglich wäre, daß die rechte Freiheit von einer unbestimmten gänzlichen und unumschränkten indifferentia aequilibrii abhänge, so daß weder in dem, der erwählet, noch in der erwählten Sache, einige Ursache sich zu entschließen, die vor der Entschließung selbst vorhergehe, vorhanden sei: und man erwähle nicht das, was gefalle, sondern indem man ohne Ursache erwähle, so mache man, daß nur dasjenige gefalle, was man erwählet."

3.

King, p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc automato.

Pope, Ep. I. v. 56 etc.

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole.
'Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King, p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberet. Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wiederfinden, besonders gegen die 157. und 233. Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen, und zum Teil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung und der notwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Teil seiner Materie mehr zusammengeborgt als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu sein

scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund, den D. Swift schreibt. Pope hatte seinen „Versuch über den Menschen" ohne seinen Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: „Ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verloren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben."*) Heißt dieses nicht ungefähr: „Ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervorzuleuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen, so hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen?" — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen so großen Philosophen gehalten habe, ebensowenig, als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wohl sonst gleich nach obiger Stelle geschrieben haben: „Nur um eines bitte ich Sie, lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache" —?**) Das will viel sagen! Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für wert erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!

*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those essays, you saw me in the second.

**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a philosopher, till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9ten Teile der Popischen Werke, der Knoptonschen Ausgabe von 1752, auf der 254. Seite stehet.

2. Der berühmte englische Satiriker Jonathan Swift (geb. 1667 zu Dublin, gest. 1745).

Inhalt.